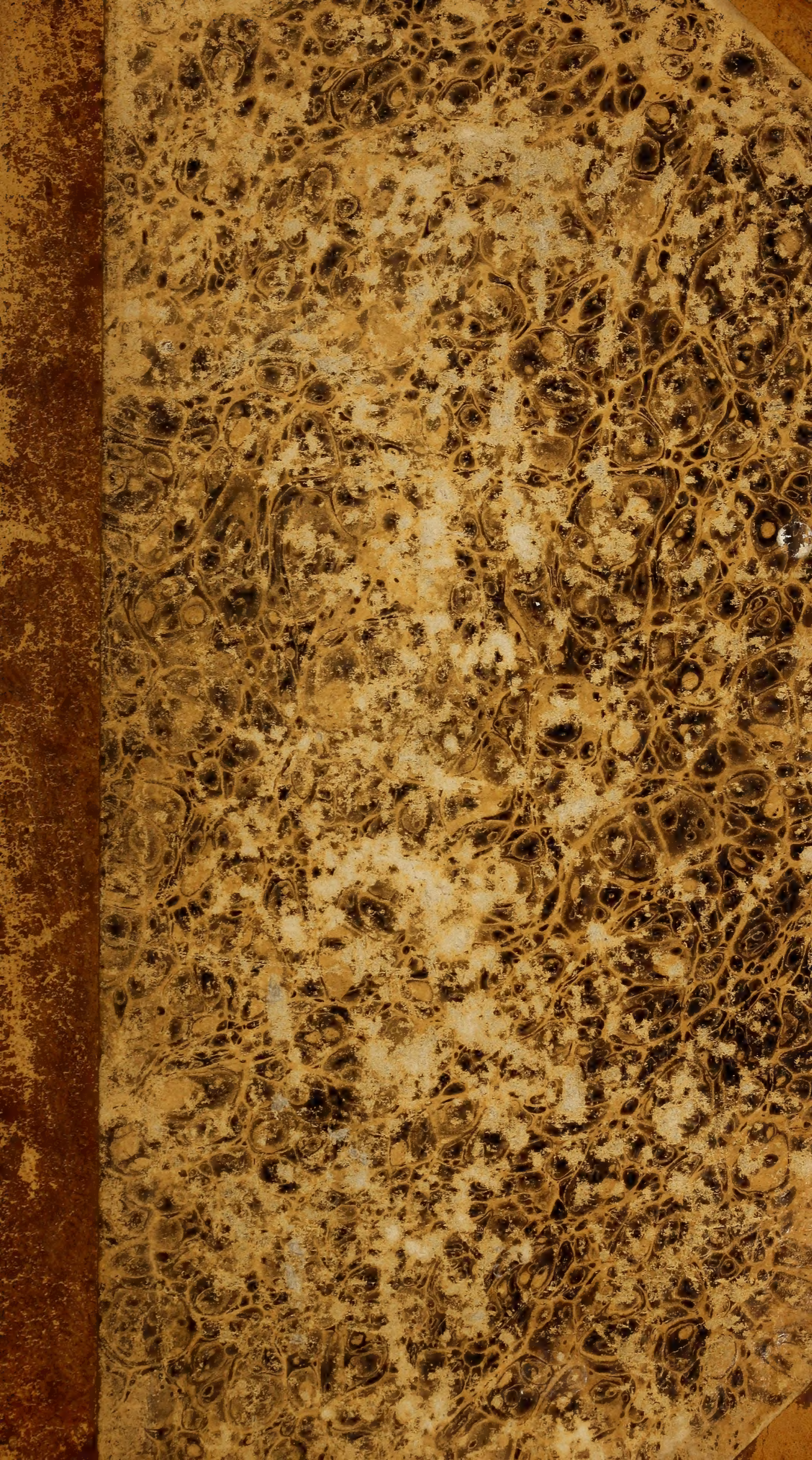
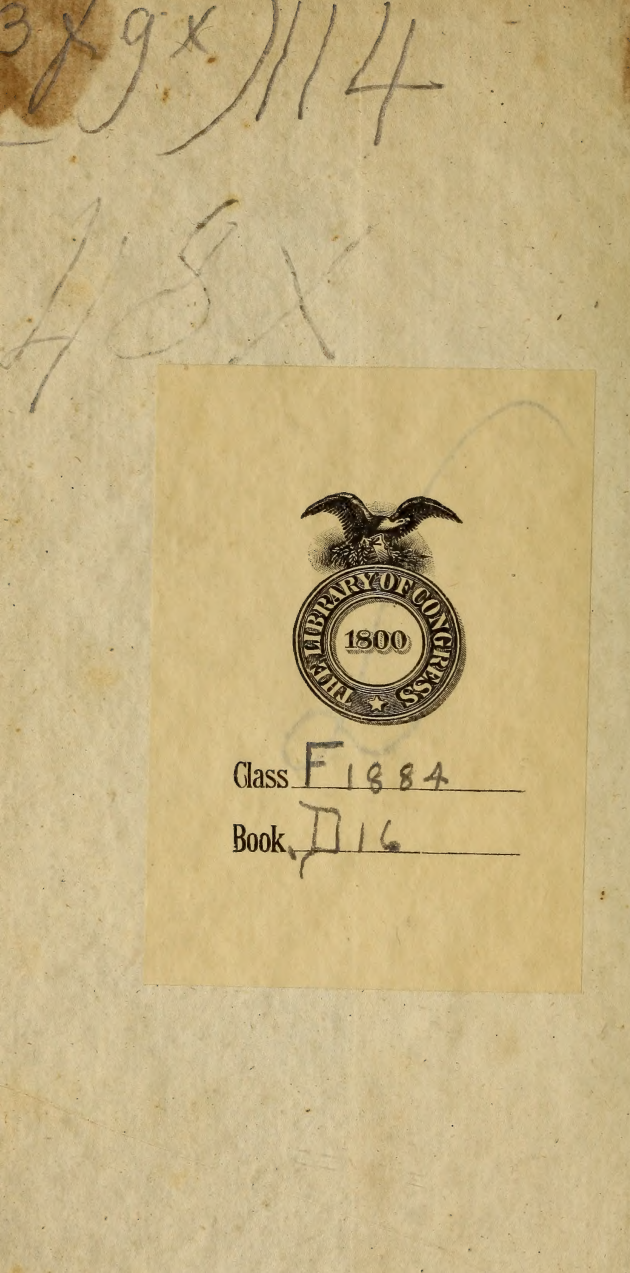
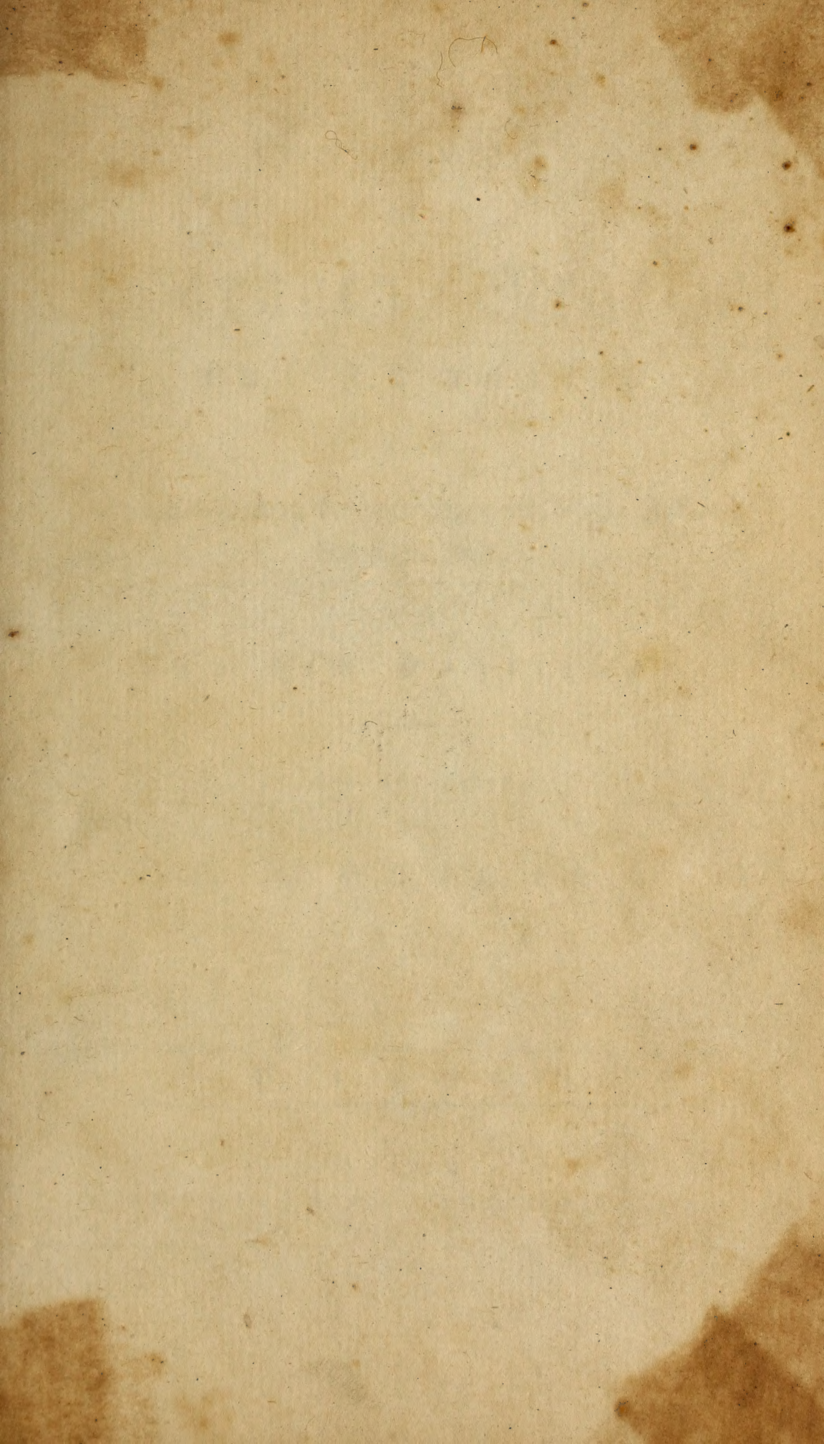
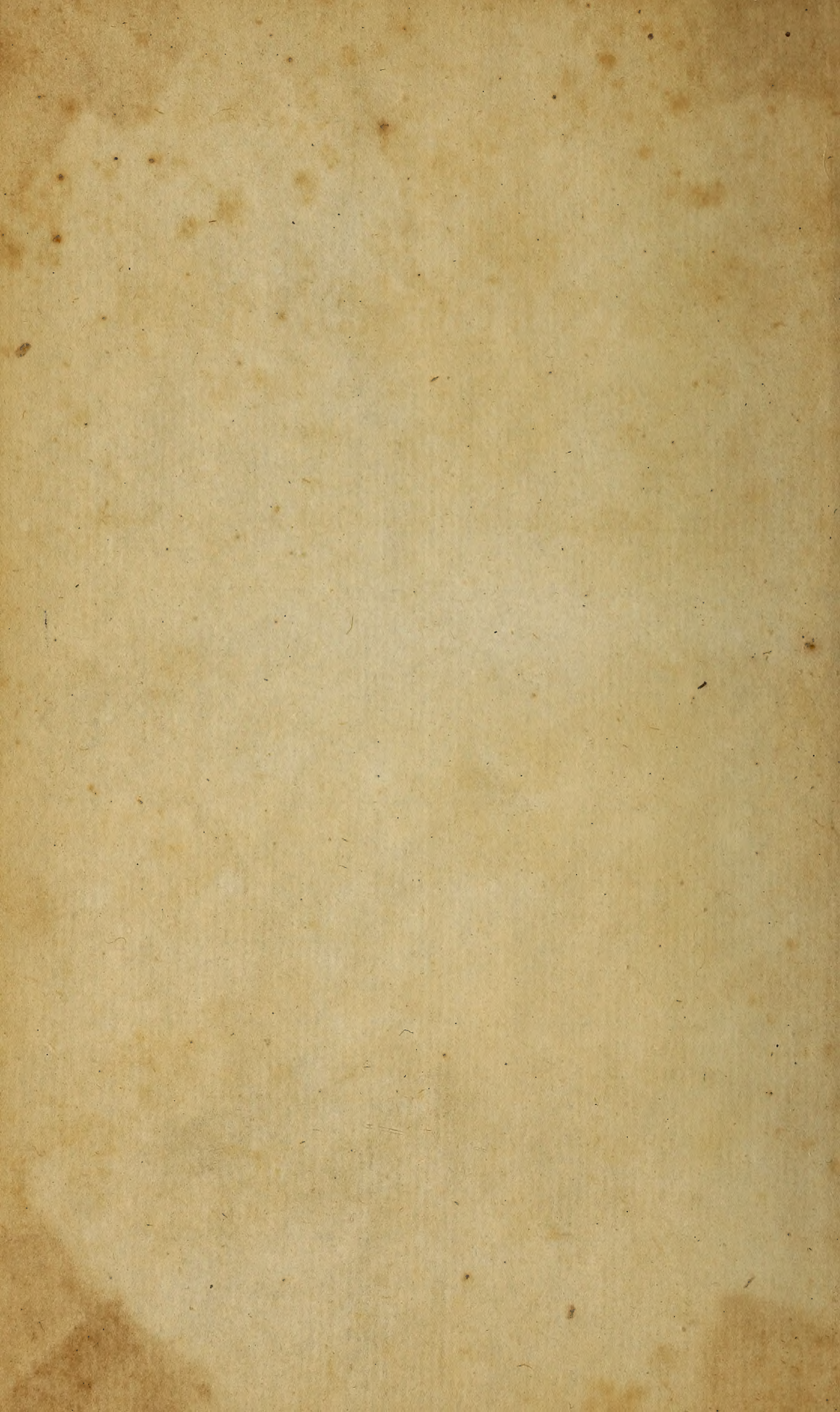








R. C. Dallas, Esq.

Geschichte der Maronen-Negern auf Jamaika,

nebst einer Schilderung des vormaligen und jetzigen Zustandes dieser Insel.

Aus dem Englischen.

Herausgegeben von

T. F. Ehrmann.

Mit einer Charte.

Weimar,
im Verlage des F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoirs.
1805.

Vorerinnerung.

Unter die für ein großes Publikum interessantern Werke, welche in den letztern Jahren im historisch-geographischen Fache in England erschienen, verdiente allerdings folgendes eine ausgezeichnete Stelle:

The History of the Maroons, from their Origin to the establishment of their Chief-Tribe at Sierra-Leone, including the Expedition to Cuba, for the purpose of procuring Spanish Chasseurs; and the State of the Island of *Jamaica* for the last ten years; with a succinct history of the

Island previous to that period. In two Volumes. By *R. C. Dallas.* Esq. London bei Longmann ꝛc. 1803. (1ster Band CXIV. n. 359 S. II. Bd. XII. n. 514 S. gr. 8. mit zwei Kupfern und zwei Charten.)

Zwar ist dies gewiß interessante Werk eigentlich mehr historischen als geographischen Inhalts und konnte deswegen hier nach unserm Plane nur im Auszuge geliefert werden; da es aber einen wichtigen Theil der Geschichte einer der merkwürdigsten Westindischen Inseln abhandelt, worein zugleich die Kenntniß mehrerer minder bekannten Gegenden derselben und ihrer Bewohner verflochten ist; da die Geschichte der Maronen-Negern sich an die Geschichte der neuen Kolonie von Sierraleona anknüpft, und

da überdies das Werk selbst sehr schätzbare Beiträge zur Geographie und Statistik von Jamaika bis auf die neuesten Zeiten enthält, so gebührte ihm allerdings eine Stelle in einer Sammlung von Gemälden zur neuesten Länder= und Völkerkunde, und diese wird ihm hier zu Theil.

Der Verfasser giebt uns in der Vorrede die Versicherung, daß ihm Herr William Dawes Quarrell, Mitglied des Königl. Geh. Raths auf der Insel, welcher selbst nicht nur Augenzeuge sondern auch kommandirender Obrist in dem Maronen=Kriege war, die Materialien zur Geschichte desselben mitgetheilt hat. Er hat ihm auch sein Werk zugeeignet. Die historische Einleitung dazu hat ein Hr. John Browne Cutting Esq. von Boston in Amerika

ausgearbeitet. Die beigefügten statistischen Nachrichten hat Hr. Dallas ebenfalls aus guten Quellen geschöpft.

Von den beigefügten Kupfern und Charten wird dieser gegenwärtigen bloß in Rücksicht des Historischen abgekürzten Teutschen Uebersetzung nur eine Kopie der Charte von Jamaika in Kirchspiele abgetheilt und mit den Poststraßen, beigelegt, weil dieselbe nach einer neu gezeichneten Specialcharte entworfen ist.

T. F. Ehrmann.

Inhalt.

Seite

Einleitung.

Kurze Geschichte und Beschreibung von Jamaika. 3

Erstes Kapitel.

Kurze Nachricht von dem Zustande Jamaika's beim Anfange der Französischen Revolution. — Von dem Wohlstande; dem Ackerbau; dem Handel; der Bevölkerung; der Kriegsmacht und den Sklaven der Insel. — Konsolidirte Akte. — Vorfälle auf St. Domingo. — Auswanderungen von dieser Insel. — Eröffnungen, welche die Pflanzer von St. Domingo dem Brittischen Ministerium machen, und die Folgen derselben. — Die Franzosen schaffen alle Arten der Sklaverei ab. 95

Seite

Zweites Kapitel.

Die Spanier verlassen Jamaika, wo mehrere ihrer Sklaven zurückbleiben, und einen Anführer an Juan de Bolas bekommen. — Ursprung der Maronen. — Aufstand der Bewohner der Gebirge von Clarendon. — Die Rebellen wählen Cudjoe zu ihrem Anführer. — Kenkuffers. — Die Madagasker vereinigen sich mit Cudjoe, und seine Partei bekömmt den gemeinschaftlichen Namen der Maronen, und alle werden nun durch ein allgemeines Interesse verbunden. — Die Regierung von Jamaika beginnt einen Krieg mit ihnen. — Friedensschluß. 107

Drittes Kapitel.

Es wird ein Detaschement beordert, die Stadt der unter Quao stehenden unter dem Winde wohnenden Maronen aufzusuchen. — Schicksale desselben. — Kapitän Adair wird abgeschickt um den Frieden mit den Maronen zu negotiiren. — Dabei sich ereignende Vorfälle. — Der Friede wird geschlossen. 136

Viertes Kapitel.

Von den Maronenstädten. — Beschreibung von Trelawneytown. — Schilderung der Maronen. — Von ihrer Sprache und ihrem Aberglauben. — Regierungsart. — Die Maronen betreffende Gesetze. — Von den Maronen als einem besonderen Volks-Körper. — Von ihren Vorräthen. — Von dem Boden und den

Seite

Produkten ihrer angebauten Ländereien. — Von ihren Lebensmitteln, ihrem Viehstand und ihrem Handel. — Von ihren Ehen. — Von ihrer Art sie besuchende Europäer oder Weiße aufzunehmen. — Von ihren Begräbnißzeremonien. — Bemerkungen über die Verschiedenheit der Städte derselben. — Bevölkerung. 142

Fünftes Kapitel.

Ursachen des Maronenkrieges. — Ausbruch der Unruhen. — Sie werden aber auf eine Zeitlang wieder zur Ruhe und Unterwürfigkeit gebracht. 170

Sechstes Kapitel.

Beunruhigende Nachrichten, die Verführung der Maronen zum Aufstand durch Französische Emissarien betreffend. — Lord Balcarres trifft die nöthigen Anstalten deshalb. — Die abgeschickten sechs Maronen-Kapitäns werden noch ehe sie Spanisch-Town erreichen, verhaftet, weil man die Maronen im Einverständnisse mit dem Feinde glaubt. — Sie werden feindlich angegriffen. — Folgen davon. — Major James stirbt. 184

Siebentes Kapitel.

Der Krieg gegen die Maronen wird fortgesetzt, und der Obrist Fitch bekömmt das Kommando über die Truppen. — Er hat eine Zusammenkunft mit mehreren Maronen, die aber fruchtlos ist. — Er rückt weiter vor, fällt aber in einen Hinterhalt der Maro-

Seite

nen, und wird nebst noch anderen Offizieren getödtet. — Die Fortsetzung des Krieges wird beschlossen, und General Walpole bekömmt das Kommando, und trifft Vorkehrungen die Maronen in ihrer Schlucht zu überfallen. — Sie werden auch wirklich daraus vertrieben, retiriren sich aber in eine andere. — Sie werden genöthiget auch diese zu verlassen und sich weiter zurückzuziehen, wobei sie mehrmals geschlagen werden. — Die Fortsetzung des Krieges gegen sie wird beschlossen. 197

Achtes Kapitel.

Vorschlag um die Maronen aus ihren Schluchten zu jagen. — Zu diesem Zwecke unternommene Reise. 207

Neuntes Kapitel.

Die Proklamation, die Einbringung der Maronen betreffend, wird in das Spanische übersetzt und in die Gebirge von Besukal gesendet, wo sie eine gute Wirkung auf die königlichen Jäger macht. — Der General reiset von Havanna ab und geht nach Besukal zurück. — Er verläßt Besukal um sich mit seinen Jägern einzuschiffen, die sich ihm aber widersetzen. — Rückfahrt. 215

Zehntes Kapitel.

Die Jäger werden auf den Kriegsschauplatz geführet. — Die Maronen werden dadurch bewogen um Frieden und Gnade zu bitten. — General Walpole bewilligt ihnen billige Friedensbedingungen. — Ende des Krieges. 234

Seite

Eilftes Kapitel.

Die Regierung von Jamaika beschließt die Maronen außer Landes zu senden. — Die Maronen sind es zufrieden. — Sie werden nach Kingston gebracht, die Jäger werden wieder verabschiedet. — Die Maronen gehen nach Halifax in Neuschottland ab. 251

Zwölftes Kapitel.

Zustand der Maronen während des strengen Winters. — Sie bezeigen sich unzufrieden, und weigern sich zu arbeiten. — Folgen dieser Weigerung. — Der Kommissarius übergiebt die fernere Sorge für sie dem Gouverneur der Provinz. — Jamaika weigert sich noch ferner etwas für sie zu thun. — Beschluß sie nach Sierraleona zu senden. — Ihr gegenwärtiger Charakter. 270

Dreizehntes Kapitel.

Zustand von Jamaika seit den letzten zehn Jahren. — Die entlaufenen Sklaven verbreiten Unruhe über die Insel. — Einfluß der Unruhen auf St. Domingo auf den Zustand von Jamaika. — Nachrichten von dem kirchlichen Zustande der Insel. — Statistische Tabellen und Angaben. 284

Vierzehntes Kapitel.

Anpflanzung einer neuen Art von Zuckerrohr. — Von der Beschaffenheit des dazu nöthigen Bodens. — Bemerkungen über die Arbeiten bei Nacht während der Aerndte. — Higgin's Verbesserungen bei der Zuckerbereitung.

Seite
— Vernachläſſigung des Gartenbaues. — Von dem Gewürznelkenbaum. — Der Brodfruchtbaum. 309

Fünfzehntes Kapitel.

Von den verſchiedenen Arten von Agentſchaften auf der Inſel. — Vom Zuſtande der Sklaven. — Von den Anſtalten die Negern zu Chriſten zu machen. — Ueber die gegenwärtige politiſche Lage der Inſel. 326

Zugabe. 345

R. C. Dallas, Esq.

Geschichte

der

Maronen-Negern

auf Jamaika.



R. C. Dallas Esq.

Geschichte
der
Maronen = Negern
auf Jamaika.

Einleitung.

Kurze Geschichte von Jamaika.

Jamaika, oder, wie es die früheren Spanischen Geschichtschreiber nennen: Yaimaka, welches so viel heißt, als das Land der Quellen, ist ein zu der großen Kette von Inseln gehöriges Glied, die sich, unter dem allgemeinen Namen von Westindien, von dem Ufer von Florida bis zu den Mündungen des Oronoko, von Norden nach Süden erstrecken, und liegt in dem Atlantischen Ozean, England südwestlich, und ohngefähr viertausend Meilen *) davon entfernt. Dreißig Meilen nördlich da=

*) Wo bloß Meilen steht, da müssen gemeine Engl. Meilen (miles) 60 auf einen Grad des Aequators, darunter

von liegt die Insel Kuba, und gegen Osten, in einer ohngefähr gleichen Entfernung, Hispaniola; gegen Westen liegt die Honduras=Bai, und gegen Süden, auf dem großen Kontinent von Südamerika und in einer Entfernung von hundert und fünf und vierzig Seemeilen Karthagena. Der Mittelpunkt von Jamaika liegt ohngefähr unter dem 18ten Grade, 12 Minuten nördlicher Breite, und dem 76sten Grade, 45 Minuten westlicher Länge von London, und die ganze Insel hat eine Länge von hundert und fünfzig Meilen, indeß die Breite derselben nicht ganz ein Drittheil ihrer Länge beträgt.

Diese Insel wurde von dem großen Columbus auf seiner zweiten Reise nach der neuen Welt am zweiten Mai des Jahres 1494 entdeckt. Am folgenden Tage landete er daselbst, und nahm, nach einem unbedeutenden Gefechte mit den Eingebornen, die er bald mit sich auszusöhnen wußte, förmlich Besitz davon. Von diesem Zeitpunkte an, ist der Zustand der Insel und ihrer Bewohner, in den darauf folgenden neun Jahren, schlechterdings unbekannt. Nach Verlauf dieser Zeit aber, wurde dieser berühmte Länderentdecker durch einen Sturm genöthigt, seine Zuflucht wieder hieher zu nehmen, und nun hielt er sich ein ganzes Jahr lang auf der Insel auf. Auf seiner letzten Reise nach Hispaniola nämlich, über=

verstanden werden. Von den Seemeilen (leagues) gehen 20 auf einen Grad, folglich ist eine Seemeile = $\frac{1}{3}$ einer Teutschen oder geogr. Meile. D. H.

fiel ihn ein so stürmisches Wetter, daß er am vier und zwanzigsten Junius des Jahres 1503 sich gezwungen sah, in einem von den an der Nordseite von Jamaika liegenden kleinen Häven einzulaufen, der davon noch jetzt den Namen der Christoph's-Bucht führt. Indessen rettete er sich doch nicht ohne Verlust aus diesem Sturme; seine ganze kleine Eskadre bestand aus vier Schiffen, und von diesen versanken zwei in dem Meere, und als er die anderen beiden, die diesem Schicksale entgangen waren, untersuchte, fand es sich, daß sie so stark beschädiget waren, daß es unmöglich war, sie wieder auszubessern. Es liegt nicht in dem Plane dieser Skizze, eine ausführliche Erzählung von den Begebenheiten und Schicksalen, von den Leiden und dem Heldenmuthe dieses außerordentlichen Mannes zu geben; ich erwähne daher nur kurz, daß ihm dieser Unfall hinlängliche Gelegenheit gab, seinen Muth und seine Erfindungskraft zu üben und zu beweisen, indem er Mittel zu seiner Erhaltung erfinden und sich die Werkzeuge zu seiner Rettung selbst bereiten mußte. Er riß sich in der That bloß durch die überlegene Stärke seines standhaften, sinnreichen und erfinderischen Geistes, aus seinem verlassenen und gefährlichen Zustande, und weder das verachtungswürdige Betragen des Gouverneurs von Hispaniola, der ihm seinen Beistand versagte, noch der Druck des Hungers und der Krankheiten, die ihn bestürmten, noch endlich der Aufstand seiner eigenen Untergebenen und die Widersetzlichkeit der Eingebornen, waren vermögend seinen Muth zu beugen oder seine Standhaftigkeit zu erschüttern, und endlich gelang es ihm auch wirklich, nachdem er Hindernisse überwunden, welche

fast unüberwindlich zu seyn schienen, und ein ganzes Jahr lang Arbeit, Widerwärtigkeiten und Verbannung ertragen hatte, Jamaika verlassen zu können. Aber wie schmerzlich ist es nicht für den Geschichtschreiber, nun auch sogleich sagen zu müssen, daß die Beraubung die er erfuhr, und die Anstrengungen die er hatte machen müssen, und deren Druck die Undankbarkeit des Spanischen Monarchen noch erschwerte, seinem Leben bald nach seiner Rückkehr nach Europa ein Ende machten. Aber der Tod konnte weder seinen Ruhm verlöschen, noch auch den Glanz seiner Thaten beflecken.

Wenige Jahre nach seinem Tode machte sein ältester Sohn Diego, der unerschrockene Erbe seiner Güter, dem der niederträchtige Ferdinand seine Rechte geraubt und sein Eigenthum entrissen, oder ihn darum betrogen hatte, einen Prozeß vor dem Rathe von Indien zu Sevilla anhängig, und es gereicht diesem Gerichtshofe zur Ehre, daß er gegen den Monarchen entschied. — Bald nachher vergrößerte Diego Columbus sein Ansehen noch durch eine Heurath mit der Nichte Friedrich's, des Großherzogs von Alva, und reiste nun, von dem Gesetze begünstigt, und wegen dieser Verbindung zu den größten Hoffnungen berechtigt, nach Westindien, um seine Ansprüche daselbst geltend zu machen, wo er auch im Julius des Jahres 1508 mit einem glänzenden Gefolge auf der Insel Hispaniola ankam. Allein er machte bald nach seiner Ankunft die Entdeckung, daß der König nicht nur alles von seinem Vater entdeckte feste Land, in zwei verschiedene Statthalterschaften getheilt, sondern

auch besonders Jamaika darzu geschlagen hatte. Diese Insel war zu einem Erholungsplatze für die Mannschaft der Schiffe bestimmt worden, welche die zwischen Europa und Westindien liegenden Inseln befahren würden. Diego aber, der diese Bestimmung der Insel, für ungültig und für eine direkte Verletzung seiner Rechte erklärte, ergriff die kräftigsten Maaßregeln, um sein Eigenthum zu vindiciren. Er behauptete, daß er gerechte Ansprüche auf Jamaika habe, und um sie zu unterstützen, schickte er im November des Jahres 1509 siebenzig Mann unter der Anführung von Juan de Esquivel, einem tapferen Soldaten und Mann von Ehre, dahin. Unter anderen Beweisen von Esquivels menschenfreundlichen Gesinnungen und edler Denkungsart, erzählt man als ein besonderes Beispiel sein Benehmen gegen Ojeda davon. Dieser stolze Spanier war von Ferdinand mit der Würde eines Gouverneurs der einen der beiden vorhin erwähnten Statthalterschaften bekleidet worden, und als Esquivel nach Jamaika vorrückte, drohte er von Hispaniola aus, wo er sich damals befand, öffentlich, daß er ihn, wenn er ihn nach seiner Rückkehr von dem festen Lande nach dieser Insel, auf derselben finden werde, als einen Rebellen werde aufhängen lassen. Allein er selbst hatte eine sehr unglückliche Reise, die mit einem Schiffbruche an der unwirthbaren Küste von Kuba endete. Den Gefahren des Meeres entkommen, war er nun der Gefahr ausgesetzt, seinen Untergang noch auf dem Lande zu finden. In dieser verlassenen und gefährlichen Lage, erinnerte er sich, daß Esquivel in Jamaika war, und beschloß ihn mit seiner Noth bekannt

zu machen, und um Beistand zu bitten. Esquivel leistete ihm denselben auch wirklich und ohne Anstand, und sandte einen Offizier von Rang an ihn ab, um ihn von Kuba nach Jamaika zu geleiten. Als er hier ankam, empfieng er ihn zärtlich, behandelte ihn mit Auszeichnuug und entließ ihn mit Ehre, und es erregt ein angenehmes Gefühl zu lesen, daß Ojeda diese großmüthige Behandlung zu schätzen wußte, und von diesem Augenblicke an, seinem Wohlthäter immer dankbar ergeben blieb. — Es ist leicht zu glauben, daß die Eingebornen von Jamaika, unter einem so menschlichen und gütigen Oberhaupte, kaum das Joch der fremden Oberherrschaft fühlen konnten. Dies bestätiget auch ein glaubwürdiger Spanischer Geschichtschreiber, indem er versichert: „daß die Angelegenheiten in Jamaika darum „einen so glücklichen Fortgang gewonnen, weil sich Juan „de Esquivel die Eingebornen ohne Blutvergießen „unterwürfig gemacht, so daß diese nun willig in den „Baumwollenpflanzungen, welche einen großen Gewinn „abwürfen, arbeiteten und auch noch andere Produkte „erzielten.“ Es war nur zu beklagen, daß ein solcher Regent seine Eroberung nur wenige Jahre überlebte. Er starb als Statthalter, und wurde in Sevilla Nueva, einer Stadt zu der er den Grund gelegt hatte, begraben.

Seine Nachfolger, statt die milde Weisheit seiner Regierung nachzuahmen, schienen vielmehr iu der Grausamkeit, mit den Spanischen Statthaltern von Hispaniola, die jetzt diese Insel verheerten, zu wetteifern. Es war daher kein Wunder, daß das lästige Joch, das

sie mit einem Herzen von Stahl den sanften Indianern auflegten, diese erbitterte und zu Feindseligkeiten reizte, und diese selbst verewigte. Niedermetzelungen befleckten nun das Land mit Blut; die unglücklichen Eingebornen verfolgte Vernichtung, und so wurden sie endlich durch die überlegene Kriegszucht und Taktik der Europäer völlig unterjocht.

Diese sanfte und zu Beleidigungen keinesweges aufgelegte Völkerschaft, war ursprünglich von dem großen Stamme der Einwohner des Mexikanischen Reiches ausgewandert, und Walter Raleigh glaubt, daß sie zu dem Stamme der Arrowauker gehört hätten, die zu seiner Zeit Guiana bewohnten, und von deren edlen Eigenschaften, alle Reisenden, die diese Völkerschaft besucht und ihre Bemerkungen über dieselbe bekannt gemacht haben, das ehrenvolleste Zeugniß ablegen. Die Zahl der eingebornen Indianer, die, als Columbus zum ersten Male dahin kam, Hispaniola, Kuba, Porto-Riko und Jamaika bewohnten, belief sich auf mehr als zwei Millionen. Diese Menschenrace war in Ansehung des Charakters, des Körpers, der Sitten, der Kleidung, und besonders der Nahrungsmittel gar sehr von ihren uralten Feinden, den wilden und kriegerischen Karaiben, welche Menschenfresser waren, verschieden. Auf Kuba, Hispaniola und Jamaika, trugen sowohl Männer als Frauen eine leichte Bedeckung von baumwollenem Tuch, um die Hüften geschlagen. Von großer aber schlanker Statur, von rundem Gesichte und einer hellbraunen Farbe, ihr Haar gerade und schwarz, und ihre Au-

gen wiederstralend von einem guten Gemüthe, gewährten sie einen ihnen vortheilhaften Anblick, zwar roh aber nicht abschreckend, und belebt durch Zutrauen und gemildert durch Gutmüthigkeit. Ihre Glieder und Muskeln waren weniger stark als gelenksam, und ihre Bewegungen beim Tanze oder anderen Leibesübungen waren bald schnell, bald zierlich und reizend, bald wollüstig. Da ihnen der fruchtbare Boden und das kräftig wirkende Klima ihres Landes erlaubte jede ihrer Neigungen bei leichter Arbeit zu befriedigen, so war Liebe die Quelle ihres Vergnügens und die Hauptbeschäftigung ihres Lebens. In Ansehung mehrerer ihrer Gebräuche und Anordnungen, besonders was ihre Nationalgesänge und Tänze, ihre häusliche Verfassung, ihre Regierungsform und ihre Begräbnißcerimonien betraf, hatten sie viel ähnliches mit den Südseeinsulanern, aber sie übertrafen diese in solchen Erfindungen und Künsten, die, indem sie die Genüsse vervielfältigen, den Werth des Lebens erhöhen. Den Ackerbau verstanden sie viel besser als die Othaheiter, mit denen sie fast alle eßbare Pflanzen und Früchte, die Brodfrucht ausgenommen, gemein hatten. Türkisches Korn und Maniok, (Cassave-Wurzeln, Jatropha Manihot L.) bauten sie im Ueberflusse, und sie besaßen die Geschicklichkeit aus entfernten Flüssen Wasser auf ihre Ländereien zu leiten. Von ihrer Baumwolle verfertigten sie ein vortreffliches Tuch, und verstanden die Kunst dasselbe mit schönen und brillianten Farben zu färben. Martyr spricht, bei Erwähnung ihrer häuslichen Geräthschaften und ihrer Möbeln, mit Bewunderung von ihren irdenen, mit genauen Abbildungen lebender Thiere

verzierten Gefäßen, von ihren schön gearbeiten Stühlen von Ebenholz, von ihren künstlich geflochtenen Betten, und von ihren sinnreichen Wirthschaftsgeräthen. So muß der Kunstfleiß und die Erfindsamkeit dieses Volkes weit größer gewesen seyn als ihre Bedürfnisse. Zwischen dem eigentlichen wilden Leben und den Verfeinerungen des policirten gesellschaftlichen in der Mitte stehend, waren sie vielleicht gleich frei von den körperlichen und blutdürstigen Leidenschaften des ersteren, als von den künstlichen Bedürfnissen, Einschränkungen und Sorgen des letzteren. Ihr Zustand möge aber auch gewesen seyn welcher er wolle, so waren sie doch ohne allen Widerspruch ein höchst friedliches, sanftes und gutmüthiges Volk, und in der ganzen Geschichte des Menschengeschlechts giebt es kein ähnliches Beispiel von einer solchen Barbarei und Grausamkeit, wie die war, mit der diese unschuldige und harmlose Völkerschaft ausgerottet wurde.

Aber dieser Vertilgung der Eingebornen und des kriegerischen Zustandes, der nach dem Tode Esquivel's eintrat, ohngeachtet rüstete doch der Spanische Gouverneur von Jamaika, Franz de Garay im Jahre 1523 eine kleine Kriegsflotte aus, um Panuko zu erobern, weil er nicht wußte, daß dies bereits geschehen und diese Provinz schon mit den anderen Besitzungen Spaniens auf dem festen Lande vereinigt worden war. Diese Eskadre bestand aus neun Schiffen und zwei Brigantinen, welche zusammen 850 Spanier, ein Korps Jamaika-Indianer und 144 Pferde führten. Daß man aus dieser Insel schon nach Verlauf von dreizehn Jahren, nachdem

die Spanier sich auf derselben niedergelassen hatten, eine so beträchtliche Kriegsmacht ziehen konnte, beweist hinlänglich, daß die Kultur derselben Fortschritte gemacht hatte, und die neue Bevölkerung nicht unbeträchtlich war. Die vorhin erwähnte Stadt Sevilla Nueva, war an der Seite des Indianischen Dorfes Maima, das bei dem Haven lag, der jetzt der Haven der heiligen Anna heißt, erbaut worden, und wurde wahrscheinlich bald eine Stadt von einiger Wichtigkeit. Daß sie wirklich einmal eine wichtige Stadt gewesen, kann man aus den Spuren einer Spanischen Kathedralkirche und eines Klosters schließen, welche Sloane im Jahre 1688 entdeckte und untersuchte.* Auch beweist dies ein Steinpflaster, das man aufgefunden hat, und das sich von der Kirche an bis zu einer Entfernung von zwei Meilen erstreckte.. Sloane, der zu jener Zeit das westliche Thor dieser Kathedrale, das damals noch vollkommen ganz war, und auch noch gewisse Baumaterialien von zugehauenen Steinen, die offenbar für irgend ein anderes Gebäude, das nicht errichtet worden, bestimmt waren, untersuchte, war der Meinung, daß diese Gebäude nicht wirklich vollendet worden, und man hat in der That auf der Insel noch jetzt die Tradition, daß die Einwohner von Sevilla einst plötzlich von den Eingebornen wären überfallen und gänzlich aufgerieben worden. So viel ist gewiß, daß jene Stadt — ob man gleich die Ursache davon nicht mehr anzugeben weiß — nicht nach und nach in Abnahme gekommen, sondern mit einem Male, da sie noch nicht vollendet gewesen, und zwar lange vor der Eroberung von Jamaika durch die Engländer, ist

verheert worden. Ein gleiches Schicksal betraf auch zu gleicher Zeit das kleine, ohngefähr eilf Seemeilen östlich von Sevilla Nueva, an dem Haven, welcher jetzt Port Maria heißt, gelegene Dorf Melilla. Das Schicksal dieser beiden Plätze wurde die Ursache der Gründung von Sankt Jago de la Vega, oder, wie es jetzt genannt wird, Spanisch Town. Der Grund zu dieser Stadt wurde von Diego Columbus selbst gelegt, der nach dem Abgange des Gouverneurs de Garay im Jahre 1523, hieher gieng, um einen Aufstand der Indianer zu unterdrücken, und die Regierung von Jamaika zu übernehmen.

Zwanzig Jahre nach dem Tode Diego's brachte diese Insel seinem Sohne und Erben den Titel eines Marquis zuwege. Er bekam ihn im Jahre 1545 von dem Kaiser Karl dem Fünften, und mit ihm zugleich die ewige Herrschaft über die ganze Insel, als ein erbliches Lehn der Krone von Kastilien. Da in der Folge die männlichen Nachkommen in seiner Familie ausgiengen, wurden diese Besitzungen und Rechte auf die einzige Tochter von Diego Columbus, Isabella, übertragen. Sie wurde die einzige Erbin aller Güter und Besitzungen der Familie Columbus, und brachte alle ihre Rechte, durch ihre Verheurathung mit dem Grafen de Gelver, an das Haus von Braganza. Bei der Revolution im Jahre 1640, welche den Herzog von Braganza, Johann, auf den Portugiesischen Thron brachte, giengen diese Rechte wieder an die Krone von Spanien über. Unter dem Schutze de Gelver's und der Bragan=

za's hatten sich viele Portugiesische Familien in Jamaika niedergelassen, und der für die Portugiesen glückliche Ausgang jenes Kampfes, hat wahrscheinlich eben jene Eifersucht und jenen Haß, der daselbst angesessenen Spanier gegen sie erregt, dessen Blome gedenkt, der ausdrücklich sagt: daß die alten Kolonisten die neuen verabscheuten, und wahrscheinlich war auch diese heftige Erbitterung der Einwohner gegen einander Schuld daran, daß Anton Shirley, als er die Insel im Jahre 1596 überfiel, nur einen schwachen Widerstand fand, und die Hauptstadt ungestraft plündern lassen konnte. Ohngefähr vierzig Jahre später erlitt sie noch einen Ueberfall von dem Obersten Jackson, der von den Inseln unter dem Winde herkam, und der, ob er gleich Sankt Jago de la Vega plünderte und seine Beute davon führte, doch einen viel tapferern Widerstand dabei erfuhr, als man ehemals Shirley geleistet hatte.

Wir nähern uns nun dem Zeitpunkte, da Jamaika, während Cromwell's Protektorschaft, im Mai des Jahres 1655 von den Englischen Truppen eingenommen wurde; der Vertilgungskrieg der Spanier gegen die unglücklichen Eingebornen, dessen bereits erwähnt worden, wurde ohne Unterbrechung fortgeführt, und man kennt die Größe der Niederlage der unglücklichen Insulaner weniger aus den Geschichtschreibern jener Periode, als aus den traurigen mündlichen Ueberlieferungen, die durch neuere Entdeckungen bestätiget werden. Noch in unseren Tagen hat man nämlich in Jamaika's Gebirgen Höhlen aufgefunden, deren Grund von Menschenknochen überdeckt

ist, und die widernatürlich zusammen gedrückten Schädel, die man darunter findet, setzen es außer allen Zweifel, daß es Skelete von Indianern sind. In diese Schlupfwinkel flüchteten ohne Zweifel, von der Küste vertrieben, eine Menge der Eingebornen um dem Schwerdte der Feinde zu entfliehen und hier vor Hunger umzukommen. Von diesem hingeopferten Volke, das, als die Spanier nach Jamaika kamen und es verheerten, wenigstens aus sechzigtausend Seelen bestand, gab es im Jahre 1655, als Venables und Penn an dieser Insel landeten, auch nicht einen einzigen Nachkommen mehr.

Zu dieser Zeit hatten die Spanier Jamaika ein, und ein halbes Jahrhundert lang im Besitz gehabt, und doch fand man, nach Penn's Aussage vor dem Rathe des Protektors, damals nicht mehr als fünfzehnhundert weiße Einwohner daselbst. Nicht der hundertste Theil von Land, das angebaut werden konnte, war kultivirt. Bald nach der beklagenswerthen Niedermetzelung der Eingebornen, hatte man zwar eine Menge von Sklaven eingeführt, aber die Faulheit sowohl der Herren als der Sklaven war, als die Engländer landeten, ganz außerordentlich groß. Außer Kakao bestand ihre stärkste Ausfuhr in Schweinespeck und in Fellen, und in dem Verkaufe dieser Artikel, und von Lebensmitteln an die wenigen Schiffe, die in die Häven von Jamaika einliefen, bestand ihr ganzer Handel. Die Spanischen Insulaner, die ohne Erziehung, und roh und träge waren, brachten ihre Tage, durch Trägheit entnervt und von Mangel

niedergedrückt, in einem dumpfen Hinbrüten zu, und ihre immer fortschreitende Ausartung war so groß, daß jede Spur von den Talenten, der Tapferkeit, dem Unternehmungsgeiste und der Beharrlichkeit ihrer Vorfahren, jener kühnen und kraftvollen Abentheurer, die Spaniens Besitzungen mit einer halben Welt vermehrten, bei ihnen verwischt und vertilgt zu seyn schien; ja diese Kolonisten würden, ob sie schon nicht, gleich ihren Vorfahren, von einem strafbaren Ehrgeize oder unerbittlicher Grausamkeit befleckt waren, doch als Opfer der Rache ihrer eigenen Sklaven gefallen seyn, wenn die Engländer die Insel später erobert hätten. Venables verjagte bald den größeren Theil der Spanischen Kolonisten, behielt aber die Portugiesischen, und gab ihnen ihre Besitzungen wieder, und diese vermochten ihn entweder durch List oder durch Bestechung, die Rechte des Eroberers in diesem Falle bis aufs äußerste geltend zu machen. Allein das Unpolitische dieser Strenge offenbarte sich bald, denn da sie gegen Menschen gerichtet wurde, die nur in einer geringen Verbindung mit Europa standen, und kein anderes Land als Jamaika kannten, hier aber aller ihrer Besitzungen beraubt wurden, mußte sie nothwendig ihren Unwillen erregen, und sie zur Rache reizen. Und dazu wurden sie noch mehr durch ihre Sklaven aufgemuntert, indem diese das Gefühl ihres erlittenen Unrechts noch zu schärfen suchten. Viele weiße Spanier flohen daher in die Wälder, und vereitelten von da aus noch eine Zeitlang die stärksten Anstrengungen sie daraus zu vertreiben oder zu unterjochen.

Der Erbauung von Spanisch-Town ist bereits erwähnt worden, und wenn es wahr ist, daß, wie Blome sagt, diese Stadt vor der Eroberung zweitausend Häuser, zwei Kapellen und eine Abtei gehabt hat, so müssen nicht lange vorher die weißen Einwohner beträchtlich vermindert worden seyn; eine Beobachtung, die es wahrscheinlich macht, daß die Portugiesischen Kolonisten schon früher von den Spanischen vertrieben worden. Von den anderen merkwürdigsten Niederlassungen, scheint Port-Royal, um diese Zeit die wichtigste gewesen zu seyn. Gegen Abend lag Port-Esquivel oder der alte Haven. Von diesem an bis zu Punto Negrillo hatte der westliche Theil der Insel einen Ueberfluß an Hornvieh, war aber nicht urbar gemacht, und das Land an der Meeresküste bestand hauptsächlich in Savannah's. Oestlich von dem Hato de Liguanea, der nördlich von Port-Royal liegt, war ebenfalls eine große Savannah, die eine Menge vortreffliches Zimmerholz lieferte, und mit Pferden und wildem Vieh bevölkert war. Oestlich von Liguanea war der Hato Ayala, der jetzt Yallows genannt wird, und an diesem gränzte der Hato Morante, der damals wegen der großen Menge von wilden Schweinen und andern Thieren, die er enthielt, besonders merkwürdig war. Aus dieser Angabe der Niederlassungen aber ergiebt es sich zugleich, daß die ganze Nordseite der Insel damals noch eine völlig unbewohnte Wüste gewesen. Dies war die Gestalt von Jamaika in dem Jahre 1655.

Von der Eroberung durch die Engländer an bis zum Tode Cromwell's wurde die Insel bloß nach dem Kriegsrechte regiert, ob er gleich, wie man aus der Proklamation, die er nach der Einnahme derselben ergehen ließ, deutlich sieht, daß er glaubte, daß eine freiere Regierungsform nach bürgerlichen Gesetzen daselbst eingeführt worden sey. Indessen machte der Zustand, in welchem sich die Insel und die Bewohner derselben vor der Uebergabe befanden, kriegerische Gesetze und eine strenge Kriegszucht nöthig. Die vertriebenen Spanischen Kolonisten, die den Engländern entgangen waren, und viele flüchtig gewordene Negern, die, ob sie gleich Sklaven sind, sich doch oft treu gegen ihre Herren und feindselig gegen fremde Eroberer beweisen, hatten sich in die Wälder und in andere geheime Schlupfwinkel verborgen, wohin sie sich auch sogleich zurückzogen, so bald sie Militär erscheinen sahen. Aber sie legten sich oft in der Nähe der Anpflanzungen in Hinterhalt, von wo aus sie, da ihnen das Land bekannt war, die Engländer nicht nur durch beständiges Lermgeschrei und durch Anzündung der von der Garnison entfernten Gebäude, ja selbst einmal mehrerer Häuser in der Hauptstadt, beunruhigten, sondern auch jeden, der ihnen in die Hände fiel, auffiengen und ohne Barmherzigkeit ermordeten; ja selbst noch eine Zeitland nach der Eroberung wagten es noch immer Marodör's umherzustreifen.

Venables und Penn giengen bald wieder nach England zurück, und überließen dem Generalmajor Fortescue das Kommando über die auf der Insel befindli-

chen Truppen, allein Cromwell schickte darauf den Major Sedgwick dahin, und gab ihm auch noch andere Kommissarien bei, damit sie gemeinschaftlich die Regierung verwalten sollten. Diese Kommissarien aber starben bald nach ihrer Ankunft auf der Insel, und nun weigerte sich Sedgwick, den vielleicht der Tod seiner Kollegen furchtsam gemacht hatte, allein zu handeln, daher traten die vornehmsten Offiziere zusammen, um zugleich mit ihm einen obersten Gerichtshof zu bilden, der die Regierung der Insel ausmachen sollte, und Fortescue wurde zum Präsidenten desselben erwählt. Die Urkunde, welche diese Einrichtung begründete, ist vom achten Oktober des Jahres 1655 datirt, und da Fortescue bald nachher starb, wurde der Oberste Eduard D'Oyley, welcher als Offizier den nächsten Rang nach ihm hatte, zu seinem Nachfolger erwählt. Aber so zweckmäßig auch diese Einrichtung war, um die Strenge des Kriegsrechtes zu mildern, und friedliche Menschen in ruhigen Zeiten zu regieren, so wenig entsprechend war sie doch den Bedürfnissen jener Periode. Es hatte sich nämlich der auf der Insel befindlichen Truppen ein Geist von Insubordination bemächtigt, der nahe an Aufruhr gränzte, und man findet nur wenige Beispiele von einem strafbareren Ungehorsam gegen die Befehle der Offiziere, und von einem gesetzloseren Betragen überhaupt. Sie vertilgten nicht nur häufig und beinahe gänzlich das zahme Vieh und die Schweine, die man in so großer Menge auf der Insel gefunden hatte, sondern sie waren sogar so boshaft, ungeheure Saaten und Vorräthe von Indianischem Korn und anderen vegetabilischen Lebensmitteln, welche die Spanier gepflanzt

und zurückgelassen hatten, auszurotten und zu verderben. Einige haben den Grund dieses strafbaren Betragens in der Meinung der Soldaten zu finden geglaubt, daß sie der Protektor aus England entfernt habe, daß sie für immer in Westindien bleiben, und die Eroberung von Jamaika durch eine Niederlassung behaupten sollten, und man versichert sogar, daß einige von den Subalternoffizieren der nämlichen Meinung gewesen, und darum auch diese Ausschweifungen in der Hoffnung, daß Cromwell, wenn er sähe daß die Erhaltung der Truppen von England aus, wohl zu kostspielig seyn möchte, vielleicht bewogen würde, Jamaika aufzugeben und sie zurückzurufen, unterstützt. Andere dagegen glauben, daß dieser Geist der Widersetzlichkeit, seinen Grund in einer heftigen Abneigung der gemeinen Soldaten und Subalternoffiziere, von denen die meisten republikanisch gesinnt gewesen, gegen ihren Befehlshaber D'Oyley gehabt habe, weil dieser ein eifriger Anhänger der Partei des Königs gewesen. So viel ist gewiß, daß zwei von diesen Offizieren, die man über der Betreibung aufrührischer Plane ergriffen, vor einem Kriegsgerichte verhört, und von demselben verurtheilt worden, erschossen zu werden. Der Obriste D'Oyley und die anderen oberen Offiziere, erließen nun Verordnungen gegen die Verwüstungen der Pflanzungen, und gaben Befehl zum Anbau anderer Lebensmittel, aber ihre bethörten und zügellosen Soldaten versagten ihnen den Gehorsam, und achteten ihrer Befehle nicht. Sie waren taub gegen alle Vorstellungen, sie achteten nichts mehr auf das Ansehen derselben, und boten der Gewalt Trotz; dabei zerstörten sie alles und wei-

gerten sich irgend etwas anzupflanzen. So konnte es nicht fehlen, daß sich nicht in wenig Monaten, die Folgen eines solchen unbesonnenen Betragens zeigen mußten, indem ein trauriger Mangel aller Lebensmittel entstand, der an Hungersnoth gränzte. Dadurch wurden eine Menge Menschen genöthiget, nicht nur unreife Früchte und schädliche Gewächse, sondern sogar Schlangen und Eidechsen zu essen, welche sie gierig verzehrten. Die Folge davon waren Krankheiten und Seuchen. Eine beträchtliche Zeitlang starben wöchentlich hundert und vierzig Menschen, und unter andern wurde selbst Sedgwick das Opfer einer epidemischen Dysenterie, die wie die Pest wüthete. So bald aber der Protektor Nachricht von diesem Elende und den Ursachen desselben bekam, eilte er, so sehr er konnte, beiden ein Ende zu machen. Da er Mißtrauen gegen D'Oyley faßte, suspendirte er ihn von seinen Aemtern, und übertrug dem Obristen Brayne den Oberbefehl auf der Insel, indem er ihn mit einer Transportflotte, welche Lebensmittel und andere Bedürfnisse nebst tausend Rekruten führte, dahin schickte. Brayne segelte im Oktober von Port-Patrik ab, und kam im Dezember des Jahres 1656 an dem Orte seiner Bestimmung an. Vor ihm war auch schon der Gouverneur Nevis mit 1500 Rekruten, von den Inseln unter dem Winde daselbst angekommen, und um die nämliche Zeit führten ihm auch die Obristen Humphrey und Moore noch einige Regimenter Hülfstruppen zu. Durch zweckmäßige Begünstigungen zog auch noch Cromwell bald nachher viele neue Kolonisten von den Kolonien auf Neuengland und Bermuda nach Ja-

maika, und verstärkte dadurch ebenfalls die Partei der Gutgesinnten.

Bei seiner Ankunft fand der Obriste Brayne Uneinigkeit, Krankheiten und Verwirrung über sein Gouvernement verbreitet, und ob er gleich scharfsinnig genug war, die Quellen der Uebel, zu deren Abhelfung er war dahin gesendet worden, einzusehen, und auch die nöthigen Hülfsmittel zur Abhelfung derselben besaß, so fehlte es ihm doch bei der Anwendung derselben an der nöthigen Energie und Geistesstärke. Da sich auch unter den neu angekommenen Truppen Krankheiten zu verbreiten anfiengen, wurde er furchtsam gemacht; und diese Furchtsamkeit, und die Aengstlichkeit, mit der er sich selbst gegen die Ansteckung zu sichern suchte, wurde gerade die Ursache seines Todes, denn er starb wirklich nicht lange nach seiner Ankunft. Als er die Nähe des Todes fühlte, ließ er den suspendirten Obristen D'Oyley zu sich rufen, und übertrug ihm die Gewalt, mit der er bisher war bekleidet gewesen; aber dieser tapfere Offizier, dessen Festigkeit militärischer Geschicklichkeit und Gewalt, über die Gemüther derjenigen die er kommandirte, die Brittische Nation den Besitz von Jamaika allein zu danken hat, wog sorgfältig die Hindernisse gegen den möglichen Erfolg ab, und übernahm jene Würde erst nach einem bescheidenen Weigern. So bald Brayne todt war, schrieb er einen männlichen Brief an Cromwell, und einen anderen an Fleetwood, in welchen er die Bedürfnisse des Landes, und die mit seiner Lage verbundenen Schwierigkeiten darstellte, aber auch zugleich erklärte, daß er

demohngeachtet entschlossen sey, die Regierung des Landes so lange zu übernehmen, bis man seinen Nachfolger werde ernannt haben, dem er dann das Kommando willig übergeben werde. Glücklicher Weise aber ließ endlich Cromwell seinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren, und bestätigte ihn in der ihm übertragenen Gewalt. Es öffnete sich ihm auch bald ein neues Feld für die Anwendung seiner Talente. Don Christoph Sasi Arnaldo nämlich der, als Jamaika von den Engländern eingenommen worden, Gouverneur daselbst gewesen war, machte einen Einfall mit dreißig Kompagnien Infanterie auf der Insel, und war zu dieser Expedition von dem Gouverneur von Kuba mit Artillerie, Kriegsvorrath, Ingenieuren und Mundvorrath auf acht Monate versehen worden. Er landete auf der Nordseite der Insel in dem Haven von Rio Nuevo, und es verflossen zwölf Tage, ehe D'Oyley Nachricht von diesem Einfalle bekam. So bald er es aber erfuhr, beorderte er siebenhundert und fünftig Mann seiner besten Truppen, um diesen furchtbaren Angriff zurückzutreiben, allein, da er sie auf dem Meere dahin führen mußte, so vergiengen sechs Wochen, ehe er Rio Nuevo erreichte, und Arnaldo bekam dadurch Zeit, auf einer Anhöhe, welche den Haven beherrschte, eine starke Verschanzung anzulegen. Allein der tapfere D'Oyley griff sogleich, als er an der Spitze seiner gut disciplinirten Truppen gelandet hatte, die Spanier in ihren Verschanzungen an, nahm das Hauptfort durch einen nachdrücklichen Angriff ein, machte die Hälfte der Truppen Arnaldo's nieder, und nöthigte ihn sammt den noch übrigen mit Verlust seiner Artillerie, seines Kriegs-

vorrathes, seiner Lebensmittel und seiner Fahnen nach Kuba zurückzukehren. Und seit dieser Zeit haben die Spanier keinen ernstlichen Versuch mehr gemacht, Jamaika wieder zu erobern. Zwar kam Arnaldo noch einmal dahin, und stellte sich an die Spitze einer Partei alter Spanischer Kolonisten, die mit ihren Sklaven noch immer in den Wäldern lauerten; allein D'Oyley zog ihm abermal entgegen, und nachdem er eine Partei von den Sklaven umzingelt hatte, schenkte er ihnen das Leben und brauchte sie nun, Arnaldo und die bei ihm befindlichen Truppen aufzusucheu und aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben, so daß nur noch ein kleiner Rest von ihnen Kuba wieder sah. Nach dieser entscheidenden That bewies nun aber auch D'Oyley eine gleiche Geschicklichkeit in einer klugen und kräftigen Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten. Die Armee wurde gesunder, die Anpflanzungen der neuen Kolonisten hatten einen glücklichen Fortgang, die Ankunft mehrerer Handelsschiffe reizte den Kunstfleiß, und die Morgendämmerung eines künftigen Wohlstandes begann zu erscheinen.

Indessen beunruhigten doch die in den Wüsten Jamaika's versteckten Sklaven, die den Spaniern noch immer ergeben waren, und sich dagegen feindselig gegen die Engländer bewiesen, D'Oyley's kraftvollen und klugen Verfahrens ohngeachtet, die letzteren noch immer, und wurden ihnen sogar zuweilen furchtbar. Es gelang ihm selbst dadurch nicht, den Rest dieser Flüchtlinge sich unterwürfig zu machen oder auszurotten, daß er, nachdem er sie in einer Schlacht geschlagen, und einen Theil ihrer

Anführer gezwungen hatte, ihm eine Art von Unterwürfigkeit anzugeloben, sie durch einen Haufen von Bukaniers, deren Kühnheit ihm bekannt war, selbst in ihren Verschanzungen aufsuchen ließ. Eine große Menge von ihnen, entgiengen ihren Verfolgern, versagten ihnen ihre Unterwerfung, und Raub und Uebelthaten wurden ihnen nun zur anderen Natur, und da dieser Haufe immer von Zeit zu Zeit wieder durch andere entlaufene Sklaven verstärkt wurde, so wurde dadurch der Grund zu der Entstehung der Maronenstämme gelegt, mit denen sich ein halbes Jahrhundert später der Gouverneur Trelawney genöthigt sah, sich in Unterhandlungen einzulassen, und ihnen einen Frieden zu bewilligen, weil er fand, daß es nicht möglich sey sie zu überwinden oder zu civilisiren.

Da ich beiläufig der Bukaniers erwähnt habe, so dürfte wohl eine kurze Nachricht von ihnen hier nicht am unrechten Orte stehen, zumal da mehrere Zeugnisse es übereinstimmend bestätigen, daß man einen großen Theil des Wohlstandes der Insel, in den ersten Zeiten nach Cromwell's Eroberung derselben, bloß ihnen zu verdanken hat. *)

Die Benennung: Bukanier ist Spanisch, und hat die Bedeutung eines Jägers im Gegensatze eines Seefahrers, und die ersten sollen einige Französische Ansiedler

*) M. s. besonders auch Oexmelin's Histoire des Flibustiers. D. H.

auf Tortuga, einer kleinen und unfruchtbaren, nur wenige Seemeilen von Port=Paix auf Hispaniola gelegenen Insel, gewesen seyn. D'Oyley lud sie nach Jamaika ein, und brauchte sie anfänglich gegen die in die Wälder geflüchteten wilden Neger. Er behielt sie aber auch nachher auf der Insel, und zwar wahrscheinlich in der Absicht, der Macht der Republikanisch gesinnten Pflanzer und Soldaten ein Gegengewicht entgegenstellen, und den unter ihnen eingerissenen Geist des Aufruhrs desto besser im Zaum halten zu können. Denn obgleich die Verschwörung der beiden Obristen Raymond und Tyson ihn zu hinterlisten und abzusetzen, vereitelt, und die der Insel drohenden revolutionären Stürme und Erschütterungen durch den schnellen Prozeß und die militärische Hinrichtung dieser Rädelsführer der Aufrührer noch abgewendet worden waren, so war doch noch immer eine ausgezeichnete Geistesstärke und Gewandheit erforderlich, um die Ordnung zu erhalten, und sich Gehorsam zu verschaffen. Es gab noch immer eine Verbindung von jenen unzufriedenen, unternehmenden, und zur Verschwörung geneigten Veteranen auf der Insel, die eine Abneigung vor der monarchischen Verfassung hatten, und wegen der herrischen Politik D'Oyley's besorgt waren. Diese Partei war sehr zahlreich, und man fürchtete ihre Macht selbst noch nach der Wiedereinsetzung Karl's des Zweiten, da doch die Royalisten wieder die Oberhand bekamen, und alle Ehrenämter und andere wichtige und einträgliche Stellen fast ausschließlich mit ihnen besetzt wurden. Was aber auch immer D'Oyley's Absichton bei der Zurückhaltung der Buka=

nier mögen gewesen seyn, so ist es Thatsache, daß sie von ihm und den auf ihn folgenden Gouverneuren, so begünstigt worden, daß Jamaika in der Folge, in Kriegszeiten, und besonders während des Krieges mit Spanien, der durch den im Jahre 1670 zu Madrid geschlossenen Frieden geendiget wurde, der Hauptzufluchtsort der Westindischen Kaper und die große Niederlage ihrer Prisen und ihrer Beute wurde. Die Bukanier wurden aber eben so gut von den Pflanzern, als von der Regierung, und von den Reichen, welche die Mittel besaßen, sie auszurüsten, als von den Aermeren, die ihnen kraftvolle Arme zum Kampfe mitbrachten, begünstigt und aufgemuntert. Es wurden daher armirte Fahrzeuge ausgerüstet, und die Mannschaft derselben wurde immer bald durch Dürftige oder Avanturier's, durch Unzufriedene, oder zu kühnen Unternehmungen Geneigte vollzählig gemacht. Es fanden sich immer auf der Insel selbst an Gefahren gewöhnte Republikanisch gesinnte Rekruten, und viele, die in ihrem Vaterlande nicht zu Ansehen und Einfluß gelangen konnten, gesellten sich zu den Bukaniers, um sich außerhalb desselben Reichthümer zu erbeuten. Ihr unbezähmter Ungestüm beunruhigte oft selbst diejenigen, mit denen sie in Freundschaft standen, und ihre Thaten und ihre unbezwingliche Tapferkeit setzte ihre überwundenen Feinde in Schrecken. Der Ruhm der Thaten dieser alten Seeräuber lebt noch heut zu Tage in den überlieferten Sagen von vielen ihrer Schlachten fort, die auf allen Westindischen Inseln erzählt und geglaubt werden. Besonders aber waren die Schiffe und die Niederlassungen der Spanier auf den Inseln, den Meeren

und dem festen Lande von Amerika die Gegenstände ihrer räuberischen Feindseligkeit. Indessen muß man sich nicht einbilden, wie es einige gethan haben, daß die Bukanier, ganz ohne Gesetze gewesen; sie bekamen vielmehr von der Englischen Regierung zu Jamaika Kaperbriefe, und wurden gesetzlich verpflichtet gegen jeden Feind des Vaterlandes zu agiren. Seeräuber gestehen nie oder doch selten ihre Unternehmungen; aber das Andenken der Großthaten einzelner jener Freibeuter, die sie selbst mit stolzer Freude erzählen, ist doch dadurch und durch die kurzen Annalen ihrer Zeit, noch bis jetzt erhalten worden. Eine weitläuftige Beschreibung ihrer Gefechte aber würde, wenn sie gleich für viele Leser ohnfehlbar sehr unterhaltend seyn würde, doch von andern in einer kurzen Geschichte, wie die gegenwärtige ist, für eine unnöthige Abschweifung von dem eigentlichen Gegenstande dieses Werkes gehalten werden. Der außerordentlichste und ausgezeichnetste aller Bukaniers war Heinrich Morgan, der von niedrigen Aeltern, welche Pächter in Glamorganshire waren, abstammte. Da er in seiner Jugend einst nach Bristol wanderte, lernte er zufällig den Kommandeur eines nach Barbados gehenden Kauffahrteischiffes kennen, und sein Trieb nach Abentheuern verleitete ihn, demselben sich selbst auf vier Jahre, die er ihm nach ihrer Ankunft auf der Insel als Pflanzer dienen wollte, zu verkaufen. Er kam glücklich an, erfüllte treu seine eingegangene Verbindlichkeit, und gieng, nachdem seine Dienstzeit zu Ende war, nach Jamaika, und betrat hier seine Laufbahn als Seeräuber. Nach einer Reihe glücklicher und beinahe beispiello-

ser Thaten, ließ er sich, nach Endigung des zwischen England und Spanien geführten Krieges, auf Jamaika nieder, gab das Freibeuterhandwerk gänzlich auf, bekam Liebhaberei für den Ackerbau und wurde ein fleißiger Pflanzer. Es wurde ihm daher in der Folge die Ehre zu Theil, daß er von Karl dem Zweiten, der, wie William Beeston versichert, gern mit glücklichen Bukaniers ein gutes Verständniß unterhielt, und es nicht verschmähte einen Theil ihrer Beute anzunehmen, zum Ritter geschlagen wurde. Einige Jahre darauf wurde er zu einem Mitgliede des Rathes von Jamaika ernannt, und stieg endlich bis zu der Würde eines Generalstatthalters daselbst, indem er die Pflichten, die ihm diese beiden Aemter auflegten, mit Eifer und Rechtschaffenheit erfüllte. Es ist daher unangenehm, für den Geschichtschreiber, sagen zu müssen, daß ein so außerordentlicher Mann, nachdem er so viele Beweise von Tapferkeit und Bürgertugenden abgelegt hatte, auf das Verlangen des Königs von Spanien, vermöge eines Befehls von Jakob dem Zweiten, in Arrest genommen, und im Jahre 1684 in den Tower gesetzt worden, wo er ohne Verhör und Untersuchung bis zu seinem Tode, der drei Jahre darauf erfolgte, bleiben mußte.

Doch wir kehren wieder zu der Geschichte der Regierung D'Oyley's zurück. Man findet, daß um die Zeit des Todes Cromwell's Menschen von allen Ständen aus dem Mutterlande auswanderten, und ihre Zuflucht bei der Kolonie von Jamaika suchten. Viele von ihnen sahen vielleicht vorher, daß die monarchische

Regierungsform wieder werde hergestellt werden, fürchteten in England die Ahndung ihres strafbaren Betragens, und glaubten daher in einer entfernten Kolonie, die ursprünglich von lauter Anhängern Cromwell's gebildet worden, Sicherheit zu finden. War dies ihre Absicht, so wurden sie auch nicht in ihren Erwartungen getäuscht; denn es blieben alle, die sich auf diese Art stillschweigend hier niedergelassen hatten, auch nach der Wiederherstellung des Königthums, in völliger Ruhe. Karl der Zweite bestätigte D'Oyley in seinem Kommando, und machte ihn durch ein Patent vom 13ten Februar des Jahres 1661 zum Gouverneur der Insel, mit dem Auftrage, die strenge militärische Subordination bei der Armee abzuschaffen, Gerichtshöfe zu errichten, und einen Gesetzgebungsrath anzuordnen, dessen Mitglieder von den Einwohnern sollten gewählt werden. Dies war die erste regelmäßige Einrichtung einer bürgerlichen Regierungsform auf Jamaika, und als D'Oyley bald darauf seine Aemter aufgab, vermehrte sich Zutrauen und Sicherheit noch mehr unter seinem Nachfolger, dem Lord Windsor, der durch eine königliche Proklamation zu dem ferneren Anbau des Landes aufmunterte, indem er den Pflanzern Ländereien untet solchen Bedingungen anbot, wie sie auf anderen Pflanzungen gewöhnlich waren, und selbst noch größere Vortheile und Freiheiten versprach. Alle freie Personen wurden berechtigt, und bekamen die Erlaubniß sich mit ihren Familien und Gütern, (baares Geld und Gold- und Silberbarren ausgenommen), aus allen Theilen des Brittischen Reiches nach Jamaika begeben zu dürfen, und ihre daselbst

gebornen Kinder wurden für freie Englische Bürger erklärt, und ihnen gleiche Rechte und Freiheiten mit den freigebornen Unterthanen von England ertheilt. Durch diese Proklamation bekam der Gouverneur zugleich den Auftrag, eine Versammlung, die von dem ganzen Volke ohne Unterschied sollte gewählt werden, zusammenzurufen, um Geseze für ihre innere Verfassung und Regierungsform zu entwerfen.

So blieb es bis zum Jahre 1678, da der König oder die Minister desselben, ein anderes System der Gesetzgebung für die Insel annahmen, das nach der Irländischen Konstitution, wie sie uach Poyning's Akte war, gemodelt war. Der geheime Rath von England machte nun eine neue Sammlung von Gesetzen, und der Graf von Carlisle wurde zum Gouverneur bestellt, und nach Jamaika gesandt, um sie in Ausübung zu bringen. Nach seiner Ankunft legte der Lord dieses ganze Gesetzbuch, und zugleich auch eine Bill, welche die Anordnung einer bleibenden Abgabe an die Krone forderte, der Versammlung vor und verlangte von ihr, daß sie das Ganze ohne alle Abänderung oder Verbesserung annehmen sollte. Allein die Versammlung verwarf diesen Antrag mit Unwillen, und keine Drohungen, keine versuchte Bestechungen und keine sophistische Rednerkünste, waren im Stande sie zu schrecken und zu bewegen, jenes Gesetzbuch zu sanktioniren. Besonders zeichnete sich der Obriste Long, der damals oberster Richter der Insel und ein Mitglied des Rathes war, durch seinen Patriotismus, durch seine Standhaftigkeit und die Klugheit

aus, mit der er sich allen Versuchen, jenen Plan durchzusetzen, widersetzte. Um diese seine Hartnäckigkeit zu bestrafen, erklärte der Gouverneur seine Stelle in dem Rathe für vakant, entsetzte ihn seiner Würde als oberster Richter, und schickte ihn zuletzt als einen Gefangenen nach England. Allein da der Obriste Long vor dem Könige und dem geheimen Rathe Gehör fand, bewies er die übeln Folgen, welche die Einführung des neuen Gesetzbuches auf Jamaika haben würde, so einleuchtend, daß die Englischen Minister, obgleich ungern, diesen Plan aufgaben. Die Versammlung bekam nun ihre berathschlagende Gewalt wieder, und eines der ersten Mitglieder des Magistrats, das bei dem Volke beliebt war, kam als Gouverneur an die Stelle des Lords Carlisle.

Ob man nun gleich hoffte, daß durch diese Einrichtung in Jamaika, allen Ursachen zu Streitigkeiten mit der Krone über politische Freiheiten, für die Zukunft werde vorgebeugt worden seyn, so lehrte doch der Erfolg daß diese Hoffnung trügerisch war. Man glaubt, daß die Minister der Krone, denen es hauptsächlich darum zu thun war, von Jamaika eine bleibende jährliche Revenüe, den 4½ Prozent, welche Barbados und die unter dem Winde liegenden Inseln von ihrer Ausfuhr bezahlten, ähnlich, zu beziehen, damals das Zwangsystem bloß darum aufgegeben, weil sie hofften das durch Gelindigkeit zu erhalten, was sie durch Gewalt nicht erzwingen konnten. Sie erwarteten, indem sie einem schädlichen Projekte entsagten, die freiwillige Gewährung eines

bleibenden Einkommens; allein die Versammlung blieb unerschütterlich und beharrte unbeweglich bei ihrer Forderung, daß die jährliche Steuer auch immer jährlich von neuem sollte verlangt und bewilliget werden. Aber diese Verweigerung reizte zur Rache, und der König versagte nun seine Bestätigung Gesetzen, auf denen sich viele gerichtliche Ansprüche gründeten. So wurde wirklich die königliche Beistimmung zu den Gesetzen verschoben, und die Verwaltung der Gerechtigkeit blieb auf der Insel fünfzig Jahre lang in diesem unsicheren Zustande. Diese Lage der Einwohner dauerte nämlich bis zum Jahre 1728, da endlich glücklicher Weise ein Vertrag zu Stande gebracht wurde, und eine Einkommensakte durchgieng, die von dem Könige bestätiget wurde. Die Versammlung willigte nämlich ein, der Krone eine beständige und unwiderrufliche Revenüe von achttausend Pfund Sterling und zwar auf folgende drei Bedingungen zu bezahlen: 1) daß der auf der Insel gewöhnliche Erbzinns, den man damals auf tausend vierhundert und sechzig Pfund Sterling jährlich schätzte, einen Theil dieser Revenüe ausmachen sollte; 2) daß die bisher von der Gesetzgebungskommission auf Jamaika erlassenen Gesetze, die königliche Bestätigung erhalten sollten; 3) daß alle diejenigen Englischen Gesetze und Verordnungen, die zu irgend einer Zeit als Gesetze auf der Insel geachtet, eingeführt, gebraucht und angenommen worden, für ewige Zeiten als Gesetze für Jamaika gelten sollten.

Im Jahre 1687 wurde Christoph, Herzog von Albemarle, der Sohn und Erbe des General Monk's,

der Karl den Zweiten wieder auf den Englischen Thron setzte, zum Gouverneur von Jamaika ernannt, dessen Würden mit seinem Leben, indem er bald nach seiner Ankunft daselbst ohne Erben starb, wieder erlöschten. Dieser edle Gouverneur stellte auch ein Beispiel von dem Geiste der Willkühr auf, der zu jenen Zeiten herrschte, indem er ein Mitglied der Versammlung darum verhaften ließ, weil es während der Debatten, die alte Maxime wiederholt hatte: Salus populi suprema lex (die Wohlfahrt des Volkes muß das höchste Gesetz seyn). Er verurtheilte noch überdies den Mann wegen dieser Beleidigung zu einer Geldstrafe von sechshundert Pfund Sterling, und hob die Versammlung auf. Dieser Herzog lebte indessen lange genug, um in Jamaika ein beträchtliches Vermögen zusammenzubringen, indem er nämlich mit William Phipps in Verbindung trat, der das Wrak eines Spanischen Silberschiffes, das im Jahre 1659 an einer Sandbank, an der Nordostseite von Hispaniola gestrandet war, entdeckt hatte. Mit Hülfe geschickter Taucher, die in Schaluppen von Jamaika aus dahin gebracht wurden, sollen sie sechs und zwanzig Tonnen Silber davon erhalten haben.

Am neunzehnten Februar des Jahres 1687 fühlte man auf der ganzen Insel eine Erderschütterung, die Dauer derselben war jedoch nur kurz, und obgleich viele Gebäude beschädiget wurden, so stürzte doch keines derselben ein, so wie auch nicht ein einziges versank. Das darauf folgende Jahr wurde durch die Revolution merkwürdig, durch welche der König Wilhelm und seine

Gemahlin auf den Englischen Thron kamen. Auch in Jamaika würden sie ohne allen Widerspruch anerkannt, und mit Jubel als Regenten ausgerufen. Im Jahre 1690 wurde der Graf von Inchiquin zum Gouverneur bestellt, und bekam in dem Kriege der bald darauf ausbrach, und bei dem König Wilhelm an der Spitze der gegen Frankreich Verbündeten stand, den Befehl, eine Seemacht gegen die Französischen Niederlassungen auf Hispaniola auslaufen zu lassen. Diese Eskadre war glücklich, und Jamaika wurde durch die von ihr gemachten Prisen bereichert. Nicht lange nach dieser Periode aber, seit der die Insel einer starken Bevölkerung und eines blühenden Wohlstandes genoß, verwüstete ein abermaliges Erdbeben die ganze Oberfläche derselben, und verschlang einen großen Theil von Port-Royal, welches damals die größte und volkreichste Stadt in Westindien war. Dieses Erdbeben fieng am siebenten Junius des Jahres 1692, Vormittags zwischen zehn und eilf Uhr an, und drei von einander verschiedene Stöße, von denen immer einer schrecklicher war als der andere, verwüsteten in Zeit von wenig Augenblicken zwei Drittheile der vorzüglichsten Gebäude der Stadt, indem sie sie theils niederwarfen, theils versenkten und verschlangen. Starke Kayen, große Waarenhäuser und theure Wohnungen, die das Eigenthum oder der Aufenthaltsort der vorzüglichsten Pflanzer und Kaufleute waren, verschwanden fast in einem Augenblicke. Mehr als zwei Drittheile der Gebäude wurden unter Wasser gesetzt, und man sah noch bloß die Gipfel der höchsten, mit den Masten der Schiffe vermischt, die zwischen ihnen gestrandet waren. Die

Fregatte der Schwan, war eben umgelegt worden, um kalvatert zu werden; diese wurde durch einen plötzlichen Stoß des auf sie eindringenden Wassers, in einem Augenblicke in die Höhe gerichtet, und über die Giebel versenkter Häuser getrieben, und eine Menge der Einwohner, die so glücklich waren sich aus den Wellen, die sie verschlungen hatten, wieder zu retten, entgiengen bloß dadurch dieser ihnen von neuem drohenden Gefahr, daß sie sich an den Bord dieses Wraks flüchteten. Ein achtungswürdiger Geschichtschreiber dieser Insel macht die Bemerkung: „daß die Stadt Port-Royal vorzüglich auf einer Sandbank, die mit einem Felsen im Meere in Verbindung gestanden, sey erbaut gewesen, und daß daher schon eine schwache Erschütterung, wegen der eigenen Schwere der Häuser, hinreichend gewesen sey, die Zerstörung derselben zu bewirken." Allein es wurde ja die Insel in allen Theilen so fürchterlich erschüttert, und an manchen Stellen wurde sogar die Gestalt ihrer Oberfläche wesentlich verändert. Von den Gipfeln oder den Seiten der höchsten Gebirge, rissen die Erdstöße mächtige Erdmassen los, die mit ganzen Wäldern von Bäumen in die Ebenen hinabgestürzt wurden. An anderen Stellen hemmten dergleichen Erdmassen den Lauf der Flüsse. Die an dem Eingange eines sechzehn Meilen breiten Weges, gegen einander über stehenden Hügel, wurden erschüttert und zusammen geworfen. Der Strom des Flusses Cobre wurde gehemmt, das Bette desselben wurde vier Meilen von dem Meere an völlig ausgetrocknet, so daß eine ungeheure Menge von Fischen auf dem trockenen Boden lagen, und erst nach Verlauf mehrerer Tage nahm das

Wasser seinen gewöhnlichen Weg wieder. In dem Landstriche der die Yallow's heißt, berstete ein Berg mitten von einander, und ein Theil desselben fiel in das an seinem Fuße liegende Thal, und begrub mehrere bewohnte Pflanzungen. In einer anderen Gegend wurde ein Landeigenthümer, mit seiner ganzen Niederlassung an eine ganz andere Stelle versetzt, und an der nördlichen Seite der Insel wurden tausend Acker Land, die auf einmal und mit mehreren auf ihnen befindlichen Menschen versanken, in einen tiefen Wasserpfuhl verwandelt. Zu Passage-Fort blieb nicht ein einziges Haus stehen, und in ganz Liguanea nur ein einziges. In Spanisch-Town war der Schade auch beträchtlich; indessen blieben doch eine Anzahl niedriger und fester, von den Spaniern erbauter Häuser, unbeschädigt. Kaum eine Zuckerplantage blieb unverwüstet, und von den weißen Einwohnern, die man einer wenige Jahre vorher angestellten Zählung zufolge, auf ohngefähr sechzehntausend Seelen schätzte, kamen dreitausend durch das Erdbeben um.

Aber auch als endlich das Erdbeben aufhörte, dauerten doch noch die Folgen dieser schrecklichen Katastrophe fort. Die sie überlebt hatten, suchten nun in der Nachbarschaft unter Hütten und Zelten Zuflucht; Wohnungen die sehr unbequem waren, da sie ihre Bewohner nur schlecht gegen die senkrecht auf sie fallenden Sonnenstralen und verpesteten Ausdünstungen schützten. Viele waren auch wegen des Todes ihrer Freunde, und wegen des Verlustes ihres Vermögens niedergeschlagen, und brüteten über der Erinnerung der Schrecken des vergangenen Elen-

des, oder quälten sich schon im voraus mit der Vorstellung des ihnen künftig drohenden Mangels. Spärlich genossene Nahrung schwächte den Körper, und Gram entnervte den Geist. Aus einer Vereinigung physischer und moralischer Ursachen entstanden Krankheiten, die durch Ansteckung noch schrecklicher wurden; ein bösartiges Fieber befiel eine Menge dieser unglücklichen Dulder, und entvölkerte noch vor dem Ende des Oktobers Jamaika fast ganz.

Aber kaum hatten sich diejenigen, die nicht Schlachtopfer des Erdbebens oder des Fiebers geworden waren, von diesem Elende einigermaaßen erholt, als sie schon wieder von einer neuen Gefahr anderer Art bedroht wurden. Man bekam nämlich die Nachricht, daß Jamaika bald von Hispaniola aus, durch eine Kriegsflotte werde überfallen werden, und wirklich erschien auch an dem siebenzehnten Junius des Jahres 1694 eine Eskadre von drei Kriegsschiffen und zwanzig Kaperschiffen, die unter dem Oberbefehle des Kommandanten von Hispaniola Dû Casse, fünfzehnhundert Mann Landtruppen am Bord hatten, vor der Kow-Bai, wo achthundert Französische Soldaten, mit dem Befehle an das Land gesetzt wurden, dasselbe bis an Port-Moraut zu verheeren, der mit nur zu großer Geschwindigkeit und barbarischer Pünktlichkeit befolgt wurde. Der Bericht den der Gouverneur an den Staatssekretair davon erstattete, sagt, daß die Feinde die größten Abscheulichkeiten begangen, und zügellos gemordet und alles in Brand gesteckt hätten, da das Militär gerade aus jener Gegend in die

Hauptstadt zurück gezogen worden war. Endlich schiffte sich das Französische Detaschement, gesättigt von Verheerung und Plünderung, nachdem es sich tausend Neger bemächtigt hatte, mit seiner Beute wieder ein. Aber nun segelte die Eskadre nach der Bai Carlisle, und Dü Casse landete bei dem Kirchspiele von Vere. An der Spitze seiner Truppen griff er hier ohngefähr zweihundert Mann an, die eine elende Verschanzung vertheidigten und ihm eine tapfere Gegenwehr leisteten. Da aber der Oberste Cleyborn, der Obristlieutenant Smart, der Kapitän Vassal und der Lieutenant Dawkins waren getödtet und noch andere verwundet worden, fieng der Rest jener Besatzung schon an, sich zurückzuziehen, als fünf andere zu ihrer Verstärkung beorderten Kompagnien gerade noch zur rechten Zeit anlangten. Diese griffen auch, ob sie gleich einen Marsch von dreißig Meilen ohne alle Erfrischung gemacht hatten, sogleich die Franzosen mit einem solchen Nachdrucke und mit so viel Erfolg an, daß das Schicksal des Tages nun anders entschieden wurde. Dü Casse zog sich zurück, schiffte seine Truppen wieder ein, und kehrte mit seiner schlecht erworbenen Beute nach Hispaniola zurück.

Einige Jahre nach diesem Ueberfalle, fieng Port-Royal an sich wieder zu heben; es wurden viele Häuser wieder erbaut, und die Stadt hatte die Aussicht von neuem bevölkert und blühend zu werden. Allein am neunten Januar des Jahres 1704, brach Vormittags zwischen eilf und zwölf Uhr eine heftige Feuersbrunst aus, welche alle Gebäude der Stadt in die Asche legte. Dadurch

sah sich der gesetzgebende Körper, der sich bald darauf zu Kingston versammelte, genöthiget zu beschließen, daß den Armen unter den unglücklich Leidenden, eine Unterstützung aus dem öffentlichen Schatze sollte ertheilt werden, und zugleich wurde auch noch beschlossen, die Bewohner von Port-Royal einzuladen, diesen Platz ganz aufzugeben und sich zu Kingston niederzulassen. Von dieser Zeit an wurde Kingston so wichtig wie keine andere Stadt auf der Insel.

Das nächste Unglück, das nun die Einwohner von Jamaika betraf, erfolgte am acht und zwanzigsten August des Jahres 1722. An diesem Tage nämlich erhob sich ein furchtbarer Orkan, der sich über einen großen Theil des angebauten Landes der Insel erstreckte. Er warf sehr viele Häuser um; verheerte die Produkte des Landes, und verminderte den Ertrag eines ungeheuren Vermögens, das in den Städten war zusammen gehäuft, oder in den Anpflanzungen der Niederlassungen war ausgelegt worden.

Nach dieser kurzen Darlegung der glücklichen oder unglücklichen Schicksale Jamaika's, die mit dessen früherer Geschichte zusammenhängen, eile ich nun einen Abriß von dem Zustande der Insel in neueren Zeiten zu geben. Ehe ich dies jedoch versuche, darf ich nicht vergessen, noch zu erinnern, daß zu den Quellen des früheren Wohlstandes von Jamaika, deren ich noch nicht erwähnt habe, der Zuwachs von zwölfhundert fleißigen Pflanzern, die, als Surinam im Jahre 1674 geräumt

wurde, hieher kamen, und die Einwanderung von den Schotten gehört, die zwanzig Jahre später erfolgte, indem diese von der Erdenge Darien, als die daselbst unternommene Niederlassung fehlschlug, auf die Insel kamen. Die Früchte der Geschicklichkeit und des Fleißes dieser Eingewanderten sind noch jetzt sichtbar und ihre Nachkommen sind in dem Besitze vieler wichtigen Grundstücke der Insel. Eben so vortheilhaft war in diesen Zeiten für den Wohlstand von Jamaika das Beispiel von Thomas Moddiford und anderen ausgezeichneten Pflanzern, die mit ihrem Kapitale zugleich ihre Erfahrungen und ihre Geschicklichkeit in Behandlung der Ländereien von Barbados mit hieher brachten, und durch ihre Erwerbung von Vermögen auf dem Wege der Verbesserung des Ackerbaues, der Insel bleibende Wohlthaten sicherten. Und hiezu kann man auch noch rechnen, daß durch den Kontrakt des Königs von Spanien mit England, die Spanischen Inseln mit Negern zu versehen, von 1690 an viele Jahre lang ein Strom des Reichthums in die Insel geleitet, und jährlich vertheilt worden.

Ich kann von der Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes von Jamaika bloß einen Umriß entwerfen. Die Insel wird nämlich gegenwärtig in die drei Grafschaften: Middlesex, Surry und Cornwall abgetheilt. Middlesex hat acht Kirchspiele, eine Stadt und dreizehn Dörfer. St. Jago de la Vega oder Spanisch-Town ist die Hauptstadt der Insel; sie liegt an den Ufern des Flusses Cobre, ohngefähr sechs Meilen

von dem Meere, und ist der Sitz des Gouverneurs und des allgemeinen Gerichtshofes. Sie hat einen schönen Pallast, in dem der Gouverneur seine Wohnung hat, und fünftausend freie Einwohner. — Die Grafschaft Surry enthält sieben Kirchspiele, acht Dörfer und die Städte Kingston und Port-Royal. — Kingston, das an der Nordseite eines bequemen und schönen Havens liegt, ist die Haupthandelsstadt von Jamaika. Der Grund dazu wurde im Jahre 1693 gelegt, als eine Reihe von Unglücksfällen, von Feuersbrünsten und Erdbeben, Port-Royal, wie bereits erzählt worden, verwüstet hatte. Man findet in Kingston viele bequeme und gut eingerichtete Gebäude und Häuser, und von letzteren manche, die an Pracht gränzen. Die Fisch-, Fleisch- und Gemüsemärkte der Stadt werden mit ausgesuchten Produkten dieser Art und im Ueberflusse versehen. Sie hat über sieben und zwanzigtausend Einwohner, siebenzehntausend Sklaven mit eingeschossen. — Port-Royal, einst der Sitz einer großen Volksmenge und des Ueberflusses, ist nur langsam aus seiner Asche wieder hervorgegangen; es besteht gegenwärtig aus ohngefähr zweihundert Häusern, aber die Festungswerke der Stadt sind stark und vortrefflich erhalten, und das königliche Schiffswerft, das Hospital und die Baraken erhöhen noch die Wichtigkeit derselben. — Die Grafschaft Cornwall endlich, hat fünf Kirchspiele, drei Städte und sechs Dörfer. Die Städte sind: Savanna-la-Mar an der Südseite der Insel; Montego-Bai und Falmouth an der Nordseite. Savanna-la-Mar wäre im Jahre 1780 durch einen Orkan und eine plötzliche Ueberschwemmung bei-

nahe zerstört worden, und es sind seitdem ohngefähr siebenzig Häuser wieder aufgebaut worden. — Montego-Bai ist eine reiche Stadt geworden, und hat wenigstens sechshundert weiße Einwohner. — Falmouth, oder wie es gewöhnlich genannt wird, The Point, liegt an der Südseite des Havens Martha Brac, hat sich schnell gehoben, und ist noch im Zunehmen. Die Stadt hat über zweihundert Häuser. — In den zwanzig Kirchspielen von Jamaika findet man, außer den Kapellen, achtzehn Kirchen. Jedes Kirchspiel hat einen Pfarrer, der statt der Zehenten eine Besoldung an baarem Gelde bekömmt, das durch Taxen von den Einwohnern erhoben und von den Kirchspielsvorstehern eingesammelt wird. Der jährliche Betrag der Kirchenpfründen ist von hundert bis tausend Pfund Sterling, aber ein beträchtliches Kirchengut vermehrt das Einkommen von einer oder zweien noch. Man sagt, der Bischoff von London behaupte, daß Jamaika einen Theil seines Sprengels ausmache, allein seine Jurisdiktion wird von der Kolonie nicht anerkannt, und der Bischoff hat auch dieselbe nie ernstlich behauptet. *)

Die Konstitution von Jamaika ist mit einigen unbedeutenden Abweichungen, der des Mutterlandes ähnlich, und die meisten Gerichtshöfe sind wie die von

*) So war der kirchliche Zustand der Insel vor verschiedenen Jahren beschaffen; die seitdem gemachten Veränderungen aber wird man aus dem 17ten Kapitel des zweiten Bandes ersehen können.

England eingerichtet. Der große Gerichtshof der Insel vereinigt die Gerichtshöfe von Kings-Bench, Exchequer und Common Pleas in sich. In diesem Gerichtshofe führt ein Oberrichter für die Insel den Vorsitz, der ein jährliches Einkommen von ohngefähr dreitausend Pfund Sterling hat. Die beisitzenden Richter, deren außer dem Oberrichter drei seyn müssen, um den Gerichtshof zu konstituiren, sind gewöhnlich angesehene Pflanzer oder andere achtungswerthe Männer auf der Insel, die ihre Dienste ohne Besoldung dafür zu erhalten, thun. In jedem Kirchspiele, (oder in jedem aus Kirchspielen bestehenden Bezirke), ist eine oberste Magistratsperson, die den Titel Custos Rotulorum führt, der mit einer Gesellschaft von Richtern Sessionen zum gütlichen Vergleich, (Sessions of the peace) hält, und die Untergerichte (Courts of common pleas) versammelt, in Fällen, wo der Werth des streitigen Gegenstandes unter einer gewissen bestimmten Summe ist. Auch bildet der Custos Rotulorum mit zwei anderen Richtern, nebst dem Pfarrer und zehen Kirchspielsvorstehern, die von den Landeigenthümern gewählt werden, die Kirchspielsversammlung. Diese Versammlungen ordnen und bestimmen die Größe der Lokaltaxen oder Abgaben, sowohl der allgemeinen als der das Kirchspiel besonders angehenden, und erwählen die Kollekteurs derselben.

Die gesetzgebende Gewalt von Jamaika ist in drei verschiedene Zweige vertheilt. Das Haus der Assemble oder der Gemeinen besteht aus drei und vierzig Mitgliedern, nämlich drei für jede der drei vorzüglichsten Städte

und zwei für jedes Kirchspiel gerechnet. Ein solches Mitglied kann nur der seyn, dessen jährliche Einkünfte von seinem Landeigenthum dreihundert Pfund Sterling betragen, oder der ein persönliches Vermögen von dreitausend Pfund auf der Insel besitzt. Wer von seinem Landeigenthum ein jährliches Einkommen von zehn Pfund hat, ein freier weißer Mensch und majorenn ist, der hat das Recht bei Wahlen seine Stimme zu geben. Mit Einem Worte: die Assemble oder Versammlung von Jamaika gleicht in Ansehung ihrer Einrichtung, ihrer Art zu verfahren, und des Umfangs ihrer Privilegien so sehr dem Hause der Gemeinen in England, daß eine detaillirte Beschreibung derselben überflüssig seyn würde. — Die obere Klasse der gesetzgebenden Gewalt, besteht aus zwölf Mitgliedern, die gewöhnlich von der Krone dazu gewählt werden, den Rang zunächst nach dem Gouverneur haben, und den Titel honourable führen. Sie bilden einen geheimen Staatsrath des Gouverneurs; aber die Entscheidungen des letzteren, werden auf der Insel auch dann befolgt, wenn dieser Staatsrath anderer Meinung ist. Dieser Staatsrath und der Gouverneur machen zusammen einen Appellationsgerichtshof aus, an den in allen Fällen, in welchem die Summe über welche gestritten wird, wenigstens dreihundert Pfund Sterling beträgt, von den großen Untergerichtshöfen (common law courts) appellirt wird. Jedes Mitglied des Rathes ist auch zugleich ex officio ein Friedensrichter für ganz Jamaika, und endlich vertritt auch das älteste Mitglied des Rathes, wenn der Gouverneur stirbt oder abwesend ist, die Stelle

desselben, und führt dann den Titel eines Präsidenten der Insel.

Der Gouverneur von Jamaika, den man gewöhnlich den Titel: Excellenz giebt, wird von dem Könige, vermittelst eines mit dem großen Reichssiegel versehenen Patentes ernannt. Er kommandirt die Truppen, wenn kein General von dem Stabe in Jamaika gegenwärtig ist; hat die Gewalt eines Vice-Admirals; ertheilt Kaperbriefe; stellt die Offiziere beim Militair an; ernennt die Richter und kann sie, in Vereinigung mit fünf Mitgliedern des Rathes, wieder von ihrem Amte suspendiren; er ernennt Aufseher der Kirchspiele, Friedensrichter und andere Civilbeamte, und setzt sie auch wieder ab, und vergiebt auch, wenn es die Krone nicht selbst thut, bürgerliche Aemter. Der Gouverneur vergiebt ferner alle geistlichen Aemter und Beneficien, an diejenigen, die nach den Gesetzen der Kirche dazu fähig sind, und kann auch Pfarrer absetzen, wenn sie ihr Kirchspiel verlassen oder sich notorisch schlecht betragen; er ertheilt die Erlaubniß Schulen anzulegen, und die Bewilligungen für Verheurathungen. Er konkurrirt auch in allen Fällen, wo es auf Bestrafung von Handlungen ankömmt, die den Handel oder die Einkünfte beeinträchtigen, mit den Gerichtshöfen der öffentlichen Einnahmen (courts of record), und kann, ohne der Dazwischenkunft einer Jury zu bedürfen, über alle sowohl die Gesetze als Thatsachen betreffende Fragen entscheiden.

Der Gouverneur ist auch allein Kanzler, und hat

das große Siegel der Insel in Verwahrung; er ist Richter in allen die kirchlichen Gesetze betreffenden Sachen; präsidirt in dem Appellationsgerichte, von dem man jedoch in Sachen die dreihundert Pfund Sterling betreffen, an den König appelliren kann, so wie dies auch in Ansehung seiner Entscheidungen nach der Billigkeit, (decisions of equity) der Fall ist. Er kann die Ausführung der über Hochverräther und Mörder ergangenen Urtheile aufschieben, und alle andere Verbrecher im Namen des Königs begnadigen. Er kann Mitglieder des Rathes absetzen und ihre Stellen wieder an andere vergeben; er hat die Macht mit Bewilligung des Rathes, die Versammlung zusammenzuberufen, und den Ort zu bestimmen, an welchem sich die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers versammeln sollen. Wenn sie versammelt sind, hat der Gouvernenr bei jeder vorgeschlagenen gesetzlichen Verordnung eine verneinende Stimme, und er kann die Versammlung nach Gutdünken prorogiren, vertagen oder aufheben. Außer den Einkünften die ihm die Lehngelder, die Strafgelder, Heimfälle und Konfiskationsfälle abwerfen, bekömmt er noch eine feste jährliche Besoldung von zweitausend fünfhundert Pfund Sterling von der Krone, und gewöhnlich auch noch eine ähnliche Summe die ihm der gesetzgebende Körper ein Jahr nach dem Antritte seiner Aemter verwilligen muß, und die so lange seine Regierung dauert, nicht wieder zurück genommen werden kann. Man kann daher die gewöhnlichen jährlichen Einkünfte eines Gouverneurs von Jamaika in Friedenszeiten sicher auf mehr als auf sechstausend Pfund Sterling anschlagen, und seine Gewalt ist überdies weniger eingeschränkt und

sogar ausgedehnter, als die durch die Gesetze bestimmte Gewalt des Königs ist.

Von anderen einträglichen Aemtern in Jamaika, die gewöhnlich vermittelst königlicher Patente vergeben werden, sind die vorzüglichsten das des Generalprofoßes, des Sekretärs der Insel, des Schatzmeisters derselben, des Sekretärs des obersten Gerichtshofes, des Kanzleiregistrators, des Schiffaufsehers und des Einnehmers der Zölle in dem Haven von Kingston. Diese Aemter werden oft an Personen vergeben, die in dem Mutterlande wohnen, und dieselben durch Deputirte verwalten lassen, die sich in Jamaika aufhalten. Diese Deputirten kaufen ihre Stellen oft von denen die sie zu vergeben haben, die diesen, wie man berechnet hat, jährlich gegen dreißigtausend Pfund Sterling abwerfen. Vermöge einer vortrefflichen Verordnung aber, (nämlich der zwei und zwanzigsten Georgs des dritten,) müssen künftig alle diejenigen, welchen jene Stellen ertheilt werden, dieselben in Person verwalten. Das Amt eines Generalprofoßes ist militärischen Ursprungs, die Hauptverrichtungen desselben aber, sind denen des Amtes eines Oberaufsehers (high-sheriff) in England ähnlich. Aus den Akten dieses Gerichtshofes, die das Haus der Gemeinen auf Jamaika am 23sten November des Jahres 1792 publicirt hat, ersieht man daß bei demselben 2181 Rechtssachen anhängig waren, die zusammen den Werth von 569,724 Pfund Sterling betrafen, und daß in den letzten zwanzig Jahren vor dem Jahre 1788, achtzigtausend und ein und zwanzig dergleichen vor demselben ver-

handelt worden, deren Werth sich auf 22,563,786 Pfund Sterling belaufen. Alle Protokolle des Sekretariats sind der Einregistrirung unterworfen. Kuratoren, Anwalde, Vormünder von Waisen und Pfandgläubiger die im Besitze der verpfändeten Güter sind, sind durch das Gesetz verpflichtet, nicht nur jährlich Rechnung von der Aerndte und dem Ertrage eines jeden Grundstückes, sondern auch über ihre Einnahmen und Ausgaben vor diesem Gerichtshofe abzulegen. Auch müssen Kontrakte, innerhalb dreier Monate nach dem Abschlusse derselben, hier einregistrirt werden, und eben dies ist der Fall mit allen Beschlüssen der Gesetzgebung. Diese erlangen in Jamaika gesetzliche Kraft, so bald ihnen der Gouverneur seine Sanktion ertheilt hat. Denn obgleich die Krone das Recht hat sie zu verwerfen, so sind sie doch so lange in der Kolonie gültig, als diese Verwerfung noch nicht erfolgt ist. Diejenigen Punkte aber, durch welche sich die Gesetze der Kolonie am stärksten von denen des Mutterstaates unterscheiden, sind die welche das Sklavensystem betreffen. Das Zeugniß eines Sklaven gegen einen Weißen wird nicht angenommen; Sklaven sind nach dem Gesetze, in gewisser Rücksicht vererblich, sie gehen auf die Erben ihres verstorbenen Herrn über, die Wittwe desselben hat ein Witthumsrecht auf sie, und ein überlebender Ehemann kann vermöge des Gunstrechtes (courtesey) Ansprüche auf ihren einstweiligen Besitz machen. Macht ein Pflanzer Schulden, so werden die Sklaven desselben noch immer als Vieh betrachtet, und müssen im Falle eines Konkurses von den Exekutoren inventirt werden. So werden sie selbst in einer Brittischen Parlaments-

akte betrachtet, welche erlaubt, sich an sie zu halten, wenn es darauf ankömmt Brittische Schuldner zu befriedigen, und man hat kein Beispiel, daß auch nur ein Individuum gegen dieses Gesetz protestirt oder eine Abänderung desselben verlangt habe. *) Aber demohngeachtet bleibt es doch unwidersprechlich wahr, daß das häufige Verkaufen der Kreolen-Neger, welches sie aus ihren häuslichen Verbindungen reißt, und sie von ihrer Heimath und Wohnung auf den Pflanzungen, wo sie geboren worden, trennt, eines der unerträglichsten Leiden der Sklaven in Jamaika ist.

Die jährliche Revenüe von achthundert Pfund Sterling, von der ich schon geredet habe, welche die Krone von Jamaika bezieht, ist bleibend, da sie durch die Akte vom Jahre 1728 für immer ist festgesetzt worden. Ein Theil davon indessen, der durch Erbzinnsen oder andere in jener Akte erwähnte Abgaben aufgebracht wird, ist beträchtlich erhöht worden. Zu dieser Revenüe kömmt noch eine andere, die jährlich von neuem bewilliget wird, um die Ausgaben der Civillisten und eine Menge noch anderer bestreiten zu können. Sie wird auf folgende Art aufgebracht: durch eine auf die Einfuhr von Negern gelegte Abgabe; durch eine Accise von Rum und anderen Artikeln, die auf der Insel konsumirt werden; durch eine Geldstrafe, die jeder Gutsbesitzer für jeden weißen Menschen erlegen muß der auf seinen Gütern an der Zahl fehlt, die sich eigentlich darauf befinden muß; durch eine

*) Es ist seitdem dieses geschrieben wurde, abgeschafft worden.

Kopfsteuer für Sklaven und Vieh, und endlich durch eine Taxe die auf die Einkünfte und auf Fuhrwerke mit Rädern gelegt ist. Ein beträchtlicher Theil des Einkommens von Jamaika geht wieder auf die außerordentliche Bewilligung des Soldes für diejenigen von den regulären Britischen Truppen, die von Zeit zu Zeit dahin beordert werden. Wenn die Zahl der regulären Truppen über 3000 beträgt, so muß die Bezahlung eines solchen Ueberschusses von dem gesetzgebenden Körper der Insel bestritten werden. Eine noch viel größere Ausgabe hat sich aber die Regierung in den letzten Zeiten selbst durch die Unterwerfung und die Versetzung eines Stammes der Maronen aufgelegt.

Die gewöhnlichen gangbaren Münzen auf Jamaika sind Portugiesische Goldmünzen, welche der halbe Johannes genannt werden, und von denen einer ohngefähr 55 Schilling Kurrentmünze werth ist; Spanische Dublonen von fünf Pfund und fünf Schilling, und Dublonen von 26 Schilling drei Deniers. Die Silbermünzen bestehen aus Spanischen Thalern, die sechs Schillinge und acht Deniers gelten, und in kleineren Münzen, deren Werth durch das Verhältniß bestimmt wird, indem sie in Ansehung ihres Gehaltes zu dem Thaler stehen. Die kleinste Silbermünze heißt Bitt und gilt ohngefähr fünf Deniers Sterling.

Die Kriegsmacht von Jamaika besteht aus allen freien Mannspersonen von fünfzehn bis zu sechzig Jahren, die sich auf eigene Kosten die nöthige Rüstung an-

schaffen müssen und vermöge des Gesetzes verpflichtet sind, entweder unter der Kavallerie oder Infanterie zu dienen. In Zeiten der Gefahr, sie mag nun aus einem befürchteten feindlichen Ueberfalle oder durch einen Aufstand entstehen, kann der oberste Befehlshaber, mit Beistimmung eines allgemeinen Kriegsrathes, in welchem die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers Stimmen haben, das Kriegsgesetz proklamiren, und unter Umständen von so dringender Art ist dem Gouverneur eine große und außerordentliche Gewalt übertragen. So in den Zustand des Krieges war die Insel im Jahre 1792 erklärt, und ihre gesammte Kriegsmacht bestand damals aus 1079 Mann Kavallerie und 8172 Mann Infanterie. Die Zahl der unter diesem Korps befindlichen freigelassenen Neger und farbigen Menschen belief sich auf 1889 Mann.

Nach dieser kurzen Skizze von der Regierungsverfassung, den Gesetzen, der Kriegsmacht und der Eintheilung des Landes kommen wir nun zu der kurzen Beschreibung der Oberfläche, des Klimas und der vorzüglichsten Produkte desselben. Man hat mit ziemlicher Genauigkeit berechnet, daß Jamaika einen Flächeninhalt von vier Millionen Morgen (acres) habe. Etwas weniger als zwei Millionen davon sind vermittelst darüber ertheilter Patente verpachtet; von diesem so vertheilten Lande aber, ist nur wenig mehr als eine Ackerzahl von einer Million wirklich angebaut. Aus einem, dem gesetzgebenden Körper von Jamaika im Jahre 1790 darüber erstatteten Berichte erhellet, daß die Zahl der Zuckerplantagen damals siebenhundert und fünf und siebzig betrug.

Jede dieser Plantagen kann man im Durchschnitte auf neunhundert Morgen annehmen. Nach eben dieser Urkunde hatte die Insel etwas mehr als vierhundert Holländereien oder Viehhöfe (penns or breeding farms), von welchen, im Durchschnitt genommen, jeder als siebenhundert Morgen haltend angenommen werden kann.

Aus dieser authentischen Angabe kann man schließen, daß ein großer Theil des inneren Landes von Jamaika nicht nur gebirgig, sondern sogar unfruchtbar und unzugänglich ist. Die Ungleichheit seiner Oberfläche indessen macht einen Theil seiner Schönheiten aus, und bewirkt zugleich eine Milderung des von Natur heißen Klimas der Insel. Wenn man das tropische Jahr in vier Jahreszeiten theilen will, so fängt Jamaika's Frühling mit dem Monate Mai an. Dann wird das Grün des Laubes der Bäume lebhafter, und die dürren Savanna's werden, selbst ehe noch der Regen zu fallen anfängt, wieder grüner. Dieser kömmt gewöhnlich aus Süden, und scheint, mit den herbstlichen Regenströmen verglichen, nur in Schauern zu bestehen. Diese Regen fallen ohngefähr in der Mitte des Maies, beginnen des Morgens und verwandeln sich oft gegen Mittag in Gewitter, bewirken eine üppige Vegetation und kleiden das Land in ein reizendes Grün. Diese feuchte Frühlingszeit dauert aber selten länger als vierzehn Tage. Nach dieser Zeit wird die Luft trocken und die Witterung wird beständig und gesund; kein Wölkchen trübt den Himmel, er ist beständig in sein reizendes Blau gekleidet und der Westindische Sommer herrscht in seiner vollen Pracht. In

dieser Periode scheint während verschiedenen Stunden des Tages, und gewöhnlich von sieben bis um zehn Uhr des Morgens die Hitze unerträglich zu seyn; allein so bald sich der Seewind aus Osten erhebt und die schlafende Luft erweckt, wird die ganze Natur wie neu belebt, und bis sich dieser Wind gegen Abend wieder legt, ist — besonders im Schatten — das Klima oft erträglich und zuweilen sogar angenehm. Obgleich die Zeit der Dämmerung nur kurz ist, so sind die Nächte desto schöner, und besonders leuchtet die Venus mit einem so hellen Lichte, daß die Bäume in demselben ihre Schatten werfen, wie in dem Lichte des Mondes, und die tropischen Sterne funkeln mit blendendem Glanze. So bleibt die Witterung gewöhnlich bis in die Mitte des Augusts, da die Winde am Tage nachlassen, Windstille die Fläche des Meeres glättet und die Luft schwühl und erstickend wird. Während der nächsten sechs Wochen wechseln schwache Winde und todte Windstillen mit einander ab und das Thermometer steigt dann selbst zuweilen bis auf neunzig Grad. Dies sind die Vorboten der feuchten Herbstzeit, die mit dem ersten Oktober beginnt. Jetzt gießen die Wolken Ströme von Regen herab, und die Erde scheint in manchen Gegenden, besonders in der Nähe gewisser Berge mit einer noachitischen Fluth überschwemmt zu seyn. Die hohen Gebirge ziehen, besonders wenn sie mit Holz besetzt sind, die Feuchtigkeit stark an. — Man hat einmal berechnet, daß die senkrechte Höhe des in Westindien gefallenen Regenwassers sieben und sechzig Kubikzoll betrage. Zwischen dem ersten August und dem letzten Oktober wüthen oft jene furchtbaren Stürme, die

man Orkane nennt, und es ist nur zu gut bekannt, daß solche Orkane in den Jahren 1780, 1781, 1784, 1785 und 1786 Verwüstung über sechs der am besten kultivirten Kirchspiele auf Jamaika verbreitet haben, und daß auf sie solche Regenströme folgten, daß dadurch auch die Vorräthe, die man in den Jahren 1785 und 1786 aufgeschüttet hatte, weil die Zufuhr von Nordamerika verboten worden war, vernichtet wurden, „so daß," wie die Versammlung von Jamaika in ihrem Berichte an die Brittische Regierung sagt, „so daß in den vor 1787 hergehenden sieben Jahren fünfzehn tausend Sklaven durch Hunger oder Krankheiten, die aus Mangel an hinlänglicher Nahrung, oder durch den Genuß ungesunder Dinge entstanden, aufgerieben worden." — Gegen das Ende des Novembers endlich, oder wohl auch einige Tage später, werden die nördlichen Winde wieder stärker; die heftigen Regengüsse hören auf, die Luft wird rein und kühl und die Bewohner von Jamaika und der andern Westindischen Inseln genießen nnn vom December bis zum April ununterbrochen des schönsten, heitersten Winters — wenn man ihn anders so nennen kann — den es auf der Erde geben kann.

Die Ansicht von Jamaika überhaupt ist gar sehr von der der Brittischen Inseln in Europa verschieden, und auch die Nord- und die Südseite von Jamaika selbst haben schlechterdings nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander. Es war an der nördlichen Seite, wo Columbus sich der Insel zuerst näherte, und er sah zuerst den Theil derselben, der jetzt das Kirchspiel der heiligen

Anna ausmacht, und es ist kein Wunder, daß ihn die Neuheit, die Mannichfaltigkeit und die Schönheit dieses zauberischen Schauplatzes entzückte. In einer mäßigen Entfernung von dem Ufer erheben sich zahlreiche Hügel, durch romantische Thäler von einander getrennt. Die meisten dieser Anhöhen, die sich nach ihrem Gipfel reizend runden, sind mit Wäldern von Piment, eines schönen Baumes, der keinen Nebenbuhler neben sich leidet, bedeckt, und diese Wälder sind von einem dunkleren Grün, als das unter ihnen wachsende kurze Gras, das, aus einem kreidigten Marmorboden hervortreibend, eine Rasendecke bildet, die so glänzend und dicht ist, als der schönste Englische Rasenplatz. Der glänzende Schimmer dieses lebendigen Teppichs ergötzt das Auge auf tausend freien Plätzen zwischen den Pimentos, mit deren dunklen Grün er reizend absticht. An der einen Stelle erblickt man große Wälder, die die Spitzen der Hügel umkränzen; an einer anderen mannichfaltige Gruppen, die sich an den Abhängen herabziehen, und zur Vollendung des Gemäldes dieser reizenden Landschaft beleben krystallhelle Wasserfälle und liebliche Bäche diese ganze Gegend. Jamaika führt seinen Namen mit der That, denn es hat eine Menge von Quellen, die an beiden Seiten der Anhöhen herabströmen, welche die Insel theilen. Hundert Flüsse durchströmen sie, obgleich keiner derselben tief genug ist, um schiffbar zu seyn. Zieht man endlich den Blick von diesem reizenden Schauplatze ab und richtet ihn auf das sich gegen den Mittelpunkt der Insel erhebende Land, so erblickt man in der weiten Entfernung die blauen Berge, die sich mit dem zitternden Horizonte zu verschmelzen scheinen, bis

sie sich allmählich ganz in den Wolken verlieren. — Nähert man sich dagegen dem südlichen Ufer, so sind die hervorstechenden Partien des Landes an dieser Seite der Insel mehr kühn als schön. Zuerst wird man durch den Anblick der ungeheuren und zu den Wolken aufstrebenden Ketten der blauen Berge in Staunen versetzt, die dem Auge steile Abgründe oder unzugängliche Klippen darstellen. Kömmt man ihnen aber näher, so erscheinen diese steinigten Berge minder rauh, indem sich nun auf ihnen urbar gemachte Plätze zeigen, wo die Hand des Fleißes Leben und Fruchtbarkeit hervorgerufen hat; auch trägt der untere Theil derselben, der mit Wäldern von majestätischen Baumstämmen besetzt ist, dazu bei, die Wildheit der höheren Spitzen zu mildern. Endlich erblickt man am Fuße dieser Gebirge die Savanna's, die weit hin mit Zuckerrohrfeldern bedeckt sind und, zum Preiße ihrer Bebauer, zugleich die Verheißungen des Frühlings mit dem Ueberflusse des Herbstes dem Auge darbieten. Jamaika's Berge geben den Anblick der Größe und sind zugleich dem Lande höchst nützlich; sie bewirken nämlich jene Abwechselung des Klimas, die der Heiterkeit des Gemüthes und der Gesundheit so förderlich und zugleich so angenehm ist. Auf den erstickenden Ebenen des Südens von Jamaika ist der mittlere Grad der Hitze während der Sommer- und Herbstmonate achtzig Grad nach Fahrenheit, in den daran liegenden höheren Gegenden steht dagegen das Thermometer des Mittags selten über siebenzig Grad und auf noch höheren Stellen steht es noch beträchtlich niedriger. In der Nacht wird jedoch die Luft viel kälter, so daß es nothwendig ist, seine Maaßregeln

in Ansehung der Kleidung darnach zu nehmen und sich auch besonders gut vorzusehen, wenn man des Morgens früh ausgehen muß. — Auf diesen Bergen können auch fast alle Europäische Früchte, Wurzeln und Kräuter gebaut werden und fortkommen. Ein ganz besonderer Vortheil aber, der für Jamaika und die großen Inseln aus dieser Ungleichheit der Oberfläche ihres Bodens entsteht, ist der nächtliche Landwind. So bald nämlich der am Tage wehende, von Osten und den daran liegenden Punkten kommende Wind des Abends sich legt, so steigt die in den Ebenen befindliche Luft, da sie durch die Wärme verdünnt worden, in die Höhe, sammelt sich über den Gipfeln der Berge und wird hier durch die Kälte wieder verdichtet; da sie nun dadurch spezifisch schwerer wird, als sie vorher war, so steigt sie an den beiden Seiten des Berges wieder abwärts, und dadurch wird nun der Landwind erzeugt, der von den Gebirgen dieser Inseln nach allen Richtungen gegen das Land weht.

Es ist bereits der Schönheit des Pimento's oder Pfefferbaums erwähnt worden, aber auch der Papaw und die königliche Pflaumenpalme (Palmeto royal) tragen nicht wenig bei, Jamaika zu verschönern, da die letztere zuweilen eine Höhe von hundert und vierzig Fuß erreicht hat. Da die Aeste und Blätter dieser und anderer ansehnlicher Bäume der Insel meistens erst in der Nähe des Gipfels derselben hervorwachsen und sich dann in horizontaler Richtung ausbreiten, so stellen die von ihnen gebildeten Wälder eine Menge majestätischer Säulen dar, die ein grünendes Gewölbe tragen. Sie

erlauben die Zirkulation der Luft, halten die senkrecht herabschießenden Sonnenstralen auf und gewähren zugleich einen gesunden Aufenthalt und einen angenehmen Schutzort. Indeß einige Bäume von einem mäßigen Wuchse, Knospen, Blüten und Früchte zugleich tragen, setzen andere durch ihr Gewüchs, durch ihre Größe oder durch ihre undurchdringliche Härte in Erstaunen. Es giebt keine Holzart, die in dieser Rücksicht das Lebensholz, *) Eisenholz, **) Taubenholz (pigeon-wood), ***) Grünholz, †) Brasilienholz ††) und den Sternapfelbaum †††) übertreffen. Manche Bäume auf Jamaika haben einen Stamm, dessen Länge von der Wurzel bis zu den Zweigen neunzig Fuß beträgt, wie dies der Fall mit dem Mahagonibaum und der Ceder ist, und der Stamm des Leiba oder des wilden Baumwollenbaums ist noch beträchtlicher, und giebt, wenn er ausgehöhlt wird, ein Boot, das im Stande ist, hundert Menschen zu fassen. Noch riesenmäßiger ist der Feigenbaum, wenn er sein volles Wachsthum erreicht.

Das liebliche Schauspiel, das diese Wälder darstellen, wird nun theils durch die sonderbare Gestalt einiger

*) Lignum vitae, naturhistorisch: Guajaam sanctum. D. H.

**) Engl. *Iron-wood* — Sideroxylon.

***) Wahrscheinlich Aralia spinosa.

†) Engl. *Greenheart* — Laurus chloroxylon. D. H.

††) *Brasiletto* — Caesalpinia bahamensis.

†††) Chrysophyllum.

in ihnen lebender Thiere, theils durch die außerordentliche Schönheit anderer belebt. In vielen Ländern der heißen Zone werden die Wälder, die Berge und Sümpfe durch unbezähmbare wilde Thiere furchtbar gemacht, und sie nähren ganze Bruten von Schlangen von außerordentlicher Wuth und voll tödtenden Giftes; aber in Westindien dagegen, ist der Biß keiner Schlange tödtlich, und Jamaika besonders beherbergt kein Raubthier, das man verfolgen oder ausrotten müßte. Hier zeigt selbst das größeste Krokodil (alligator, Kaiman), dessen Wildheit, wenn man an den Ufern seines Flusses auf dasselbe stößt, so sehr ist übertrieben worden, keine Neigung zur Wildheit, sondern ist ein furchtsames Wesen, das bei Erblickung eines Menschen mit der höchsten Eile die Flucht ergreift. Was die kleinern Arten des Eidechsengeschlechtes betrifft, so sind sie alle unschädlich und viele von ihnen sogar schön. Von der Mittelgattung dieser Familie wurde ehedem die Iguana *) von den

*) Diese Eidechse hält sich in Felsenklüften und hohlen Bäumen auf und nährt sich besonders von der Achras Sapota L. — Der Neger der sie jagen will, versieht sich gewöhnlich mit einem Hunde, einer langen Gabel, etwas starkem Bindfaden und einer großen Nadel. Der Hund spürt die Eidechse im Walde oder auf Bäumen aus, die, so bald sie ihn gewahr wird, gewöhnlich die Flucht ergreift, um sich in der nächsten Baumhöhle oder Felsenritze zu verkriechen und sie erreicht auch, wegen ihrer großen Behendigkeit fast immer einen Schutzort. Kömmt es aber einmal zwischen ihr und dem Jäger zu einem Gefechte, so pflegt es insgemein zum großen Nachtheile des letztern auszufallen, indem ihm gewöhnlich ein Fuß oder sonst ein Theil, in dem sich die Eidechse ver=

eingebornen Indianern gejagt und war für sie ein köstlicher Leckerbissen. Sie ist gegen drei Fuß lang und verhältnißmäßig dick, ihre Farbe ist wie die der grünen Schildkröte, und ob sie gleich jetzt nur selten auf die Tafeln der Engländer kömmt, so schätzen, bereiten und essen sie doch noch immer die Französischen und Spanischen Bewohner der benachbarten Inseln.

bissen hat, und deren Mund so leicht nicht geöffnet werden kann, abgeschnitten werden muß. Hat sie hingegen einen Ort zu ihrer vermeinten Sicherheit erreicht, so sucht der Jäger zuerst mit Vorsicht ihren Schwanz zu erhaschen, zu welchem er sich, im Fall das Thier zu weit in der Höhle gekommen ist, durch Graben verhelfen muß. Durch diesen Schwanz nun, den er in seiner linken Hand hält, sucht er den Leib, welchen er zwischen der Gabel in seiner rechten, um sich vor dem gefährlichen Bisse des Thieres zu sichern, immer an die Erde drückt, nach und nach so weit an sich zu ziehen, bis der Hals unter der Gabel ist, da er ihn dann vollkommen befestigt, um alle Bewegungen des Kopfes zu hindern. Darauf ergreift er die Nadel, sticht sie durch beide Nasenlöcher und die untere Kinnlade und befestigt durch den nachgezogenen Bindfaden, den Mund des Thieres so sicher, daß es nun ohne alle Gefahr angefaßt werden kann, und um ihm die Flucht ganz unmöglich zu machen, werden ihm die längeren Mittelzehen an den Vorder- und Hinterfüßen zusammen gebunden. Während dieses Geschäfts muß sich der Jäger vorzüglich vor den Schlägen des Schwanzes in Acht nehmen, die zuweilen so heftig sind, daß sie tödtliche Folgen haben. In diesem Zustande wird nun die Eidechse, die bis zwei Monate ohne alle Nahrung aushalten kann, zu Markte gebracht. Aber auch ihre Eier werden in Werth gehalten.

Anm. d. Ueb.

Die eigentlich sogenannten vierfüßigen Thiere (Säugethiere), die in Jamaika einheimisch waren, bestanden in früheren Zeiten aus acht Arten, welche folgende waren: 1) das Aguti (Ferkelkaninchen); 2) das Pakari (Bisamschwein, Sus Tajassu); 3) das Armadill; 4) das Opossum (Beutelthier); 5) der Rakuhn (das Coati, der Schupp- oder Waschbär, Ursus lotor); 6) die Bisamratte (Musk-rat); 7) der Alko (Canis americanus); 8) verschiedene Abarten der kleineren Affenarten. Von diesen Thiergattungen sind bloß die von der ersten und der letzten Nummer dem allgemeinen Schicksale aller der edleren Eingebornen und ursprünglichen Bewohner der Insel Jamaika entgangen. Selbst der Alko, ein kleiner, stummer aber schmeichlerischer und folgsamer und einst von seinen armen Indischen Herren geliebter und gepflegter Hund, ist wie sie vertilgt worden. Jedoch ich beschränke mich auf diese bloße Angabe der Thiere Jamaika's, da die engen Schranken dieser Skizze keine detaillirtere Beschreibung derselben gestatten. Man fand sie ehedem in großer Menge in den Hainen und Wäldern. Auch die Regionen der Luft und des Wassers lieferten ebenfalls ehedem und liefern noch jetzt einen großen, um nicht zu sagen unerschöpflichen Vorrath von Thieren, die auch nur zu nennen die Gränzen dieser Einleitung überschreiten würde. Indessen verdient doch die Naturgeschichte besonders eines, der auf Jamaika einheimischen Thiere, beschrieben zu werden, da sie so sonderbar ist, nämlich die der Landkrabbe, und die Leser finden sie hier nach Du Tertre's und Browne's Angaben.

Die Landkrabben (cancer ruricola) leben nicht nur in einer ordentlichen Gesellschaft in ihren Wohnungen in den Gebirgen, sondern sie wandern regelmäßig einmal des Jahres alle zugleich in einem Zuge von einigen Millionen nach dem Ufer des Meeres. Diesen ihren Zug beginnen sie im Monate April oder Mai. Dann kommen sie aus hohlen Bäumen, aus den Spalten der Felsen, und aus den Höhlen, die sie sich selbst in die Erde graben, hervor, und nun wird von diesen Abentheurern das Land eine weite Strecke bedeckt, so daß man in der Gegend wo sie ziehen keinen Fuß fortsetzen kann, ohne auf sie zu treten. Der Ort ihrer Bestimmung ist das Meer, und nach diesem hin richten sie ihren Zug in einer geraden Linie, so daß sie selbst nicht der geschickteste Geometer einen kürzeren Weg dahin führen könnte. Sie wenden sich weder rechts noch links, welche Hindernisse sie auch immer in ihrem Wege antreffen mögen; ja selbst wenn sie auf ein Haus stoßen, versuchen sie eher den Wänden hinauf zu klimmen, als daß sie von ihrer geraden Linie abweichen sollten. Aber ob dies gleich die gewöhnliche Ordnung ist, die sie auf ihrem Zuge behaupten, so sind sie doch auch zuweilen genöthiget, sich nach der Gestalt der Gegend, die sie durchziehen, zu bequemen, und wenn sie daher durch Flüsse aufgehalten werden, so schleppen sie sich an dem Strome hin. Der ganze Zug setzt sich von seinen Bergen aus mit der Ordnung einer von einem erfahrnen General angeführten Armee in Bewegung. Gewöhnlich sind sie in Bataillione getheilt, von denen das erste aus den stärksten und muthigsten Männchen besteht, die wie Schanz=

gräber voraus marschiren, um dem Zuge reinen Weg zu machen und die größten Gefahren zu beseitigen. Die Nacht ist die eigentliche Zeit ihres Marsches, wenn es aber am Tage regnet, so unterlassen sie nicht, auch diese Gelegenheit zu benutzen und in ihrem langsamen und einförmigen Schritte weiter zu ziehen. Wenn die Sonne aber scheint und der Boden heiß ist, so hält der ganze Zug an und wartet bis die Kühle des Abends hereinbricht. Werden sie in Schrecken gesetzt, so kehren sie um, aber ohne Ordnung und verwirrt durch einander, indem sie ihre Scheeren gegen diejenigen, die sie beunruhigen, erheben, denen sie zuweilen ein Stück Haut abreißen, oder auch ihre Waffen an dem verwundeten Theile hängen lassen. Wenn sie nun endlich nach einem ermüdenden Marsche, der zuweilen drei Monate dauert, und nach überstandenen zahllosen Gefahren an dem Orte ihrer Bestimmung, nämlich dem Ufer des Meeres ankommen, so machen sie so gleich Anstalt, ihre Eier in den Sand zu legen. Kaum hat nämlich die Krabbe das Ufer erreicht, so eilt sie an den Rand desselben, um die Wellen zwei bis dreimal ihren Körper bespülen zu lassen, und so die Eier abzuwaschen, die sie nun unter den Sand verscharrt. Hier liegen sie nur kurze Zeit, dann kommen aus ihnen Millionen von jungen Krabben auf einmal hervor, die sogleich das Ufer verlassen und ihren Marsch nach den Bergen antreten. Die alten Krabben gehen, wenn sie sich ihrer Bürde entladen haben, ebenfalls wieder dahin zurück, und langen gewöhnlich gegen das Ende des Junius wieder in ihren alten Wohnungen an. Im August fangen sie an fett zu werden und bereiten sich zur Ab=

werfung ihrer alten Schale, indem sie ihre Schlupfwinkel mit getrocknetem Grase und Blättern und einer Menge anderer Materialien ausfüllen. So bald die eigentliche Zeit zur Abwerfung da ist, kriecht jede Krabbe in ihre Höhle, versperrt den Eingang derselben und bleibt nun völlig ohne Bewegung darinne, bis sie ihre alte Schale verloren hat und wieder ganz mit einer neuen bekleidet worden ist. Wie lange sie in diesem Zustande bleiben, ist nicht mit Gewißheit bekannt, so viel aber hat man beobachtet, daß die alte Schale zuerst auf dem Rücken und an den Seiten von einander platzt, um dem Körper es möglich zu machen, herausgehen zu können und daß das Thier seine Glieder aus allen übrigen Theilen derselben nur nach und nach herauszieht. Um diese Zeit ist das Thier am fleischigsten und mit einer zarten membranösen Haut bedeckt, die von einer Menge röthlicher Adern bunt durchflechten ist. Diese Haut aber, wird allmählig immer härter und zuletzt wieder eine so vollkommene Schale, wie die alte war. Merkwürdig ist es, daß während dieses Häutungsprozesses in den Rücken des Thieres sich gewisse steinigte Absonderungen erzeugen, die, während dasselbe seine neue Schale bildet und vollkommen macht, wieder verzehrt und aufgelöst werden. Wenn die Bergkrabbe zu der Zeit wenn sie ihre Eier legen will, zum Essen zubereitet wird, so giebt sie einen der ausgesuchtesten Leckerbissen, und dieser unerschöpfliche Vorrath eines guten Lebensmittels war es auch, zu dem die eingebornen Indianer jederzeit ihre Zuflucht nahmen, wenn andere Nahrungsmittel nicht sehr häufig waren.

Die Wälder und Sümpfe von Jamaika liefern auch eine große Mannichfaltigkeit von wildem Geflügel und anderen Vögeln von einem vortrefflichen Geschmacke, unter denen die Sperbertaube (ringtail pigeon) von vielen am meisten geschätzt wird. Der köstlichste unter diesen Vögeln aber ist Emberiza orizavora, der Ortolan oder Reisvogel von Süd-Karolina. Diese kleinen Vögel mästen sich in jener Gegend zu Anfang des Herbstes mit dem Reise, wenn das Korn noch in der Milch ist, und ziehen im Oktober, wenn der Reis anfängt hart zu werden, in großen Schaaren nach Jamaika, um sich nun hier mit dem Saamen des Guineagrases zu nähren.

Da es zu weitläuftig seyn würde, eine vollständige Beschreibung des wilden Geflügels von Jamaika zu geben, begnügt sich der Verfasser, hier bloß die sinnreiche Art der alten Indianer zu erzählen, wie sie dieselben fiengen. Sie warfen auf die Seen und Teiche, auf welchen diese Vögel zu liegen pflegen, Kalabassen, die auf dem Wasser herumschwammen, um die Vögel an den Anblick derselben zu gewöhnen, wovon die Folge war, daß sich diese ihnen ohne Furcht näherten. Wenn dies gelungen war, so zog der Vogelfänger eine dergleichen ausgehöhlte Kalabasse, nachdem er Löcher zum sehen und athmen hineingeschnitten hatte, über seinen Kopf und begab sich dann so tief in das Wasser, daß von ihm nichts sichtbar war, als sein so bedeckter Kopf, und suchte nun unter einen Haufen von Vögeln zu kommen. Wenn dies geschehen war, so ergriff er einen auf

einmal bei den Füßen, zog ihn geschickt unter das Wasser und befestigte ihn an seinem Gürtel, und auf diese Art belud er sich, ohne das geringste Geräusch zu verursachen oder die übrigen Vögel zu beunruhigen, mit so vielen von ihnen, als er hinwegbringen konnte.

Eben so artig war ihre Methode Fische zu fangen. Sie bedienten sich nämlich des Remora oder Saugefisches dazu, so wie man die Falken zur Vogeljagd braucht. Dieser Fisch, *) der kaum eine Spanne lang ist, wurde ordentlich zu dieser Absicht gehalten, gefüttert und abgerichtet. Der Besitzer desselben nahm ihn an einem ruhigen Morgen mit auf das Meer, befestigte ihn mit einer zarten, aber festen und viele Faden langen Schnur. So bald nun der Remora einen Fisch in dem Wasser entdeckte, so schoß er, und wenn er auch noch so weit von ihm entfernt war, mit der Schnelle eines Pfeiles auf ihn zu und saugte sich fest auf ihm. So bald sich der Saugefisch in Bewegung setzte, ließ der Indianer seine Schnur, an welcher eine über dem Wasser schwimmende Boie oder ein Wahrholz befindlich war, um den Lauf zu bezeichnen, den der Fisch genommen hatte, nach, und diesen Lauf vorfolgte er nun in seinem Kanot so lange, bis er merkte, daß seine Beute beinahe erschöpft sey; dann nahm er die Boie weg und zog die Schnur allmählich wieder an sich und brachte so endlich den gefangenen Fisch an das Ufer, indem die Remora unzer-

*) Vielleicht Echeneis lineata, da die anderen Arten viel größer sind? Anm. d. Ueb.

trennlich fest an demselben hängen blieb. „Auf diese Art,“ sagt Oviedo, „habe ich eine Schildkröte fangen sehen, die so groß und schwer war, daß sie ein Mann allein nicht tragen konnte.“

Doch wir kommen wieder zu den Vögeln von Jamaika. Von der großen Menge derselben, die sich durch ihr prächtiges Gefieder auszeichnen, verdient besonders der Papagai mit seinen verschiedenen Gattungen, vom großen Makaw an bis zu dem kleinen Perroquet, erwähnt zu werden. Diese zahlreiche Familie verschönert noch jetzt die Wälder von Jamaika, dagegen sieht man den Flamingo, diesen prächtigen und königlichen Vogel, der die Größe eines Schwanes hat und dessen Gefieder mit der glänzendsten Scharlachfarbe prangt, jetzt nicht mehr daselbst. Der Kolibri oder Summvogel aber, den sein schönes Gefieder berühmt gemacht hat, brütet noch immer auf Jamaika und umsummet die reiche Blütenflur der Insel und saugt den Saft ihrer Blumen. Das liebliche Farbenspiel der Federn dieses Vogels, der nicht viel größer ist, als ein Käfer, ist unnachahmlich für die Kunst; indem es das sanfte Grün des Smaragdes, den hohen Purpur des Amathist's und das glänzende Dunkelroth des Rubins in der kunstvollsten Mischung darstellt. Man hat oft schon gesagt, daß der Gesang der Europäischen Vögel, den der tropischen an Annehmlichkeit übertreffe, und die Bemerkung ist allerdings wahr. Indessen besitzen doch die tropischen Wälder, die von Vögeln mit so buntem und prächti-

gem Gefieder geschmückt, bewohnt werden, einen Vogel, der besonders wegen seiner Eigenschaft die Stimmen anderer Vögel nachzuahmen, berühmt ist, und sich auch in Ansehung des Gesanges mit jedem Europäischen Vogel messen kann. Es ist dies der sogenannte Spottvogel (Spottdrossel, Turdus poliglottus), und seine Nachahmungen des Gesanges anderer Vögel und die Mischungen der klagenden Töne einer Menge von Taubenarten und des modulirten Summens unzählbarer Insekten, gewähren dem natürlichen Geschmack ein angenehmes Konzert.

Auch an Produkten des Pflanzenreichs hat Jamaika keinen Mangel. Sie werden theils als Nahrungsmittel für Menschen und Thiere, theils als Handelsartikel gebaut. Zu denen von der ersten Art gehört der Mais oder das Indische Korn, welches ein einheimisches Produkt ist. Man kann es das ganze Jahr hindurch pflanzen, wenn es nämlich regnet, daß das Land feucht wird. Man ärndtet, je nachdem der Boden beschaffen ist, von fünfzehn bis zu vierzig Scheffel vom Morgen, indem es jährlich zwei bis drei Aerndten giebt. — Die Hirse giebt gewöhnlich jährlich nur eine Aerndte; sie wird im September gesäet und im Januar geärndtet, und giebt vom Morgen von dreißig bis zu sechzig Scheffel. Zu diesen Hauptartikeln der vegetabilischen Nahrungsmittel, kann man auch noch verschiedene Arten von Kalavanzen (Calavanus, Spanische Kichern) rechnen, welches eine Erbsenart ist, die allgemein gegessen und gebaut werden. — Jamaika

hat auch einen Ueberfluß sowohl von einheimischen als auch von ausländischen Grasarten. Die erste Art wird zuweilen zu Heu gemacht, welches man aber nun beinahe gar nicht mehr nöthig hat, indem es völlig durch eine Wasserpflanze, die man Schottländisches Gras nennt, ersetzt wird, die eine in Jamaika einheimische Grasart ist. Es wird fünf bis sechs Fuß hoch, hat lange, saftige Gelenke und wächst schnell. Von einem einzigen Morgen dieses Grases kann man fünf Pferde ein ganzes Jahr lang gehörig füttern. — Das Guineische Gras, das ohngefähr vor sechzig Jahren durch Zufall von Afrika auf die Insel gebracht worden, ist nun für dieselbe ein Produkt von großem Nutzen und der höchsten Wichtigkeit. Es wächst in dem steinigsten und unfruchtbarsten Boden, wird von Pferden, Maulthieren und anderen Hausthieren begierig gefressen, und hat sehr viel zur Anlegung der meisten Zuchthöfe (breeding penns) beigetragen, indem man ihm es zu verdanken hat, daß man so vortreffliches Hornvieh in so großem Ueberflusse sowohl für die Tafel als für die Arbeit in den Plantagen besitzt. — In den Gebirgen wachsen alle Arten von eßbaren Europäischen Hülsenfrüchten und Wurzeln, und auch die meisten Europäischen Kräuter. Kohlarten, Salat, Karotten, Rüben, Pastinaken, Artischocken, Schminkbohnen, grüne Erbsen gerathen ungemein gut. Aber mehrere Personen geben vielen einheimischen Vegetabilien, in Ansehung der Schmackhaftigkeit und Lieblichkeit, den Vorzug vor den ausgesuchtesten ausländischen eßbaren Gewächsen, besonders Arumswurzeln, Bachbungen u. dergl. Die

andern einheimischen Pflanzenprodukte sind: der Pisang, Bananen, Yamswurzeln, Calalue (eine Art von Spinat), Eddoes, Kaßave und süße Bataten. Was die noch zarteren Früchte betrifft, so liefert sie kein anderes Land der Erde so vortrefflich. Die folgenden einheimischen Früchte wachsen auf der Insel wild: die Ananas (die dunkelschaligte oder Antiguasorte ist die beste), die Tamarinde, der Papayabaum (Carica papaya), die Guave, der Zuckerapfelbaum (*Sweet sop*, Annona squamosa), der Akajubaum (Anacardium occidentale), der Kakaobaum, der Sternapfel, der Flaschenbaum (Annona), der Avokadobirnbaum, der Mamni- und Sapotebaum, Indischen Feigen, und andere. Pomeranzen, Limonien, Zitronen und Pompelmusbäume, der Weinstock, die Melone, die Feige und der Granatapfel sind von den Spaniern eingeführt worden, und ihnen hat der Englische Fleiß noch den Rosenapfel, den Westindischen Nußbaum (Melicocca bijuga), den Pfirsichbaum und die Erdbeere beigefügt.

An der Spitze der Gewächse, die ein Gegenstand des Handels sind, steht das Zuckerrohr, als eine der schätzbarsten Pflanzen der ganzen Schöpfung. Der Botanische Name desselben ist: Arundo saccharifera. Seiner Gestalt nach ist es ein mit Gelenken versehenes Rohr, das sich in Blätter endigt, deren Spitzen fein gezahnt sind. Der Halm desselben ist stark aber spröde, und hat zur Zeit der Reife eine schöne strohgelbe Farbe. Er enthält eine weiche, markige Substanz, von der man eine große Menge von völlig ausgebildetem Saft bekömmt,

dessen Süßigkeit angenehmer ist, als die aller anderen Säfte der Natur und der auch unter allen anderen dem Geschmacke am wenigsten widersteht. Der Zwischenraum zwischen den knotigen Gelenken des Halm's ist nach der Verschiedenheit der Pflanze und der Fruchtbarkeit des Bodens verschieden, indem er eine Länge von einem bis zu sechs Zoll bekömmt, so wie auch der Durchmesser eine Stärke von einem bis zu dritthalb Zoll. Auch ist die Länge des Rohres überhaupt genommen verschieden, indem man Pflanzen von vier bis zu zwölf Fuß, von der Wurzel an bis zu dem obersten Gelenke, hat. Ursprünglich ist diese Pflanze ein Gewächs des Ostens, und sie wurde seit undenklichen Zeiten in Indien und Arabien gebaut, aber die eigentliche Zeit, wenn die Araber die Kunst, den Saft zu körnen, erfunden haben, ist unbekannt. Nach Europa ist das Zuckerrohr wahrscheinlich über das rothe Meer gekommen, und zwar spätstens zur Zeit der Kreuzzüge. Daß es in Westindien wild gewachsen, daran zweifelt man gegenwärtig aus guten Gründen nicht mehr, ob es gleich dem Entdecker Amerika's, Kolumbus, unbekannt geblieben. Die Entdeckung aber, daß man Zucker daraus bereiten könne, verdanken wir den Spaniern und Portugiesen, die wieder durch die Nationen des Osten mit diesem Geheimnisse waren bekannt gemacht worden. Um die Pflanze in ihrer ganzen Vollkommenheit zu erhalten, kann der Boden, der überdies die gehörige Lage haben muß, nicht fett genug seyn. In Westindien hält man zur Erzielung des meisten und besten Zuckers die sogenannte Ziegeldammerde (brick-mold) von Jamaika für die beste Erdart, den aschen-

artigen Lehm (ashy loam) von St. Christoph jedoch ausgenommen. Jenes ist eine tiefe, warme milde Dammerde, die sich leicht bearbeiten läßt und aus einer gehörigen Mischung von Thon und Sand besteht. Die Oberfläche derselben wird nach einem Regen bald wieder trocken, behält aber in den unteren Lagen, selbst in der trockensten Jahreszeit, immer Feuchtigkeit. Diese vortreffliche Erdart, die sich auf Hispaniola im Ueberflusse findet, Jamaika aber nur spärlich zugetheilt ist, findet man hier bloß in einigen wenigen Kirchspielen. Zuckerrohrpflanzungen auf dieser Art von Boden geben, in guten Jahren, vom Morgen ohngefähr dritthalb Tonnen guten Zucker. An der Nordseite von Jamaika und besonders in dem Kirchspiele Trelawney giebt es eine andre Art von Boden, der auch Aerndten von vortrefflichem Zucker giebt. Dieser Boden ist zuweilen von gelber, häufiger aber von rother Farbe, die man in allen Schattirungen von der dunkeln Schokoladefarbe bis zum Scharlachroth findet, und wenn man die Erde anfeuchtet, so kann man damit färben. Sie besteht aus einem reinen Lehm und einer Mischung von Thon und Sand, ist tief, nicht schwer, von Natur trocken und hat die Eigenschaft, das Wasser lang an sich zu halten. Bleibt sie bei heißer Witterung den ausdörrenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, so wird dadurch ihre Fruchtbarkeit für diese Aerndtezeit zerstört. Wo sich dieser Boden findet, da thut man am besten, die Art von Zuckerrohr zu pflanzen, die man Ratuhnzuckerrohr (ratoon canes) nennt. Dieser Ausdruck ist wahrscheinlich das verdorbene Spanische Wort Brotones, Schößlinge oder Knospen, denn

die Ratuhn's sind Schoßreiser oder Sprößlinge, die von der Wurzel solcher Pflanzen aufschießen, die man vorher abgeschnitten hat. Ob nun gleich ein mit solchen Ratuhn's bepflanzter Morgen Landes nicht so viel Zucker giebt, als ein mit Mutterrohren bepflanzter, so erfordert er doch auch nur wenig Unkosten und Arbeit und giebt seinem Besitzer im Laufe mehrerer Jahre vortheilhafte Aerndten. Der gewöhnliche Ertrag von solchen von dergleichen Lande genommenen Aerndten, ist von zehn Morgen jährlicher Ratuhn's sieben Oxhoft von sechzehnhundert Last. Die beste Zeit zur Pflanzung des Rohres sind die Monate zwischen dem August und dem November, denn nun befördern die im Herbste fallenden Regen das Wachsthum des jungen Zuckerrohres, und es kann, ehe der Sommer herbeikömmt, hinlängliche und saftige Blätter treiben, um die Wurzeln kühl und den Boden feucht zu erhalten.

Die gewöhnliche Art, das Land, in welches Zuckerrohr soll gepflanzt werden, vermittelst der Handarbeit zuzubereiten, ist folgende. Das Land wird zuerst in Quartiere von ohngefähr zwanzig Morgen abgetheilt; darauf wird jedes dieser Quartiere, vermittelst einer an hölzernen Pflöcken befestigten Schnur, wieder in viereckige Beeten von drei bis vier Fuß unterabgetheilt. Dann werden die zu dem Geschäfte des Pflanzens bestimmten Neger in eine Reihe, so daß auf jedes Beet einer kömmt, gestellt und angewiesen, fünf bis sechs Zoll tiefe Furchen in dasselbe zu ziehen. Um einen Morgen in einem Tage auf diese Art mit Furchen zu versehen,

sind gewöhnlich vierzig Neger erforderlich. Wenn diese Neger müssen gemiethet werden, so macht diese Arbeit gewöhnlich eine Ausgabe von acht bis zehn Pfund. Die Schnittlinge, die auf diese Art gelegt werden, bestehen gewöhnlich aus den Spitzen des bereits ausgepreßten Rohres. Man legt sie horizontat in die Furchen und bedeckt sie zwei Zoll hoch mit Dammerde. Nach ohngefähr zwölf Tagen kommen die aus den Knoten der Schnittlinge hervorgetriebenen Halme zum Vorschein und nach Verlauf von vier oder fünf Monaten, werden die Furchen eben gemacht. Bis die jungen Pflanzen zu einer beträchtlichen Höhe aufgewachsen sind, wird das Unkraut, das in einem so fetten Boden sehr gut gedeiht, fleißig mit dem Karst ausgejätet. In der ersten Hälfte des zweiten Jahres nach der Pflanzung, ist das Zuckerrohr reif für die Mühle und die Monate vom December bis zum Mai, werden in Jamaika die Aerndtezeit genannt, und sie sind eine Zeit der Gesundheit, der Fröhlichkeit und der Feste. Der Saft des Zuckerrohrs hat einen so angenehmen Geschmack und ist zugleich so nährend, daß die meisten Individuen der belebten Schöpfung durch den Genuß desselben gleichfalls neue Kraft bekommen. Ist nur einmal die Mühle in Bewegung gesetzt, so nimmt der Magre zu und die Kranken werden gesund, so daß die arbeitvolleste Zeit des Jahres zugleich auch die erfreulichste und erquickendste für Menschen und Thiere ist, denn der Zucker ist, seiner Substanz nach, nahrhaft und durchaus gesund, und hat, wie man behauptet, darzu beigetragen, den Scharbock und andere Krankheiten aus Europa zu verbannen. In Westindien wird der Saft,

aus dem er bereitet wird, weil er jedem Geschöpfe, das ihn genießt, so angenehm und zugleich gesund ist, begierig eingeschlürft.

Auf Jamaika wird dieser Saft durch Mühlen, die von Thieren, vom Winde oder durch Wasser in Bewegung gesetzt werden, ausgepreßt. Eine solche Zuckermühle besteht hauptsächlich aus drei aufrecht stehenden mit Eisen belegten Zylindern oder Walzen, die dreißig bis vierzig Zoll lang sind und zwanzig bis fünf und zwanzig Zoll im Durchmesser haben. Die mittelste Walze, an der die bewegende Potenz angebracht ist, dreht die anderen beiden durch eingreifende Zähne. Zwischen diesen Walzen wird das Zuckerrohr zweimal gepreßt, wodurch aller Saft herausgedrückt wird, der dann in ein bleiernes Gefäß abläuft. Das so ausgepreßte Rohr aber wird getrocknet und mit den getrockneten Blättern, welche mit dem Namen des Abgangs (trash) belegt werden, zur Unterhaltung des Feuers beim Sieden der Flüssigkeit gebraucht. — Der Saft des Zuckerrohrs enthält acht Theile Wasser, einen Theil Zucker, einen Theil dickes Oel und schleimichtes Gummi und noch außerdem einen kleinen Theil von wesentlichem Oele.

Der Prozeß, den Zucker aus dem Rohre zu erhalten, ist folgender. Der von der Mühle ablaufende Saft wird vermittelst einer hölzernen mit Blei belegten Rinne in das Siedhaus geleitet und hier in den Läuterkesseln, deren gewöhnlich drei sind, aufgefangen. Jeder Läuterkessel ist mit einem Hahne versehen, um die Flüssigkeit

ablassen zu können. In Anstalten, wo jährlich zweihundert Oxhoft verarbeitet werden, hat jeder Läuterkessel einen flachen Boden und hängt über einem besonderen Feuer, das auch seinen besonderen Schlot hat, der mit einem Schieber versehen ist, vermittelst dessen das Feuer ausgelöscht werden kann. Der Saft des Zuckerrohrs geht sehr schnell in Gährung über; so bald daher der Läuterkessel damit angefüllt ist, wird auch sogleich das Feuer angezündet und das Präzipitationsmittel (nämlich weißer Bristoler Kalk) hineingerührt. Da das Alkali des Kalkes die überschüssige Säure der Flüssigkeit neutralisirt, so wird ein Theil derselben die Basis des Zuckers. Für hundert Gallonen von der Flüssigkeit, ist gewöhnlich eine halbe Pinte in heißem Wasser aufgelösten Bristoler Kalkes hinreichend. Der Läuterkessel muß so lange erhitzt werden, bis der Schaum anfängt, sich in Blasen zu erheben, aber die Flüssigkeit darf nicht bis zum wirklichen Sieden kommen. In diesem Augenblicke muß der obenerwähnte Schieber in dem Rauchfange zugeschoben und das Feuer ausgelöscht werden. So warm bleibt nun die Flüssigkeit so lange ruhig stehen, bis die Hefen sich zusammenzieht und als Schaum in die Höhe steigt. Dieser Schaum sinkt dann unzertheilt zu Boden und bleibt hier zurück, wenn nun die Flüssigkeit in den Abdampfungskessel oder in den großen kupfernen Kessel abgezogen wird. In diesem muß sie kochen und der noch darin befindliche Schaum wird, so wie er aufsteigt, abgeschöpft, bis durch wiederholtes Abschäumen und fortgesetztes Evaporiren die Quantität beträchtlich reduzirt und klebrigter wird. Dann wird sie in einen anderen kupfernen Kessel aus

jenem geschöpft und hier noch mehr gekocht und abgeschäumt. Ist sie jetzt noch nicht durchsichtig, oder wird sie zu schnell eingedickt, so wird noch etwas Kalkwasser hinzugeschüttet. Nach einer bestimmten Zeit wird die Flüssigkeit, wenn sie hinlänglich reduzirt worden, um nun in einen dritten kleineren kupfernen Kessel zu gehen, in denselben, und endlich aus ihm in den letzten übergeschöpft. Dieser heißt der Probierkessel (teache), wahrscheinlich weil nun der Saft, wenn er in ihm befindlich ist, probirt wird, ob er wirklich die gehörige Konsistenz erhalten hat. In diesem letzteren Kessel wird er nämlich noch so lange gekocht, bis er sich körnen läßt, da er dann von dem Feuer abgenommen wird. Dieser Theil der Arbeit heißt das Ueberstürzen (striking), weil nämlich nun der verdickte Syrup in den Kühlbottich übergeschöpft wird. Dieser ist ein hohles hölzernes Gefäß, das ohngefähr eilf Zoll tief, sieben Fuß lang und fünf bis sechs Fuß weit ist. Ein Kühlbottich von dieser Größe faßt ein Orhoft Zucker. So wie er in demselben erkaltet, gerinnt er zu einer groben unregelmäßigen Masse unvollkommner Krystallen, indem er sich von der Melasse trennt. Aus dem Kühlbottich in dem Siedhause wird nun die so granulirte Masse zu einem Orhoft, das in dem Raffinirhause (curing house) befindlich ist, gebracht. Dieses Haus ist ein großes luftiges Gebäude, das mit einer Zisterne, oder einem Kühleimer versehen ist; über dieser Zisterne liegt ein Gestelle aus Balken gemacht und auf diesem stehen leere, oben offene Orhofte. In den Boden eines jeden derselben sind acht bis zehn Löcher befindlich und durch jedes von diesen ist der Stiel eines Pisangblattes

so gesteckt, daß er sechs Zoll unter das Gestelle hinab=reicht. In diese Oxhofte wird nun die Masse aus dem Kühlbottich geschüttet, da denn die Melasse durch die schwammigten Stiele durchdringt und in die Zisterne läuft, und in ohngefähr drei Wochen wird dieser Zucker trocken und schön. Dann sagt man, daß er raffinirt (cured) sey, und der Prozeß ist zu Ende. In guten Jahren werden von dieser kostbaren Substanz ohngefähr hundert und vierzigtausend Oxhofte von Jamaika nach Großbrittannien verschifft.

Aber die Wohlthätigkeit des Zuckerrohrs ist selbst nicht bloß hierauf beschränkt, denn selbst der Abgang und der Bodensatz dieser schätzbaren Pflanze geben einen der reinsten, wohlriechendsten und heilsamsten Spirituße, die man kennt, nämlich den Rum. Es würde über=flüssig seyn, die Bereitung desselben umständlich zu be=schreiben, da man mit dem Destilliren in Europa hin=länglich bekannt ist, daher es hier wohl genug ist, bloß eine kurze Nachricht von den komponirenden Materialien und von dem, was der Prozeß eignes hat, zu geben. Um die Brennkolben und Schlangenröhren in Thätigkeit zu setzen, muß man ein Gefäß (cisterne) für die, durch die vorhergehenden Destilationen erhaltenen Hefen, wel=che Dunder genannt werden und einen äußerst widrigen Geruch* haben; ein ähnliches für den Schaum und meh=rere Gährungskufen oder Zisternen haben, die alle so viel enthalten können, als der größte Brennkolben. In Ja=maika werden diese Gährungskufen von Bohlen gemacht und in Thon befestigt, indem man diese beweglichen Ge=

fäßen vorzieht, in den Brittischen Destiliranstalten aber sind diese Gährungskufen unbekannt. Die Veränderung der Witterung hat nicht so leicht Einfluß auf sie, auch zerlechzen sie nicht so leicht, als unbefestigte Gefäße und dauern daher viel länger. Die Ingredienzien, die man zur Bereitung des Rums braucht, sind folgende: Der von dem heißen Zuckerrohrsafte in dem Siedhause abgeschöpfte Schaum, an dessen Stelle man sich aber auch zuweilen des in dieser Absicht frisch ausgepreßten Saftes selbst bedient, Hefen oder Dunder und Wasser, da denn der Gebrauch der Hefen keinen andern Zweck hat, als den, die Gährung zu bewirken. Wenn diese Ingredienzien in den Gährkufen oder Zisternen gut durch einander gemischt und ziemlich kalt geworden sind, so erreicht die Gährung binnen vier und zwanzig Stunden den Grad der Stärke, der erforderlich ist, um die gehörige Quantität Melasse zuzusetzen, nämlich zu jeden hundert Gallonen der gährenden Flüssigkeit, drei Gallonen Melasse, und einen oder zwei Tage später, da nun die Flüssigkeit einen hohen Grad der Gährung erreicht hat, bewirkt man noch einen ähnlichen Zusatz. So bald sie hell wird und einige helle Luftbläschen in ihr aufzusteigen anfangen, dann ist der rechte Zeitpunkt zur Destillation da, und sie muß nun in den größten Brennkolben übergezogen und darin zum Sieden gebracht werden. Wenn dies ohngefähr zwei Stunden gedauert hat, so gehen die Dämpfe oder der Geist in einem krystallhellen Strome durch die Schlangenröhre über, welche Operation so lange fortgesetzt wird, bis er nicht mehr brennbar ist. Der auf diese Art erhaltene Geist wird schwacher Wein

(low wines) genannt, und muß, um Rum nach der Jamaika-Probe zu werden, noch einmal destillirt werden. Das Verhältniß des Rums zu der Zuckerärndte wird auf Jamaika gewöhnlich wie drei zu vier angenommen, allein man glaubt, daß es, fürs Ganze genommen, zu groß sey und daß man der Wahrheit näher komme, wenn man zweihundert Gallonen Rum auf drei Oxhofte Zucker oder zwei Drittheile von Rum auf die Zuckerärndte rechne.

Ein anderes, dem Osten ursprünglich angehöriges, in Jamaika gedeihendes und für den Handel wichtiges Produkt des Pflanzenreiches ist: der Kaffee. Die Kaffeebaumpflanzen können zu allen Jahreszeiten, selbst in der trockensten gepflanzt werden, auch gedeihen sie in jeder Lage, wenn sie nur gegen die Nordwinde, die ihre Blüte zerstören, geschützt sind, indessen bekömmt man doch die besten und wohlschmeckendsten Früchte von einer warmen, körnigten Dammerde, oder von einem sandigen Lehmboden, wie man ihn an den Abhängen der trocknen rothen Hügel von Jamaika findet. Man steckt die Früchte und eben so auch die jungen Pflanzen so, daß sie nach allen Seiten hin ohngefähr acht Fuß weit von einander entfernt sind; das Stecken von Pflanzen wird jedoch vorgezogen. Man nimmt sie dazu, wenn sie eine Höhe von zwei Fuß erreicht haben, dann schneidet man sie zehn Zoll über der Erde ab und gräbt sie aus, wobei man Sorge trägt, daß man die Pflanzen mit der ganzen Wurzel bekömmt. Die Löcher, in welche sie gesetzt werden, müssen so tief seyn, daß der untere Theil des

Stämmchens wenigstens zwei Zoll tief in die Erde kömmt. Im dritten Jahre, da der Stamm eine Höhe von fünf bis sechs Fuß erreicht hat, werden die Bäume gestutzt oder an ihren Spitzen beschnitten. Ein Stamm von dieser Höhe hat oft zwei und vierzig tragbare Zweige oder Aeste, und bei dem Beschneiden, welches jährlich einmal geschieht, läßt man dem Baume bloß diese Tragäste. Ein Morgen giebt nach dem vierten Jahre ohngefähr siebenhundert und fünfzig Pfund verkaufbaren Kaffee. Die Güte des Kaffee's aber hängt von der Beschaffenheit des Bodens und des Klima's, von der Art, ihn von den Schaalen zu reinigen und von dem Alter desselben ab. Die Art der Araber aber, die Bohnen zu reinigen, indem sie nämlich die reifen Früchte, so fleischig wie sie sind, der Sonne aussetzen, bis sie ganz trocken geworden, sie dann unter steinerne Walzen bringen und zuletzt die Kerne oder Bohnen durch Schwingen von allen Unreinigkeiten säubern, ist am geschicktesten, dem Kaffee seinen ächten Geschmack zu erhalten.

In Jamaika hält man die Früchte dann für reif zur Aerndte, wenn sie eine dunkelrothe Farbe erhalten haben. Dann werden sie zu drei verschiedenen Perioden der Reife in Säcke von Segeltuch von den Bäumen gesammelt, und hundert Scheffel Früchte geben tausend Last getrockneten Kaffee. Man hat zweierlei Methoden, ihn zu trocknen. Nach der ersten wird der frisch abgenommene Kaffee noch in den Beeren auf schiefliegenden Tafeln von Bretern in der Sonne ausgebreitet; dadurch gehen die Beeren in Gährung über und machen sich selbst

von den Bohnen los und von diesen werden darauf die noch an ihnen befindlichen Hülsen vermittelst einer Mühle oder durch Stoßen in einem hölzernen Mörser getrennt. Nach der zweiten Methode aber bringt man die Früchte unmittelbar vom Baume, also mit dem Fleische, auf eine Mühle und sondert so die Bohnen von ihnen. Die letztere Methode ist zwar die geschwindeste, aber wenn man die erstere befolgt, bekömmt der Kaffee einen besseren Geschmack. Wenn man das Fleisch von der Bohne getrennt hat, sondert man auch von dieser noch das sie umgebende Häutchen durch Reiben ab.

Ein drittes für den Handel wichtiges Produkt des Pflanzenreiches auf Jamaika ist: die Baumwolle, jene schöne Pflanzenwolle, die die Frucht eines Strauches ist, der in allen südlichen Gegenden von Asien, Afrika und Amerika wächst, und das rohe Material liefert, in welches sich der größte Theil der Menschen kleidet. Von den verschiedenen Varietäten dieses Strauches oder Baumes, sind folgende drei die vortheilhaftesten, nämlich die mit grünen Saamen, die Französische und die Brasilianische. Man bekömmt die Pflanze durch Aussäen des Saamens, welches vom Mai bis zum September geschieht. Sie liebt einen frischen Boden und wenn sie gedeihen soll, muß sowohl das Land, in dem sie wächst, als auch die Atmosphäre trocken seyn. Die Saamen werden in Reihen gelegt, die so gezogen sind, daß zwischen zweien immer ein Zwischenraum von sechs oder acht Fuß bleibt und die Pflanzen in jeder Reihe kommen ohngefähr vier Fuß weit von einander zu stehen. Nach vierzehn

Tagen sproßen die Pflänzchen hervor und nach Verlauf von vier Monaten wird dem Stängel die Spitze abgeschnitten und auch die Zweige werden beschnitten. Im fünften Monate entfaltet sich die schöne gelbe Blüte des Strauches und von dem siebenten Monate an bis zu dem zehnten reifen nach und nach die Fruchthülsen und springen endlich in drei Abtheilungen aus einander und enthüllen ihren weißen Flaum in seiner Vollkommenheit. Jetzt wird er eingesammelt und die in ihm liegenden Saamenkörner werden vermittelst einer Maschine daraus abgesondert und endlich geht die Wolle auch noch durch die reinigende Menschenhand, worauf sie in Ballen gepackt wird deren jeder ohngefähr zweihundert Last wiegt.

Wir beschließen diese flüchtige Anzeige von Jamaika's vorzüglichsten Produkten mit einer kurzen Nachricht von zwei Gewürzbäumen, welche die Insel schmücken und bereichern, nämlich: dem Zimmtbaum und dem Piment oder Pfefferbaum. — Im Jahre 1782 schenkte Lord Rodney dem Gouvernement von Jamaika Pflanzen von dem ächten Zimmtbaume, die er auf einem genommenen Schiffe, daß von Isle de France nach Europa bestimmt war, gefunden hatte, und von diesen hat man bereits viele tausend Bäume erhalten und gepflanzt, die sich jetzt im besten Zustande befinden. Dieser Ceylonische Eingewanderte wächst bis zu einer Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß, seine häufigen Saamen aber werden erst dann vollkommen, wenn er ein Alter von sechs bis sieben Jahren erreicht hat. Dagegen treiben seine üppigen Seitenzweige eine Menge Schößlinge,

die einen hinlänglichen Vorrath von Steckreisern zur Fortpflanzung des Baumes geben. Der Baum ist an seinem ganzen Stamme bis zu der Erde ganz mit Zweigen und Blättern bedeckt. Wenn die Zweige im Durchmesser eine Stärke von ohngefähr einen Zoll erreicht haben, so können sie zum erstenmale abgeschält werden. Wird dann die innere Rinde derselben mit Sorgfalt abgenommen und langsam im Schatten getrocknet, so besitzt sie alle Eigenschaften des ächten Zimmets in Vollkommenheit.

Der Piment- oder Spezereipfefferbaum wächst auf Jamaika wild und die Beere desselben ist ein schätzbares Produkt, indem sie den Wohlgeschmack und die Eigenschaften vieler Gewürze des Osten in sich vereinigt. Dieses schöne Naturkind spottet der Versuche der Kunst, seine Art zu verbessern oder weiter zu verbreiten; anstatt also den Baum durch junge Pflanzen oder durch Aussäen seiner Beeren fortzupflanzen, hat man eine bessere Methode ihn zu vermehren eingeschlagen. In der Nähe einer Pimentoallee nämlich, in der sich Vögel aufhalten und Bäume umgefallen sind und vermodern, wird ein Stück Land zubereitet, um darauf einen neuen Wald solcher Bäume zu ziehen, und wirklich wachsen auf demselben in dem Frühlinge des darauf folgenden Jahres eine Menge kräftiger junger Pflanzen aus allen Theilen des Landes hervor, die aus dem Saamen entstehen, welche die Vögel darauf verstreut haben. — Der Baum erreicht eine Höhe von zwanzig Fuß und der Stamm desselben hat eine graue Farbe und ist rein, glatt

und glänzend. Seine zahlreichen, nach allen Seiten sich verbreitenden Aeste sind mit dunkelgrünen Blättern bedeckt, die denen des Lorbeerbaums (bay-tree) ähnlich sind. Dieses schöne Grün wird im Julius und August noch durch die große Menge reizend weißer Blüten, die sich nun zeigen, gehoben. Bald darauf werden die Beeren zeitig zum Einsammeln, aber man läßt sie selten ganz reif werden, weil sonst die klebrigte Frucht, die sie einschließt, sich an ihnen verdickt. Die Früchte werden mit den Händen abgebrochen und auf einer Terrasse den Strahlen der Sonne ausgesetzt, und wenn sich ihre grüne Farbe allmählig in eine röthlichbraune verwandelt hat, so sind sie, wenn sie ganz trocken sind, zum Verkaufe fertig.

Diese erwähnten Produkte nun geben der Insel einen sehr großen Werth für England, und man hat über diesen Werth folgende Angaben:

Den Werth des Land- und Personaleigenthums schätzt man auf 25,000,000 Pfund; den von hundert und fünfzigtausend Negern, jeden zu fünfzig Pfund Sterling gerechnet, auf 12,500,000 Pfund; die Häuser und das Eigenthum in den Städten, die Handelsfahrzeuge, an der Zahl 400, die etwas weniger als 100,000 Tonnen halten und mit mehr als 9,000 Seeleuten bemannt sind, mit eingeschlossen, auf 1,500,000 Pfund; und den Totalwerth von Jamaika, als Brittisches Eigenthum betrachtet, auf neun und dreißig Millionen Pfund Sterling.

Nach dieser kurzen Uebersicht der Produkte und des angeblichen Werthes dieser Insel beschließen wir diese Einleitung noch mit einigen Nachrichten von den Menschen, die sie bewohnen und beginnen mit den arbeitenden Negern.

Nach glaubwürdigen Dokumenten rechnet man die Anzahl der Sklaven auf Jamaika, die Maronen jedoch ausgenommen, auf wenigstens zweihundert und fünfzigtausend Seelen. Es ist traurig für den Feind der Sklaverei, unter welcher Gestalt und Modifikation sie auch immer erscheinen möge, sich erinnern zu müssen, daß sie in einem äußerst herabwürdigenden Grade eben so gut unter den freiesten und civilisirtesten Völkern, als unter den despotischsten und rohesten und in allen Zeitaltern bestanden hat. Vorzüglich hat sie ihren Sitz aber in heißen Klimaten. Sie ist ein Unglück, das die Menschheit verfolgt; sie ist eine politische Krankheit, der man, aus uns unerklärlichen Absichten, gestattet hat, fortzudauern und der Konstitution der menschlichen Gesellschaft durch viele Geschlechter hindurch, einen Schandfleck aufzudrücken. Aber keine revolutionären Arkane, die von unseren Staatsempyrikern empfohlen werden, werden im Stande seyn, sie auszurotten, Millionen Menschen müssen erst durch Erziehung zu einer neuen und gesunden Beschaffenheit zubereitet werden, ehe ein wirksames Heilmittel mit Sicherheit angewendet werden kann. In Jamaika ist jedoch gegenwärtig das Uebel der Sklaverei, zu welcher Höhe es auch immer in vorigen Zeiten mag gestiegen gewesen seyn, durch Gesetze eingeschränkt

und durch Sitten gemildert worden. Die Behandlung der Neger ist auf der Insel, überhaupt genommen, gemäßigt und menschlich. Neuere Anordnungen, die gesetzliche Kraft erhalten, beschränken den Despotismus der Herren und nehmen den Sklaven unter ihren wohlthätigen Schutz, so sehr es sich thun läßt. Die ihren Einfluß immer mehr und mächtiger äußernde Menschlichkeit verbessert zwar unmerklich, aber doch täglich die Lage derselben.

Die Neger einer Zuckerplantage werden zum Behufe der darauf nöthigen täglichen Arbeit, in drei Klassen getheilt. Die erste besteht aus den stärksten beider Geschlechter, und die vorzüglichste Beschäftigung derselben ist: das Land zuzubereiten und zu bepflanzen, das Zukkerrohr, wenn es reif ist, abzuschneiden, die Mühle zu besorgen und in den Zucker- und Rummanufakturen zu helfen. Die zweite Klasse ist aus jungen Knaben und Mädchen, aus schwangeren Weibern und aus Wiedergenesenden zusammengesetzt, und diese werden selten zu anderer, als zu leichter, ihrer Jugend und ihrer Körperbeschaffenheit angemessenen Arbeit gebraucht. Die dritte Klasse endlich begreift die kleineren Kinder in sich, die unter der Aufsicht einer sorgsamen alten Frau stehen, und zum Ausrupfen des Grases und zum jäten oder andern ähnlichen leichten Arbeiten gebraucht werden. — Die der ersten Klasse werden mit Sonnenaufgang durch den Schall eines Horns oder einer Glocke zur Feldarbeit gerufen und diese stehen unter einem weißen Aufseher und einem schwarzen Treiber. Nachdem sie namentlich auf-

gerufen und die fehlenden aufgezeichnet worden, fängt ihr Tagewerk an und dauert bis acht oder neun Uhr; dann bekommen sie wenigstens eine halbe Stunde frei, um ihr Frühstück zu verzehren. Dies besteht gewöhnlich in gesottenen oder gerösteten Yamswurzeln oder andern Vegetabilien, die mit Salz und Cayennischem Pfeffer gewürzt werden. Dann greifen sie wieder zur Arbeit und bleiben in dem Felde bis Mittags, da ihnen zwei Stunden zur Ruhe und Erholung vergönnt werden. Ihr Mittagstisch besteht gewöhnlich wieder aus den genannten Vegetabilien mit einem Zusatze von eingesalzenen Fischen. Um zwei Uhr begeben sie sich wieder auf das Feld und arbeiten bis zu Sonnenuntergang, so daß sie etwa zehn Stunden des Tages mit Arbeiten beschäftigt gewesen, während deren auch der fleißigste von ihnen nicht mehr als ein Drittheil von der Arbeit gethan hat, die der Taglöhner eines Englischen Pachters gewöhnlich täglich thut. Jeder Eigenthümer ist gesetzlich verpflichtet, außer dem den Negern bewilligten Lande, immer für zehn Neger einen Acker mit unter der Erde wachsenden Nahrungsmitteln, die folglich nicht durch Orkane können verwüstet werden, zu bepflanzen. Damit die Neger aber jenen ihnen bewilligten Antheil von Land auch bearbeiten können, so wird ihnen, außer den Sonntag und die Festtage, in vierzehn Tagen ein Tag frei gegeben, und sie bauen wirklich Vegetabilien und ziehen sich Federvieh und Ferkel oder Ziegen, die sie verzehren, verleihen oder verkaufen. Indeß sich einige mit der Erzielung von Lebensbedürfnissen beschäftigen, machen andere gewöhnliche Stühle, Körbe oder gewöhnliche Tische, die sie zu

Markte bringen und gegen gesalzte Speisen oder gesalzene Fische, Geräthe und Werkzeuge oder Flitterstaat, woran sie viel Vergnügen finden, vertauschen. Ihr Eigenthumsrecht auf das, was sie auf diese Art gewinnen, wird ihnen nie streitig gemacht, sondern es scheint vielmehr durch die Gewohnheit fest begründet zu seyn.

Die auf einer Plantage befindlichen Negerhütten werden gewöhnlich an einer Anhöhe erbaut, in deren Nähe sich ein hinlänglicher Vorrath von frischem und reinem Wasser befindet, und die Gruppe, die sie bilden, gleicht einem kleinen Dorfe. Tropische Bäume, die mehrere von ihnen um ihre Wohnungen herpflanzen, dienen diesen zum Schutze und geben dem Ganzen ein freundliches Ansehen, und was die Bauart und die Bequemlichkeit betrifft, übertreffen diese Hütten zuverlässig die der Irländischen Bauern. Eine solche, für einen Mann und sein Weib eingerichtete Hütte, ist ohngefähr zwanzig Fuß lang und besteht aus zwei Abtheilungen. Sie ist von harten, festen Pfählen gebaut, die in der Erde befestigt und zwischen welche Zweige geflochten werden, die dann mit Mörtel beworfen werden. Der Boden derselben besteht gewöhnlich aus der trocknen, einheimischen Erde und das Dach ist so gut mit Palm- oder Kakaobaumblättern gedeckt, daß weder Regen noch Sonne hindurch dringen kann. Ihre Speisen kochen sie unter freiem Himmel und des Nachts zünden sie in ihrer Hütte, außerhalb deren die Neger nicht ruhig schlafen können, ein Feuer an. Die Neger auf Jamaika bekommen jährlich ein Geschenk von Westphälischer Lein-

wand, Frieß und gewürfeltem Zeuch (checks), ein andermal Messer, Nadeln, Zwirn u. dergl. m.; die meisten Ausgaben aber haben die Eigenthümer der Neger, wenn diese krank werden, für Medikamente und chirurgischen Beistand und Wartung. Jede Pflanzung hat ein bequemes Gebäude, das zu einem Hospitale eingerichtet ist. Die Kranken werden täglich von geschickten Aerzten oder Wundärzten besucht, die für ihre Mühe gut bezahlt werden, und in außerordentlichen Fällen bekommen die Kranken zu ihrer Stärkung und Erquickung Europäische Speisen und Getränke, als Wein, Haferschleim u. s. w., so daß die Lage der Kranken und Bejahrten, für deren beständigen Unterhalt gesorgt wird, diese einigermaaßen für die Sklaverei schadlos hält, zu der sie das Schicksal verurtheilt hat. — Die gewöhnliche Arbeit der alten Männer beschränkt sich auf die Bewachung der Ländereien, auf welchen die Lebensmittel gebaut werden, und das Geschäfte der alten Frauen besteht in der Wartung der Kranken und in der Aufsicht über kleine Kinder. Eine andere Art von Trost gewährt auch noch den Hochbejahrten die allgemeine Ehrerbietung, mit der das Alter unter den Afrikanern betrachtet wird. Wenn sie auch gleich mit Recht der Grausamkeit gegen ihre Thiere, die sie zu mißhandeln nur zu viel Neigung haben, beschuldigt werden, so behandeln sie ihre Alten doch desto gütiger und ehrerbietiger. Ta Quaco, mein Vater und ma Quafheba, meine Mutter, sind Ausdrücke kindlicher Ehrerbietung und Liebe, und mit ihnen werden die alten Neger allezeit von allen jungen Negern angeredet, und diese müssen selbst in großer Noth seyn, wenn sie den Bedürfnissen

der Alten nicht abhelfen und Beistand und Erquickung mit ihrer Liebe und Ehrerbietung gegen sie verbinden.

Die Allgemeinheit und die Wärme dieser pflichtmäßigen Gesinnung ist um so merkwürdiger, da man sie bei einem Volke findet, das der Polygamie ergeben ist. Diese Gewohnheit, mehrere Weiber zu haben, die in Afrika allgemein herrschend ist, ist eben so allgemein auch in Westindien. Man rechnet, daß in Jamaika allein zehntausend solcher Obersklaven, die man Oberneger nennt und die Treiber, Böttcher, Zimmerleute u. s. w. sind, zwei bis vier Weiber haben. Diese, in vielen Rücksichten so verderbliche Gewohnheit, hat eben Hauptsächlich dazu beigetragen, daß ein so großes Mißverhältniß unter den beiden Geschlechtern entstanden ist, daß Jamaika gegen dreißigtausend männliche Neger mehr als weibliche hat. — Es leben auch auf der Insel zehntausend farbige Menschen, die von Negern und Weißen abstammen und diese gehören zu den stärksten Menschen, und viele unparteiische Beobachter behaupten, daß in allen tropischen Ländern sowohl ihre Eigenschaften des Geistes, als die des Körpers allerdings einer größeren Uebung und Ausbildung fähig seyen. Allein sie können demohngeachtet nicht eher auf die bürgerlichen und politischen Rechte weiß geborner Unterthanen Anspruch machen, als bis sie drei Grade von dem Neger entfernt sind, und ob sie gleich in Ansehung der Benennungen, die von dem Blute und der Farbe hergenommen werden, in Samboes, Mulatten, Mestizen u. s. w. unterschieden werden, so betrachtet doch das Gesetz von

Jamaika, diese ganze Gesellschaft als Mulatten. Wozu sie gesetzmäßig fähig sind, das ist sehr unvollkommen bestimmt, aber das, wozu sie nicht fähig sind und was sie eben von den Weißen unterscheidet, besteht in Folgendem: In Kriminalfällen können sie gegen einen Weißen keine Zeugen abgeben; sie sind nicht fähig als Mitglieder bei parochial- oder Kirchspiels- und noch weniger bei allgemeinen Versammlungen gewählt zu werden; sie können kein öffentliches Amt verwalten oder eine höhere Bestallung bei der Armee bekommen und wenn sie außer der Ehe erzeugt worden, dürfen sie kein Vermögen, es mag nun in Gütern oder Menschen bestehen, besitzen, das mehr als 2000 Pfund beträgt. Indessen werden doch auch diese Einschränkungen zu Gunsten einzelner durch besondere Beschlüsse des gesetzgebenden Körpers aufgehoben. Die Treue und die Rechtlichkeit der farbigen Menschen ist unbestechlich und ihre Anhänglichkeit an die Weißen bleibt sich immer gleich und immer aufrichtig. Ihre Fortschritte in den Kenntnissen sind langsam gewesen, aber sie sind auch durch nichts ermuntert worden, dergleichen zu machen, und wenn man von einigen einzelnen Beispielen einen richtigen Schluß auf die Fähigkeiten der ganzen Rasse machen kann, so sind ihre Fähigkeiten allerdings einer besseren Kultur und einer vollkommneren Entwickelung würdig.

Die Anzahl der weißen Bewohner Jamaika's hat man auf ohnhefähr dreißigtausend Seelen gerechnet. Ein beträchtlicher Theil von diesen besteht aus gebornen

Europäern und auch von denen, die auf der Insel sind geboren worden, sind viele in dem Mutterlande erzogen worden. Aber ohngeachtet jener Auswanderungen aus und dieses Aufenthaltes in Europa, haben doch Klima und moralische Ursachen, in Verbindung mit politischen Einrichtungen und dem besonderen Zustande der Gesellschaft in Westindien, eine Art von Charakter gebildet, der nicht leicht zu verkennen ist und sich deutlich an den eingebornen weißen Kreolen von Jamaika ausspricht. Herren von Sklaven sind sie, eifersüchtig und stolz auf ihre eigene Freiheit, die für sie nicht ein bloßer Genuß, sondern eine Würde und ein höherer Rang ist. Daher ist auch unter allen Klassen derselben ein Geist der Unabhängigkeit verbreitet und sichtbar, der mit einem gewissen Bewußtseyn von Gleichheit verbunden ist, die Europäischen Gemeinheiten unbekannt ist.

Manche Ursachen des Nationalcharakters sind so sehr mit andern vermischt, daß sie fast unerforschlich sind. Es mag vielleicht zum Theil der Reizbarkeit zugeschrieben werden können, die eine Folge eines heißen Klima's ist, daß man von den Kreolen behauptet: daß sie nicht gern Subordination vertrügen und prozeßsüchtig wären. Wenn aber auch einige von ihnen streitsüchtig, andere prahlerisch und viele ausschweifend sind, so kann man doch von ihnen, als Rasse genommen, mit Wahrheit behaupten, daß sie einsichtsvoll, unerschrocken, freimüthig und verständig sind und von einem hohen Ehrgefühl regiert werden, das sich durch vorzügliche Gastfreundschaft, unverkennbare Lebhaftigkeit und edle Großmuth auszeichnet.

Geschichte
der
Maronen-Negern.

Erstes Kapitel.

Kurze Nachricht von dem Zustande Jamaika's beim Anfange der Französischen Revolution. — Von dem Wohlstande; dem Ackerbau; dem Handel; der Bevölkerung; der Kriegsmacht und den Sklaven der Insel. — Konsolidirte Akte. — Vorfälle auf St. Domingo. — Auswanderungen von dieser Insel. — Eröffnung, welche die Pflanzer von St. Domingo dem Brittischen Ministerium machen, und die Folgen derselben. — Die Franzosen schaffen alle Arten der Sklaverei ab.

Die Gegenstände, mit deren Erörterung sich das folgende Werk beschäftigen wird, sind folgende: die Lage, der Ackerbau, der Handel, die Bevölkerung, die Kriegsmacht und der Zustand der Sklaverei auf Jamaika zur Zeit des Ausbruchs der Französischen Revolution; ferner: die Geschichte der Maronen von ihrem Ursprunge an, bis zu der Vertreibung des größten Theiles derselben, ihre Verbannung nach Neu-Schottland und

ihre darauf folgende Verpflanzung an die Küste von Afrika und endlich: die Lage von Jamaika beim Schlusse des Krieges zwischen Großbrittannien und Frankreich und die Erwägung eines Planes zu der künftigen Sicherheit und Wohlfahrt der Insel.

Beim Beginnen der Französischen Revolution genoß Jamaika, nachdem es mehrere Jahre nach einander von Orkanen, dieser Geißel des Amerikanischen Inselmeeres, war verheert worden, einer Ruhe und eines Grades von Wohlstand, dessen es sich vorher noch nicht erfreut hatte. Reiche Aerndten und starke Nachfragen von Europa aus nach Westindischen Produkten, versetzten die Insel in einen blühenden Zustand und bereicherten den Pflanzer und den Kaufmann und alles vereinigte sich zu Gunsten des Landes. Allenthalben waren große Verbesserungen gemacht worden. Beim Feldbau war der Pflug eingeführt worden und dadurch wurde da, wo er bei Bearbeitung des Landes für das Zuckerrohr konnte gebraucht werden, viel Arbeit erspart. da es vorher, wie wir in der Einleitung gesehen haben, durch Menschenhände mußte aufgehackt werden. Man bediente sich auch jetzt sorgfältiger des Düngers, als ehedem, da man glaubte, daß sich der Boden genugsam erholen könne, wenn man ihn nur Brach liegen lasse. Unternehmende und scharfsichtige Pflanzer aber sahen noch zeitig genug den Untergang vorher, der ihrer wartete und schlugen ihr Eigenthum, wie es schien, unter dem Werthe los, und häuften dadurch, daß sie neue Ländereien kauften, unglaubliche Reichthümer zusammen, indem sie gern den

Unerfahrnen den Ehrgeiz ließen, sich Besitzer alter Pflanzungen nennen zu können, und ihren Familien, wenn sie anders ihren Ruin überlebten, sich ihr Brod zu erbetteln.

Schon seit Jahren hatte man die Bereitungsart des Zuckers und Rums wissenschaftlich studirt und es darin beinahe bis zur Vollkommenheit gebracht. Besonders waren zur Verbesserung der Zuckerbereitung große Preise ausgesetzt und ertheilt worden.

Auch die Baumwollenpflanzungen hatten sich stark vermehrt, da Personen, die kein großes Kapital aufzuwenden hatten, ihren Vortheil dabei fanden, da im Gegentheil ihr Ruin unvermeidlich war, wenn sie sich durch Ehrgeiz hätten verleiten lassen, Zuckerrohrpflanzungen anzulegen, weil diese immer ein großes Kapital erfordern.

In vorigen Zeiten war Jamaika auch der Markt für den Indigo, allein mehrere auf einander folgende mißlungene Spekulationen mit diesem Artikel haben gemacht, daß man den Anbau desselben ganz aufgegeben hat, wenigstens ist dies in so weit geschehen, daß man ihn nicht mehr unter die Haupthandelsartikel zählen kann. Es fehlte nicht viel, so hätte der Kaffee dasselbe Schicksal gehabt, wegen der starken Abgaben, die davon mußten erlegt werden; da jedoch die Brittische Regierung diese um einen Schilling auf das Pfund verminderte, so entstand eine plötzliche Veränderung zu Gunsten des Handels mit demselben und er machte nun einen Hauptartikel der von Jamaika nach Großbrittannien ausgeschifften Waaren aus, obgleich der Mokkakaffee all-

gemein für besser gehalten wird. — Der Kakao hingegen ist nicht so glücklich gewesen; er wurde sonst sehr häufig gebaut, aber die Pflanzer gaben ihn, wegen der darauf liegenden schweren Abgaben, nach und nach auf, und so hatte er zuletzt mit dem Indigo einerlei Schicksal. Es giebt auch noch zwei andere Artikel, die als Produkte Jamaika's ausgeführt werden, nämlich den Ingwer und den Piment oder Spezereipfeffer, auch neue Würze genannt, allein die Ausfuhr ist unbedeutend.

Um die Leser in den Stand zu setzen, über den Umfang des Handels von Jamaika beim Anfang der Französischen Revolution selbst urtheilen zu können, folgt hier eine kurze Uebersicht der Zahl der Schiffe und der Mannschaft derselben, wie auch der Ausfuhr und Einfuhr der Insel, kurz vor jener Periode.

Die Küsten, Schaluppen, Boote u. s. w. ausgenommen, giengen Schiffe ab

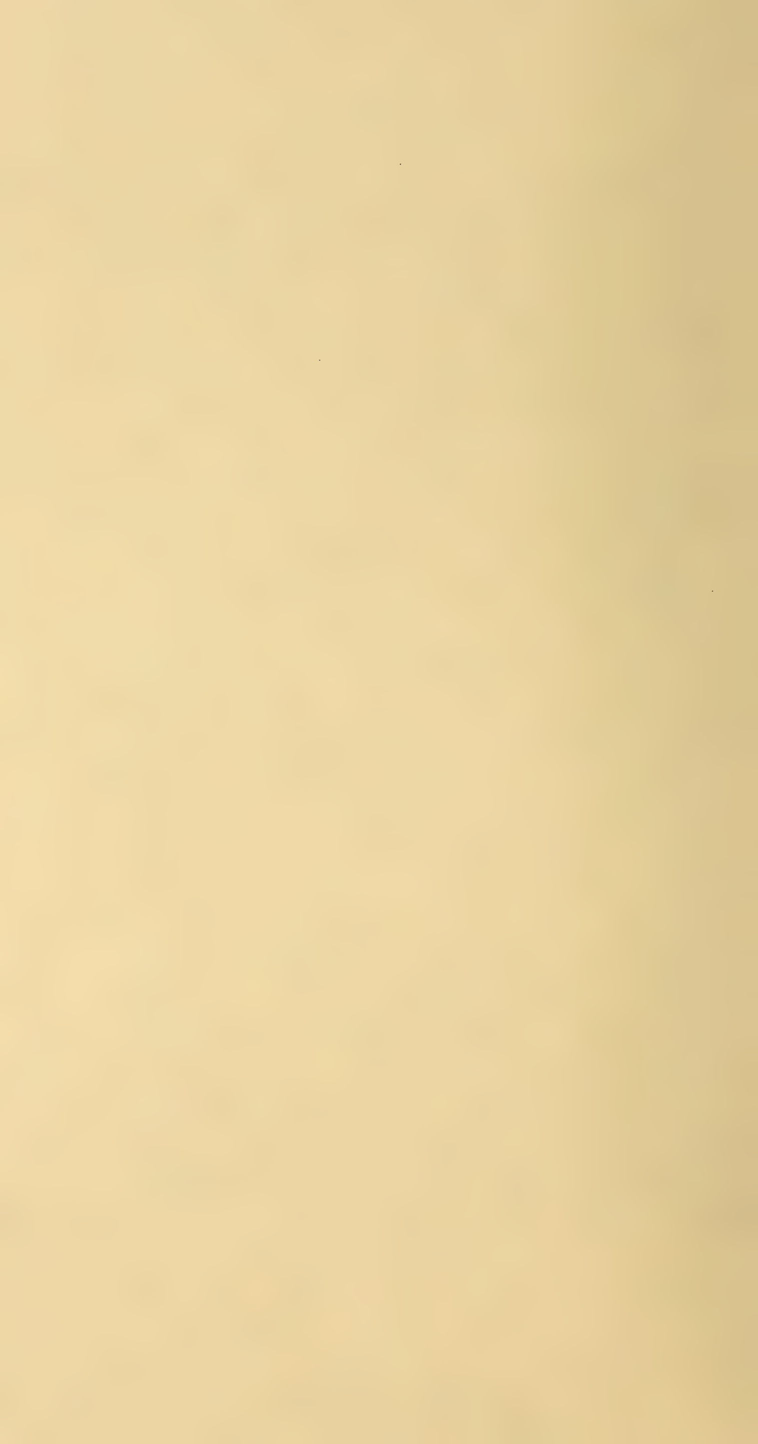
	Zahl der Schiffe.	Tonneninhalt.	Mannschaft.
Nach Großbrittannien :	242.	63,471.	7,748.
Nach Irland : : :	10.	1,231.	91.
Nach den Amerikanischen Staaten : : :	133.	13,041.	893.
Nach den Brittisch. Amerikanisch. Kolonien :	66.	6,133.	449.
Nach dem übrigen Westindien : : : :	22.	1,903.	155.
Nach Afrika : : :	1.	109.	8.
	474.	85,888.	9,344.

	Baumwolle.	Indigo.
	Pfunde.	Pfunde.
G	1,899,967	27,223
Ir	5,500	400
An	—	—
Bi	1,000	—
Fr	—	—
Af	—	—
	1,906,467	27,623

	Allerhand Werth.			Totalwerth.		
	Pf. St.	Schill.	Den.	Pf. St.	Schill.	Den.
G	147,286	3	4	2,022,814	7	10
Ir	—	—	—	25,778	10	—
An	—	—	—	60,095	18	—
Bi	—	—	—	26,538	2	5
Fr	—	—	—	355	19	—
Af	—	—	—	860	—	—
	—	—	—	2,136,442	17	3

Ein: und der vermischten Artikel, sind Produkte
nd eingeführt worden; sie werden hauptsäch-
n Landfrüchten (quantities of culture), die
s Gewisses bestimmen kann.

Edwards.



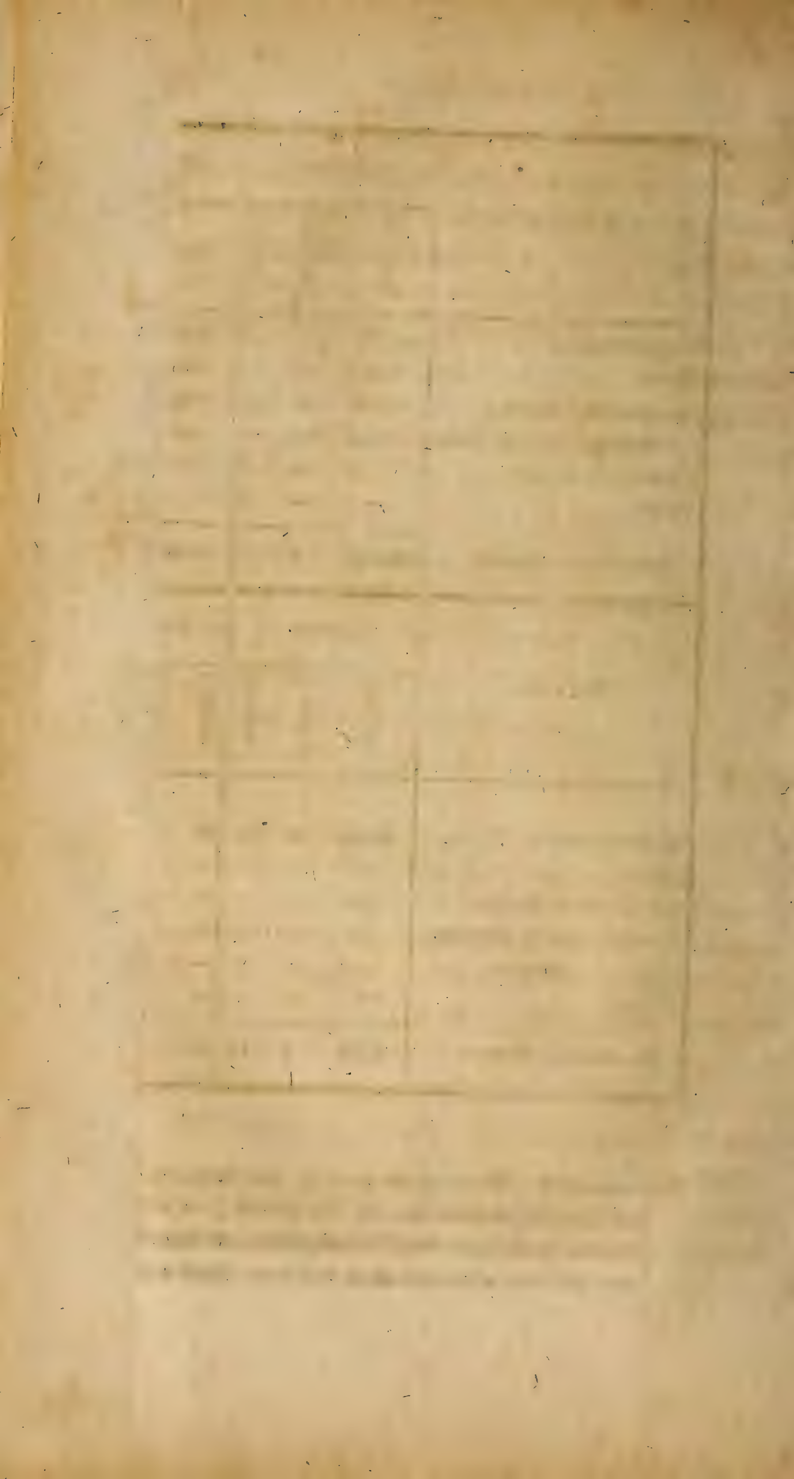
Märkte.	Zucker.			Rum.	Melassenzucker.	Piment.	Kaffee			Baumwolle.	Indigo.
	Centner.	Quarters.	Pfunde.	Gallonen.	Gallonen.	Pfunde.	Centner.	Quarters.	Pfunde.	Pfunde.	Pfunde.
Großbrittannien . . .	824,706	2	25	1,890,540	2,316	606,994	3,706	3	27	1,899,967	27,223
Irland	6,829	—	—	106,700	—	2,800	10	—	—	5,500	400
Amerikanische Staaten .	6,167	—	—	327,325	1,800	6,450	2,566	—	2	—	—
Brittische amerik. Kolonien	2,822	—	—	207,660	2,300	200	110	3	8	1,000	—
Fremdes Westindien . .	24	—	—	2,200	—	—	2	—	—	—	—
Afrika	—	—	—	8,600	—	—	—	—	—	—	—
Summe des Ganzen .	840,548	2	25	2,543,025	6,416	616,444	6,395	3	9	1,906,467	27,623

Märkte.	Ingwer.			Kakao.			Tabak.	Mahagony.		Campescheholz.	Allerhand			Totalwerth.		
	Centner.	Quarters.	Pfunde.	Centner.	Quarters.	Pfunde.	Pfunde.	Tonnen.	Centner.	Tonnen.	Werth.					
											Pf. St.	Schill.	Den.	Pf. St.	Schill.	Den.
Großbrittannien . . .	3,553	2	15	82	3	15	18,140	5,783	4	6,701	147,286	3	4	2,022,814	7	10
Irland	918	—	—	—	—	—	—	95	—	—	—	—	—	25,778	10	—
Amerikanische Staaten .	339	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	60,095	18	—
Brittische amerik. Kolonien	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	26,538	2	5
Fremdes Westindien . .	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	355	19	—
Afrika	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	860	—	—
Summe des Ganzen .	4,816	2	15	82	3	15	18,140	5,878	4	6,701	—	—	—	2,136,442	[illegible]	3

Anmerkung.

Ein beträchtlicher Theil der Baumwolle, des Indigo's, des Tabaks, des Mahagonyholzes, des Färbeholzes und der vermischten Artikel, sind Produkte des fremden Westindiens, die von da auf Jamaika theils als zollfreie Waaren, theils als Kontreband eingeführt worden; sie werden hauptsächlich mit Brittischen Manufakturwaaren und Negern bezahlt. Auch werden beträchtliche Quantitäten von Landfrüchten (quantities of culture), die man auf dem nämlichen Wege bekommt, jährlich nach Großbrittannien ausgeführt, über die man nichts Gewisses bestimmen kann.

Edwards.



Da aber viele von den nach Amerika und dem übrigen Westindien gehenden Schiffen zwei und auch mehr Reisen in einem Jahre machen, so wird, um die richtige Anzahl der Schiffe, ihres Tonneninhaltes und ihrer Mannschaft zu bekommen, gewöhnlich ein Drittheil von vorstehender Summe abgezogen, so daß nun folgendes Resultat bleibt.

Fahrzeuge = = =	400.
Tonneninhalt = =	78,862.
Mannschaft = = =	8,845.

Die Ausfuhr von Jamaika zwischen dem fünften Januar des Jahres 1787, und dem fünften Januar des Jahres 1788 und der Werth derselben in Pfund Sterling, ergiebt sich aus nebenstehender Tabelle, die sich auf die Auktorität der Bücher des Generalinspekteurs gründet und die hier von Edwards entlehnt worden.

Der Betrag der Einfuhr nach Jamaika war in der nämlichen Periode folgender:

Unmittelbar von Großbrittannien, zu Folge des Registers des Generalinspekteurs für 1787:

Brittische Manufakturwaaren:

Pf. St.	Sch.	Den.
686,657	— 2	— 3.

Fremde Kaufmannswaaren:

Pf. St.	Sch.	Den.	Pf. St.	Sch.	Den.
72,257	— 3	— 1.			
			758,932	— 5	— 4.

	Pf. St.	Sch.	Den.
Von Irland, als ein angenommenes Mittel der ganzen Einfuhr nach dem Brittischen Westindien, aus Manufakturwaaren und trocknen Lebensmitteln bestehend, 350,000 Pfund Sterling betragend	175,000	0	0.
Von Afrika 5,345 Neger, jeden zu vierzig Pf. St. gerechnet, ein Handel, der bloß von Engländern mit Englischen Schiffen geführt worden	213,800	0	0.
Von den Brittischen Kolonien in Amerika, ohngefähr 20,000 Centner eingesalzenen Stockfisch von Newfundland mitgerechnet	30,000	0	0.
Von den vereinigten Staaten, Indisches Korn, feines Waizenmehl, Reis, Stabholz (lumber), Faßdauben und dergleichen mehr in Brittischen Schiffen eingeführt	90,000	0	0.
Von Madera und Teneriffa, in Handelsschiffen von Groß-			

	Pf. St.	Sch.	Den.
brittannien, 500 Pipes Wein, diejenigen Weine ausgenommen, die wieder ausgeführt worden, die Pipe zu 30 Pf. Sterl. gerechnet =	15,000	— 0	— 0.
Von dem fremden Westindien, nach einem Durchschnitt von drei Jahren berechnet = =	150,000	— 0	— 0.
Summa	1,432,732	— 5	— 4.

Die Volksmenge von Jamaika, zu Ende des Jahres 1788, wurde auf 291,400 angegeben, die aus 30,000 Weißen, aus 10,000 freien Negern und farbigen Menschen, aus 1,400 Maronen und aus 250,000 Sklaven bestand. Das Militair bestand aus ohngefähr sieben bis achttausend Mann wirklich Dienst thuender Soldaten und unter diesen befanden sich gegen 2000 Mann regulärer Truppen.

Dies ist eine kurze aber genaue Skizze von dem Zustande von Jamaika, in Bezug auf die Kultur, den Handel, die Bevölkerung und die Kriegsmacht der Insel, wie er beim Anfang der Französischen Revolution war. Ueber den Zustand des Landes vor dieser Periode, findet der Leser das nöthige in der Einleitung, die eine Geschichte der Insel enthält, und es bleibt daher für dieses Kapitel noch die Schilderung des Zustandes der Neger, wie er in der Periode, von der die Rede ist, war, übrig.

Auf die Erziehung der Kinder der Pflanzer war

schon seit vielen Jahren eben so viel Sorgfalt gewendet worden, als die besten Familien in England zu thun pflegen, und daher läßt sich die erfolgte Veränderung der Sitten erklären; die alten Kreolischen Gewohnheiten sind gegen Europäische Eleganz und Verfeinerung vertauscht worden. Aber eine andere und noch viel wichtigere Folge jener Sittenveränderung war die aus ihr entspringende Verbesserung des Zustandes und der Lage der Neger. Menschen, die die Einsicht bekamen, daß sie Menschen seyen, wurden für die Gefühle der Menschlichkeit empfänglich und viele Sklavenbesitzer gaben andern das Beispiel einer gütigeren Behandlung der Neger, sorgten für ihre Gesundheit, ihre Erleichterung und ihr Wohlbefinden und widersetzten sich Handlungen der Grausamkeit, so daß wirklich schon früher, als die Untersuchung über den Sklavenhandel in dem Parlamente zur Sprache kam, eine moralische Verbesserung in dem Zustande der Neger ihren Anfang genommen hatte. Sie machte freilich nur langsame Fortschritte, weil sich das Gemüth und die Denkungsart nicht plötzlich ändert. Die so lang gewohnte Art der Behandlung, das Licht, in welchem man die Sklaven immer betrachtet hatte, nämlich als Werkzeuge, Reichthümer zusammenzuhäufen, und die Beschaffenheit derer, die von ihren Herren oder durch die Gesetze zu ihren Aufsehern waren bestellt worden: das waren mächtige Hindernisse der Verbesserung ihres Schicksals. Endlich wurde der Gegenstand des Sklavenhandels von dem Unterhause in Deliberation genommen und unter den traurigen Folgen, die die neue Philosophie des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts

hatte, befand sich doch auch ein guter Saame, der für Westindien eine wohlthätige Frucht trug. Die nur allmählig fortgehenden Wirkungen menschlicher Gesinnungen wurden durch einen Bewegungsgrund beschleunigt, der immer seine Kraft auf die Gemüther der Menschen behauptet hat. Der Eigennuz war es, der die Pflanzer zu der Einsicht zwang, daß es schlechterdings nothwendig sey, die Sklaverei von neuem zu beleuchten und sie aus einem anderen Lichte, wie bisher, zu betrachten, den Despotismus einer unbegränzten Gewalt einzuschränken und den Vortheil des Pflanzers mit dem Wohlseyn und der Glückseligkeit des Sklaven zu vereinigen. Bei der dem Brittischen Parlamente vorgelegten Untersuchung, die Natur und den Zustand des Sklavenhandels und die Abschaffung desselben betreffend, beschränkte man sich nicht bloß auf den Afrikanischen Handel, sondern man umfaßte dabei den ganzen Gegenstand und die Sklaverei überhaupt und wenn man auch nicht gleich eine allgemeine Freilassung wirklich beschloß, so wurde sie doch in sehr reifliche Ueberlegung genommen. Nachdem man genug über die in Afrika verübten Grausamkeiten gesprochen, kam man auf die, deren man sich in Westindien zu Schulden kommen ließ, und es war nichts zu schrecklich, dessen man die Pflanzer nicht beschuldiget hätte. Dies weckte sie zum Nachdenken und zu der Frage: ob sie denn auch wirklich solche Ungeheuer seyen, wie sie von den Schriftstellern und Rednern Großbrittanniens geschildert würden. Alle diejenigen, denen eine bessere, edlere Erziehung war zu Theil geworden, wurden zwar von ihrem Gewissen freigesprochen;

sie selbst waren zwar der Grausamkeit unfähig, aber sie fühlten doch auch, daß die Beschuldigungen nicht ohne Grund waren. Bei einer Untersuchung der Gesetze der Insel fanden sie bald, daß diese nicht im Stande wären, die Neger gegen unbarmherzige Herren und Aufseher zu schützen und fühlten, daß viele den Kolonisten schuldgegebene verabscheuungswürdige Handlungen wirklich waren begangen worden, daß aber die Urheber derselben eine Schande der Natur gewesen, und seit dieser Zeit ist der Tadel der Grausamkeit nicht nur die allgemeine Stimme von Westindien gewesen, sondern es wurde auch in einer der früheren Perioden der Französischen Revolution auf Jamaika ein Gesetz gegeben, durch welches die früheren Gesetze, die Sklaverei betreffend, aufgehoben wurden und dagegen wurde ein neues Gesetzbuch eingeführt, das die milderen Verordnungen des alten Systems bestätigte und noch mehr Verbesserungen desselben hinzufügte.

Durch dieses Gesetz, das mehrere menschenfreundliche Verordnungen der Akte vom Jahre 1788 wieder erneuert, werden die Richter und die Kirchspielsversammlung eines jeden Kirchspiels zu einem Beschützungsrathe verordnet, dem die Pflicht obliegt, sich zu bemühen, Grausamkeiten zu entdecken und die Urheber derselben auf gemeine Kosten zur Strafe zu ziehen, und der Wundarzt einer jeden Plantage muß den Richtern und der Kirchspielsversammlung Bericht über die Abnahme oder die Vermehrung der Sklaven seiner Pflanzung erstatten, dessen Richtigkeit er eidlich muß erhärten können, und

zugleich, wenn eine Abnahme statt hat, die Ursachen derselben, in so fern sie ihm bekannt seyn können, anzeigen.

Da noch gegenwärtig die konsolidirte Akte das Gesetzbuch für die Schwarzen auf Jamaika ist, so ist also auch die Härte ihres Schicksals noch immer gemildert, und wir werden mehr über diesen Gegenstand sagen, wenn wir von dem jetzigen Zustande der Kolonie handeln werden, dagegen hier noch eine kurze Nachricht von St. Domingo folgen soll.

Auf dieser Insel verursachten die in allen Gegenden verübten Greuel, wie in dem alten Frankreich, eine ungeheure Auswanderung. Mehrere tausende von den Einwohnern suchten Zuflucht auf dem festen Lande von Amerika, viele suchten eine Freistätte auf Jamaika und eine Anzahl der vorzüglichsten Pflanzer gieng nach England. Schon zu Ende des Jahres 1791 hatten viele dieser Pflanzer der Brittischen Regierung den Antrag gethan: eine Flotte abzusenden und St. Domingo in Besitz zu nehmen, allein das Ministerium hatte nicht darauf geachtet.

Da aber die Nationalversammlung in der Folge den Krieg an England erklärte und jene Pflanzer dadurch veranlaßt wurden, ihre Anträge zu wiederholen, so waren die Minister nun geneigter, darauf zu achten und Charmilly, einer von diesen Pflanzern, bekam eine Depesche an den General Williamson, den Gouverneur

und obersten Befehlshaber auf Jamaika, die ihm die Macht übertrug, solche Maaßregeln zu ergreifen, wie sie nach seiner Einsicht erforderlich seyn möchten, um diejenigen Theile von St. Domingo in Besitz zu nehmen, die geneigt wären, sich England zu unterwerfen, und zu dem Ende ein hinlängliches Detaschement von den unter seinem Befehle stehenden Truppen dahin abzuschikken, indem zugleich versichert wurde, daß zur Wiederersetzung derselben, und um die Operationen auf St. Domingo zu unterstützen, hinlängliche Verstärkungen schleunig von England abgehen sollten. Diesem Befehle zufolge, gieng auch wirklich mehr als die Hälfte der auf Jamaika befindlichen Truppen, nach St. Domingo.

Diese unglückliche Unternehmung hätte für Jamaika in einer doppelten Rücksicht nachtheilich werden können. Sie entzog nämlich der Insel die zur Beschüzzung ihrer Bewohner nöthigen Truppen und bewirkte auch von Seiten Frankreichs jene bekannte Proklamation, durch welche alle Arten der Sklaverei abgeschafft wurden. Indessen blieb doch die Insel bis jetzt ruhig; General Williamson gieng zu Ende des Jahres 1794 als oberster Befehlshaber nach St. Domingo, wo er im Monate Mai des Jahres 1795 die Regierung der oben erwähnten Theile der Insel übernahm und an seiner Stelle wurde der Graf Alexander Balcarres zum Gouverneur von Jamaika bestellt.

Da wir nun eine Skizze von der Geschichte Ja-

maika's bis zu dem Anfange der Französischen Revolution gegeben haben, so sind nun die Leser hinlänglich vorbereitet, um ihnen die Geschichte der Maronen vortragen zu können.

Zweites Kapitel.

Die Spanier verlassen Jamaika, wo mehrere ihrer Sklaven zurückbleiben, und einen Anführer an Juan de Bolad bekommen. — Ursprung der Maronen. — Aufstand der Bewohner der Gebirge von Clarendon. — Die Rebellen wählen Cudjoe zu ihrem Anführer. — Kenkuffers. — Die Madagasker vereinigen sich mit Cudjoe, und seine Partei bekömmt den gemeinschaftlichen Namen der Maronen, und alle werden nun durch ein allgemeines Interesse verbunden. — Die Regierung von Jamaika beginnt einen Krieg mit ihnen. — Friedensschluß.

Als Jamaika im Jahre 1655 von den Engländern erobert wurde, begaben sich zwar die meisten Spanischen Bewohner auf die Insel Cuba, da aber die Zahl der Englischen Truppen nicht stark genug war, mehr als die Hauptplätze an der Südseite von Jamaika zu besetzen, so blieben auch noch viele Spanier, mit den wenigen Negern, die sie besaßen, in den entfernteren Theilen an der Nordseite der Insel. Sie hielten sich hauptsächlich in der Nähe von Sevilla Nueva auf, welches damals eine ziemlich beträchtliche Stadt war, und von der man noch immer Ruinen ohngefähr eine halbe Meile von der St.

Annen-Bucht, in den Feldern einer Plantage findet, die Seville heißt, wo man noch deutliche Spuren einer Kirche, eines Klosters und anderer Gebäude sieht. Von hier aus unterhielten sie eine beständige Verbindung mit ihren auf die Südseite von Cuba geflüchteten Landsleuten, von denen sie nur durch eine Entfernung von ohngefähr vier und zwanzig Stunden getrennt waren. Es gelang ihnen auch bald, diese zu vermögen eine Landung auf der Insel zu versuchen, in der Hoffnung sie wieder zu erobern, und Don Arnoldo di Sasi, der ehemalige Gouverneur derselben landete wirklich mit fünfhundert der ehemaligen Einwohner und mit tausend Mann, die er aus Spanien bekommen, zu Rio Nuevo, östlich von Seville, und errichtete ein Fort. Der Versuch wurde aber durch die dagegen genommenen kräftigen Maaßregeln des Englischen Gouverneurs, des Obristen Doyley, vereitelt, der mit fünfhundert Mann von der Südseite herkam, die Spanier angriff, sie nach einem hitzigen Gefechte aus ihren Niederlassungen vertrieb und sie so alle zwang sich nach Cuba zu flüchten.

Es läßt sich denken, daß viele ihrer Sklaven nichts weniger als geneigt gewesen ihren Herren zu folgen und noch weniger sich den Eroberern zu unterwerfen. Fast jeder Theil der Insel, besonders aber die an der Nord- und Ostseite derselben liegenden Gebirge boten ihnen sichere Zufluchtsorte dar, und sie flohen auch wirklich dahin. Von diesen Schlupfwinkeln aus fielen sie nicht selten die neuen Besitzer des Landes feindlich an, und man

glaubt, daß sie dies, wenigstens eine Zeitlang, auf Anreizen ihrer vormaligen Herren gethan hätten, welches auch keinesweges unwahrscheinlich ist, da den Spaniern, weil sie so nahe und mit den Küsten so gut bekannt waren, alles daran gelegen seyn mußte, mit ihnen und durch sie mit dem Lande noch in Verbindung zu bleiben.

Kurz vorher ehe sich die Spanier einschifften, um die Insel auf immer zu verlassen, waren große Haufen ihrer Sklaven in die verschiedenen Wälder derselben geflohen und besonders hatte sich eine furchtbare Anzahl in den Gebirgen von Clarendon, unter der Anführung eines gewissen Juan de Bolas vereinigt, dessen Namen noch immer die Gegend führt, in der er sich aufhielt. Die unter ihm stehenden Neger waren den auf der Südseite wohnenden Spanischen Pflanzern entflohen, und es ist ungewiß, ob sie jemals mit den Flüchtlingen auf der Nordseite in einiger Verbindung gestanden, ob sie gleich das nämliche Raub- und Mordsystem befolgten. Diese zu einer Aussöhnung mit den Engländern geneigt zu machen, gelang dem Gouverneur bald, und sie ergaben sich ihm unter der Bedingung, daß ihre Freiheit anerkannt und ihnen eine vollkommene Amnestie in Ansehung des Vergangenen bewilliget wurde. Sie konnten auch in der That nicht wohl als Sklaven von den Eroberern betrachtet werden, und man that besser ihre, obgleich schrecklichen Verbrechen, als Folgen einer barbarischen Art Krieg zu führen, anzusehen, die damals wirklich der Grund endloser Feindseligkeiten war. Anfänglich

ließen sie sich willig gegen die anderen noch auf der Insel befindlichen Flüchtlinge brauchen; nachdem sie aber geschlagen worden waren, und ihr Anführer geblieben war, kühlte sich ihr Eifer ab, und da ihre Anzahl nun auch nach und nach abnahm, suchten sie eine Ruhestätte und Schutz in der Nähe von Anpflanzungen und Städten, und man hat nie gehört, daß welche von ihnen wieder zu ihren Schlupfwinkeln in den Gebirgen von Clarendon zurückgekehrt wären.

Der Rest der flüchtig gewordenen Negern, die gegenwärtig mit dem Namen der **Maronen** oder **Schweinsjäger** bezeichnet werden, und die noch mehrere Jahre lang fortfuhren die Einwohner durch feindliche Ueberfälle zu beunruhigen, war hauptsächlich auf die östlichen und nördlichen Theile der Insel beschränkt. Allein im Jahre 1690 erregten die Sklaven in dem Kirchspiele von **Clarendon** einen Aufstand und zogen sich in das Innere des Landes, als einen sichern Zufluchtsort zurück, wo sie gelegentlich durch Neger verstärkt wurden, denen es glückte von den Plantagen zu entlaufen, indem sie mit diesen Negern eine beständige Verbindung unterhielten und durch sie auch oft mit Proviant versehen wurden. Sie wurden nach und nach sehr furchtbar, und setzten oft bei ihren räuberischen Streifzügen die entfernter wohnenden Pflanzer in Schrecken, indem sie sie überfielen, ihre Wohnungen ausplünderten, ihr Vieh niederschlugen, und ihre Sklaven mit Gewalt davon führten. Diese räuberische Partei hinderte viele Jahre lang die Anpflanzungen auf dieser Seite des Landes, und

zwang diejenigen Pflanzer, die in der Kultur desselben schon einige Fortschritte gemacht hatten, sich beständig in Vertheidigungszustand zu halten und selbst ihre Wohnungen dem gemäß zu bauen und einzurichten. Diese wurden nämlich so angelegt, daß sie von ihnen aus immer die Plantagenarbeiten, die Gebäude und Negerwohnungen übersehen konnten, und wurden oft mit Flanken und Schießarten versehen, um auf die Neger, wenn sie sich so nahe heran wagten, schießen zu können.

Diese Rebellen von Clarendon standen mit den ersten Flüchtlingen in keiner Verbindung, und wurden daher auch nicht mit in der allgemeinen Benennung der Maronen begriffen, die, wie bereits gesagt worden, fortdauernd auf der Nord- und Ostseite der Insel blieben. Anfänglich zogen sie nur in kleinen Haufen auf den Raub aus, und begnügten sich nur dann und wann das Vieh der Pflanzer zu tödten, in der Folge aber begiengen sie dergleichen Ausschweifungen so oft, daß bei dem gesetzgebenden Körper häufige Klagen darüber einliefen, und dieser endlich beschloß die Rebellen mit bewaffneter Hand anzugreifen und Truppen gegen sie zu schicken, die bis zu ihren Schlupfwinkeln in den Wäldern dringen, und sie wo möglich entdecken sollten. Diesen glückte es auch sie zu überfallen, aus einander zu jagen und viele von ihnen nieder zu machen. Bisher hatten sie kein allgemeines Oberhaupt oder einen gemeinschaftlichen Anführer gehabt, sondern sie schweiften Partienweise unter mehreren Anführern umher; da sie aber nun sahen, daß die Kolonisten nicht länger Lust hatten, sich durch eine gesetz-

lose Bande von Plünderern zu Grunde richten zu lassen, und daß man Truppen gegen sie ausschickte mit der Ordre sie wo man sie auch immer antreffen möchte, anzugreifen, so konzentrirten auch sie ihre Macht und wählten sich einen Anführer Namens Cudjoe, einen tapferen geschickten und unternehmenden Mann, der das Oberkommando auch wirklich annahm und seine Brüder Accompong und Johnny zu Unteranführern und Cuffee und Quao zu Hauptleuten ernannte.

Indeß die Aufrührer von Clarendon ihre Räubereien an der Südseite der Insel fortsetzten, thaten die Maronen das nämliche an der Nordseite derselben, und vereitelten dadurch für eine lange Reihe von Jahren, jeden Versuch eine Pflanzung in ihrer Nähe anzulegen. Alle Anstrengungen sie zu unterjochen, blieben fruchtlos und ob sie gleich bei verschiedenen Ueberfällen und gut berechneten Angriffen sehr viel litten, so blieb ihre Existenz doch immer für alle diejenigen anreizend, die nicht Lust hatten zu arbeiten, ihre Herren zu verlassen, und den Haufen der Maronen zu verstärken. Es giengen auch wirklich von Zeit zu Zeit eine Menge von Sklaven zu ihnen über, und besonders thaten dies solche, die aus dem Lande der Coromantee's, eines zum Kriege gewöhnten Volkes an der Küste von Afrika, waren eingeführt worden.

Kurz vor dem Jahre 1730 trennte sich aus unbekannten Ursachen eine Partei der Maronen von den übrigen, und unterschied sich selbst von ihnen dadurch, daß

sie sich Cottawoods nannten, weil sie, wie man wenigstens glaubt, ursprünglich von einem Orte hergekommen, der diesen Namen führt, und nicht weit von dem jetzigen Maronen = Charlestown, in dem St. Georgs-Kirchspiele, liegt. Da sie nämlich erfahren hatten, daß eine beträchtliche Anzahl von Sklaven die oberen Niederlassungen von Clarendon verlassen, und gegen die weißen Einwohner unter der Anführung des Negers Cudjoe Krieg führten, und daß sie Coromantee's und ihr Anführer ein tapferer, unternehmender Mann sey, so unternahmen ohngefähr hundert von ihnen, nachdem sie wahrscheinlich jenen vorher durch Abgeordnete Nachricht von ihrem Vorhaben gegeben, mit ihren Weibern und Kindern, ohngeachtet sie weit und durch eine wilde, ihnen gänzlich unbekannte Gegend marschiren mußten, sich mit den Clarendonschen Rebellen zu vereinigen, und sich unter den Befehl ihres Anführers Cudjoe zu begeben. Von Zeit zu Zeit giengen nun mehrere von ihnen zu ihm über, und endlich hatte er die ganze Partei derselben unter sich vereinigt. Aber ohngeachtet dieser Vereinigung zu einerlei Zwecken und Absichten, und dieser Verbindung zu einer Gemeinheit von Freibeutern, erhielten sie doch sorgfältig das Andenken ihres verschiedenen Ursprungs; sie nannten sich nämlich fortwährend Cottawoods, da die ursprünglich unter Cudjoe vereinigten Negern durch die Benennung der Kenkuffees von ihnen unterschieden und auch nur aus diesen, die auf ihn folgenden Anführer gewählt wurden.

Mit Cudjoe vereinigte sich auch noch ein anderer,

in jeder Rücksicht ausgezeichneter Negerstamm, indem sie in Ansehung der Gestalt, des Charakters, der Sprache und des Landes von den übrigen Schwarzen verschieden waren. Wenn es geschehen, ist unbekannt, aber gewiß erfolgte diese Vereinigung erst nachdem er sich furchtbar gemacht hatte. Die Haut dieser Neger ist dunkler als die aller übrigen; ihre Gesichtszüge haben Aehnlichkeit mit denen der Europäer; ihr Haar ist frei und weich, wie das Haar eines Mulatten oder Quadronen, ihre Gestalt ist zarter und ihre Statur beträchtlich kleiner als die des Volkes, mit dem sie sich vereinigten. Dem Auge eines Europäers schienen sie viel schöner zu seyn als die Maronen, aber sie besaßen auch nicht so viel Kühnheit und Nervenstärke als diese, und ob es gleich wahrscheinlich ist, daß sie länger als siebenzig bis achtzig Jahre mit ihnen in Verbindung gestanden, und die Familien sich gegenseitig vermischt haben, so war doch ihr Charakter auch in ihren Nachkommen noch leicht zu erkennen. Sie wurden Madagaskaren genannt, aber man weiß nicht warum, da man nicht gehört hat, daß jemals Sklaven von Madagaskar nach Jamaika gebracht worden. Es ist indessen möglich, daß irgend ein anderer Landstrich in Afrika diesen Namen führt. Nach ihrer Aussage entliefen sie von der Niederlassung um Lakovia in dem Kirchspiele von St. Elisabeth, und zwar bald, nachdem sie von den Pflanzern gekauft worden. Wahrscheinlich war ihre Anzahl nicht groß, aber sie waren außerordentlich fruchtbar. Einige von ihren Alten erinnerten sich noch, daß ihre Vorfahren in ihren Familien eine Sprache geredet, die ganz von der der übrigen Neger, mit denen

sie sich vereinigt, verschieden gewesen sey. Sie wußten auch noch die Benennungen für Dinge des gemeinen Gebrauchs, und versicherten, daß sie selbst in ihren frühern Jahren ihre Muttersprache noch geredet. Die Coromantee-Sprache verdrängte aber die anderen, und wurde mit der Zeit die allgemeine und allein gewöhnliche Sprache.

Mit der Benennung der Maronen waren beständig nur die ursprünglich Spanischen Flüchtlinge bezeichnet worden, und erst im Jahre 1730, da Cudjoe sich furchtbar gemacht hatte, und Truppen gegen ihn geschickt wurden, wurde jene Benennung auch auf ihn und seine Anhänger ausgedehnt. Um diese Zeit fiengen sie an, bei ihren Kriegen ein regelmäßigeres und zusammenhängenderes System zu befolgen, und durch die häufigen Gefechte, mit den gegen sie ausgeschickten Truppen lernten sie die Kunst anzugreifen und sich zu vertheidigen, die seitdem oft die Anstrengungen der disciplinirtesten und tapfersten Krieger, in den fast unzugänglichen Wüsten in dem Innern des Landes vereitelt hat. Der Hauptbewegungsgrund zu allen ihren Unternehmungen war immer: Plünderung, wenn sie aber selbst in ihren Wäldern verfolgt und angegriffen wurden, so verschlang die Begierde sich zu rächen, jede andere Rücksicht. Waren sie glücklich in ihren Unternehmungen, so bezeichneten sie sie auch mit Ermordungen und nicht allein männliche Personen, sondern auch weibliche und Kinder wurden Opfer ihrer Wuth, ja sie verschonten selbst nicht Menschen ihrer eigenen Farbe, wenn sie nicht mit ihnen in Verbindung standen. Ueber diejenigen, die sie heimlich begünstigten, aber da-

bei dem Anscheine nach ruhig in den Plantagen blieben, übten sie, vermittelst des Einflusses den Obeah hatte, eine Oberherrschaft aus, und brauchten sie zur Beförderung ihrer Absichten, und durch diese Negern bekam Cudjoe immer bei guter Zeit Nachricht, wenn ein Zug gegen sie sollte unternommen werden, der dann, weil er mit den Wegen, die sie nothwendig nehmen mußten, bekannt war, sich in Hinterhalt legen konnte. Da er oft diejenigen, die gegen ihn ausgerückt waren, schlug, so war dies ein Weg, auf dem er Waffen und Kriegsvorrath bekam; aber es war dies nicht der Einzige, denn zu jener Zeit war der Verkauf von Pulver und Feuergewehr noch ohne alle Einschränkung erlaubt, und er hatte ohne allen Zweifel Freunde, die dergleichen unter dem Vorwande kauften, daß sie es als Jäger und Vogelschützen ihrer Herren brauchten. Ja ein Marone selbst konnte ja leicht, einige Vögel an der Hand und einen Korb mit Lebensmitteln auf dem Kopfe, sich unter die unermeßliche Menge von Negern, die die Märkte großer Städte besuchen, mischen und unter ihnen unentdeckt bleiben. Wenigstens weiß man, daß dies in späteren Zeiten geschehen ist, und früher mußte es nothwendig noch leichter möglich zu machen seyn. Ueberdies giengen auch die Maronen sparsamer und vorsichtiger mit ihrem Kriegsvorrathe um, als die Truppen, indem sie selten einen Schuß vergeblich thaten, und daraus läßt es sich erklären, wie Cudjoe im Stande gewesen ist, den Krieg so viele Jahre lang zu unterhalten.

Endlich wurde die Regierung im Jahre 1733 des

unwirksamen Systems müde, das sie so lange befolgt hatte. Cudjoes Partei war gar sehr vermehrt worden, und außerdem, daß sich Cottawoods und Madagaskarer mit ihm vereinigt hatten, hatte er auch die unter dem Winde (windward) wohnenden Maronen sämmtlich in sein Interesse gezogen, die sich beständig gegen die an der Ostseite wohnenden Pflanzer feindlich bewiesen hatten, und seit sie von Cudjoe's Thätigkeit und glücklichem Erfolg gehört hatten, noch kühner und unternehmender geworden waren. Es wurden daher verschiedene Posten, in die Nähe der gewöhnlichen Schlupfwinkel der verschiedenen Parteien ausgestellt. Der gegen Cudjoe selbst ausgestellte Posten, stand an dem Flusse Cave, an dem westlichen Ende einer höchst besonderen, ohngefähr sieben Meilen langen und drei Meilen breiten Ebene, die von allen Seiten mit hohen Bergen umgeben war, und kaum eine senkrechte Höhe von einer halben Meile über der Meeresfläche hatte. Hier wurde eine lange Reihe von Baraken erbaut und mit einem hohen Walle umgeben, der mit vier regelmäßigen Bastionen versehen war. Kleinere Posten wurden noch an verschiedenen Theilen der Insel ausgestellt. Durch diese Maaßregel wurden lange Märsche vermieden, die Verbindung zwischen den verschiedenen Posten wurde erleichtert, und die Truppen wurden dadurch in den Stand gesetzt, die Maronen durch beständige Angriffe zu ermüden.

Da sich zu dieser Zeit nur wenig reguläre Truppen auf der Insel befanden, und diese, durch die unter dem Winde wohnenden Maronen hinlänglich beschäftigt

wurden, so wurden Kompagnien von Freiwilligen errichtet, und in die Baraken an dem Flusse Cave gelegt, so daß die eigentlichen Truppen nur bei gewissen Gelegenheiten zu ihrem Beistande beordert wurden. Mit diesen Freiwilligen wurde noch eine Anzahl von Negern, auf die man sich verlassen konnte, und die Blackshot genannt wurden, und von Mulatten und Indianern verbunden. Die letzteren waren von verschiedenen Fahrzeugen von dem Musquito-Ufer geholt worden. Durch die häufigen Einfälle dieser Truppen in das Innere des Landes wurde Cudjoe und seine Partei sehr beunruhigt, und gar sehr in der Hoffnung betrogen, daß sie durch ihre unzugänglichen Schlupfwinkel, wo sie angefangen hatten, Land für Lebensmittel urbar zu machen, würden gesichert seyn. Sie wurden von den Blakshot und Musquito-Indianern ausgespürt, und so wurden Cudjoe's Niederlassungen und Vorräthe nach und nach entdeckt und zerstört, aber freilich nicht ohne häufige Gefechte, die, ob sie gleich allezeit damit endigten, daß die Maronen geschlagen wurden, doch immer so ausfielen, daß die Angreifenden die meisten Menschen verloren.

Auch durfte man die Maronen nicht allemal für geschlagen halten, wenn sie sich zurückzogen und das Schlachtfeld ihren Feinden überließen, denn ihre Art Krieg zu führen, bestand überhaupt vorzüglich darin, daß sie Ueberfälle machten und den Feinden in Hinterhalten auflauerten; auf offenen Schlachtfeldern verloren sie das Zutrauen zu sich selbst und wagten daher auch nur

selten ein regelmäßiges Gefechte. Die Taktik eines Maronenanführers beschränkte sich hauptsächlich darauf, sich in irgend ein enges Thal, das von beinahe senkrechten Felsen und Gebirgen umgeben ist und nur einen einzigen sehr engen Eingang hat, zu postiren. Diese erste Schlucht hängt gewöhnlich mit mehreren andern auf einander folgenden zusammen, die eine Richtung von Osten nach Westen haben und zwar so, daß man, obgleich mit grösserer oder geringerer Schwierigkeit, aus der einen in die andere kommen kann. Man findet auch dergleichen Schluchten, die in paralleler Richtung neben einander fortlaufen, da aber ihre Seiten oft eine senkrechte Höhe von fünfzig bis achtzig Fuß haben, so ist es für einen jeden anderen als einen Maronen kaum möglich von der einen zu der anderen zu kommen. Die nördliche Seite einer solchen Wand ist gewöhnlich die steilste und besteht oft aus einem festen senkrechten Felsen, so daß, wenn es auch gelungen wäre die entgegengesetzte Seite zu ersteigen, es nun doch unmöglich seyn würde an der nördlichen hinabzusteigen. So sind diese Schlupfwinkel im allgemeinen beschaffen. Wahrscheinlich sind sie die Wirkungen heftiger Erdbeben, die die großen Gebirge der Insel zerrissen haben. An den steilen Seiten sind entweder gar keine Bäume, oder doch nur solche, die keine starken Wurzeln haben, befindlich; in den Schluchten selbst aber stehen Bäume und der engere Eingang derselben ist auch mit Holz verwachsen. In einigen findet man in der Nähe der Durchgänge zu einer anderen Wasser, niemals aber in der Mitte derselben.

Dies sind die natürlichen Festungswerke der Maronen, hinter welche sie sich in Zeiten der Gefahren zuückziehen, und aus denen sie so schwer zu vertreiben sind. Da diese Schluchten immer nur einen gemeinschaftlichen Eingang haben, so war immer dieser Pfad, wegen des häufigen Hin- und Hergehens so stark betreten, daß ein scharfsichtiger Führer denselben leicht entdecken und so an den Eingang gelangen konnte. Bei diesem engen Eingange, der wie eine große Spalte aussieht, die durch irgend eine außerordentliche Erschütterung der Natur in den Felsen gerissen worden, und von zwei hundert Ellen (Yards) bis zu einer halben Meile lang und so eng ist, daß bloß ein einzelner Mensch hindurch kommen kann, postirten sich nun die Maronen, wenn sie einen Angriff erwarteten, auf die an beiden Seiten der Felsen befindlichen Absätze. Bisweilen legte sich auch da, wo es das Lokale erlaubte, eine Partei vor den Eingang unter die Gesträuche in Hinterhalt und erwarteten so in größter Stille ihre Verfolger, von deren Annäherung sie immer durch ihre ausgestellten Laurer benachrichtiget wurden. Waren sie ihnen nahe genug, so feuerten die versteckten Maronen von der einen Seite auf sie, und wenn nun die Truppen sich nach der Seite hinrichteten, wo sie den Rauch von den Feuergewehren aufsteigen sahen, und nun dahin anrücken wollten, bekamen sie wieder eine Ladung von einer andern Seite, so daß sie nun ungewiß wurden, wohin sie sich wenden sollten, indeß sie gewöhnlich noch eine dritte Ladung von dem Eingange her bekamen, und ehe sie wieder geladen hatten, waren gewöhnlich die Maronen wieder vor ihnen verschwunden,

ohne daß sie sie gesehen hatten, und so waren die Truppen gewöhnlich nach einem Verlust von mehreren Menschen genöthiget sich nach ihren Posten zurückzuziehen, wo sie oft mit unbedeckten Füßen, lahm und für einige Zeit zum Dienste unfähig wieder ankamen. So war die Art der Maronen Krieg zu führen, beschaffen; indessen hatte ihre Taktik zu Cudjoe's Zeiten noch nicht den Grad der Vollkommenheit erreicht, den sie unter seinen Nachfolgern erlangt hat, wie diese in dem letzten Kriege bewiesen haben. Der Schauplatz seiner Operationen war für eine ziemliche Zeit die Gegend um den Mouth und Hektorfluß, in den schwarzen Gründen, und auf den östlich von den größeren Schluchten gelegenen Strichen, wo es, obgleich das Land rauh und nicht leicht zugänglich war, doch viel leichter war Krieg zu führen, als da, wo der Schauplatz desselben im Jahre 1795 war.

Da Cudjoe fand, daß seine Schlupfwinkel seinen Verfolgern nicht mehr unzugänglich waren, und auch seinen nach Proviant ausgeschickten Parteien die Kommunikation mit seinen alten Freunden von Clarendon abgeschnitten wurde, beschloß er seine Stellung zu verändern und einen andern Platz aufzusuchen, der ihm und den Seinigen mehr Sicherheit und zugleich ein größeres Feld für seine Operationen gewährte. Er zog also in eine Gegend in Trelawney, und postirte sich an den Eingang zu den großen nordwestlich liegenden Schluchten, von denen die erste Petty=River=Bottom genannt wurde, und zu der nur ein sehr enger Pfad führte. Diese Schlucht war eine von den größten, indem sie

gegen sieben Morgen Land und eine Wasserquelle enthielt. Dadurch, daß Cudjoe gerade diese Stellung wählte, bewies er eine große Einsicht und Beurtheilungskraft, denn nun konnte er sich, wenn er überfallen werden sollte, in die Schlucht zurückziehen, aus der ihn weder Tapferkeit noch Uebermacht treiben konnte, und überdies lagen zwischen ihm und seinen Verfolgern die ganze Reihe von Schluchten, und die Kirchspiele von St. James, Hannover, Westmoreland und St. Elisabeth seinen räuberischen Einfällen offen. Er schickte auch, um die Regierung zu täuschen, nach verschiedenen Richtungen und bis zu einer weiten Entfernung Parteien aus, und ließ selbst einen Posten in der Nähe seines vorigen Aufenthaltes. Das Korps, das sein Bruder Accompong kommandirte, verstärkte er nun und postirte es nördlich von St. Elisabeth, weil in dieser Gegend mehr Vieh befindlich war. Diese Station war über den Gebirgen von Naßau, wo es noch jetzt eine Stadt giebt, die den Namen Accompong führt.

Hier nun lebte diese Horde mehrere Jahre in dem Stande einer wilden Freiheit; so lang ihr Proviant dauerte, hielt sie sich ruhig, verheerte aber die Gegend und die Ländereien umher, so bald sie anfieng Mangel zu leiden. Bei ihren Einfällen verübten sie die schrecklichsten Grausamkeiten. Die Schwachen und die sich nicht vertheidigen konnten, fielen, wenn sie sie überraschten, als Opfer ihres Blutdurstes, und obgleich einige etwas menschlicher waren als andere, so gehorchten doch alle blindlings dem Befehle eines Anführers, wenn er ihnen

hieß ihre Hände in dem Blute der Kolonisten zu waschen; hatte dagegen das Morden einmal seinen Anfang genommen, so stand es nicht mehr in der Gewalt eines Anführers, auch nur den Geringsten aus seinem Gefolge davon zurück zu halten, und man hat schwerlich Ein Beispiel, daß ein Gefangener auf diese Art wäre gerettet worden. Man hat die Maronen beschuldigt, daß sie ihre Gefangenen marterten, allein man hat es ohne Grund gethan, da ihre Begierde einen verwundeten Feind vollends zu tödten, so groß war, daß er immer sehr bald durch einen der vielen Säbel, die sich bei seinem Anblick erhoben um ihm den Kopf abzuschlagen, von seinem Elende erlöst wurde.

Es waren nun acht bis neun Jahre verflossen, seit der große Ruf Cudjoe's alle auf der Insel befindliche Neger, die ihren Herren entflohen waren, ohne Unterschied ihrer Abstammung zu einem allgemeinen Interesse vereiniget hatte, und alle Stämme derselben ohne Unterschied unter der Benennung der Maronen begriffen wurden. Vergeblich hatte man alle Kräfte aufgeboten, sie unterwürfig zu machen, und sie setzten ihre feindlichen Unternehmungen gegen die Landesbewohner immer mit gleicher Lebhaftigkeit und gleichem Nachdrucke fort. Dies brachte endlich die Kolonisten zu dem Entschlusse, alles was sie vermöchten aufzubieten und aufzuopfern, um diesem verderblichen Kriege auf immer ein Ende zu machen. Es ergriff daher alles freiwillig die Waffen, was sie zu tragen im Stande war, und so versammelte sich ein großes Korps unter Guthrie, dem Obersten der

Landmiliz und unter Sadler, dem Kapitän der regulären Truppen. Da man aber nicht gerne alles bei einem Kriege aufs Spiel setzen wollte, indem es doch nicht unmöglich war, daß die Maronen dennoch die Oberhand behalten könnten, so drangen die angesehensten Personen des Landes in den Gouverneur Eduard Trelawney, zuvor den Maronen Friedensvorschläge zu thun.

Man eilte diesen Endschluß so bald als möglich in Ausführung zu bringen, um nicht den übrigen Sklaven Zeit zu geben auch auf den Gedanken fallen zu können, ebenfalls ihre Freilassung zu verlangen, und deswegen bekamen Guthrie und Sadler den Auftrag, die Vorschläge dem Anführer Cudjoe so geschwind als möglich mitzutheilen. Sie konnten auch den Maronen nicht anders als annehmlich seyn, da sie ebenfalls des Krieges müde waren, und ihnen das bewilligt und eingeräumt wurde, was der Zweck ihrer Feindseligkeiten war.

Da aber der vorsichtige Cudjoe nicht sogleich uneingeschränkt traute, versammelte er seine Krieger und erwartete die Annäherung der Friedensstifter auf einem Platze der seiner Art Krieg zu führen höchst günstig war, und wo sich seine Leute vertheidigen konnten, im Fall die Regierung mit Verrätherei umgienge. Er postirte sie nämlich auf die Absätze der Felsen, die sich fast senkrecht bis zu einer großen Höhe erhoben und ein Terrain umgaben, das man mit ihnen verglichen, eine Ebene hätte nennen können, die sich aber in einen so engen Durch-

gang zusammenzog, daß er dem Feuer des ganzen Korps ausgesetzt war. Dieser Durchgang zog sich eine halbe Meile weit fort, und war so enge, daß nur ein Mensch kaum hindurch kommen konnte, so daß es den Maronen leicht gewesen wäre, wenn es die Weißen versucht hätten hindurch zu dringen, sie durch herabgerollte Steine zu tödten. Dieser enge Paß, der seitdem Guthrie's Namen bekommen hat, war einer von den Zugängen zu der großen Schlucht, deren bereits unter dem Namen Petit River ist erwähnt worden. Der Eingang war unüberwindlich, und die auf einander folgende Reihe kleinerer Schluchten, machte auch die leztere unzugänglich, deren Seiten die Natur selbst befestiget hatte. In diese Schlucht hatten die Maronen ihre Weiber und Kinder nebst allem, was sie von Werth besaßen, in Sicherheit gebracht, und vor derselben hatten die Männer ihre Hütten errichtet, die sie die Maronen-Stadt oder auch Cudjoes-Stadt nannten, und von denen aus sie sich im Falle eines Angriffs in einer Minute auf die Absäze der Felsen an dem Eingange der Schlucht begeben konnten; und wäre ihre Stadt in einem solchen Falle auch verbrannt worden, so wäre dies kein großer Verlust für sie gewesen. Indessen verließen sie sich doch nicht allein auf die Festigkeit ihres Zufluchtsortes, sondern hielten auch, in einer Entfernung von einer oder zwei Meilen von ihren Bergen, alle Zugänge zu demselben besezt und hatten kleine Posten ausgestellt, die bei der Erscheinung eines Feindes mit ihren Hörnern, die man in einer beträchtlichen Entfernung hören konnte,

Lärm bliesen, und dadurch jedem noch zeitig genug ein Zeichen gaben, sich auf seinen Posten zu begeben.

In dieser Stellung nun, erwartete Cudjoe ruhig die Ankunft der Olivenfarbigen, und legte dadurch, daß er seinen Vorposten den Befehl gegeben, keinen Schuß zu thun, seine Absichten und seinen Wunsch eine Aussöhnung bewirkt zu sehen, deutlich an den Tag. Jenem Befehl zu Folge, stießen seine Vorposten bloß in ihre Hörner, und zogen sich dann zu dem Hauptkorps zurück.

Zu dieser feierlichen Zusammenkunft rückte nun der Obriste Guthrie mit seinen Truppen, ohne im geringsten beunruhigt zu werden, in Gegenden weiter vor, wo es den Maronen leicht gewesen wäre, ihn sehr zu necken und zu beunruhigen, ob er gleich eine große Macht bei sich hatte. Indessen vertheilte er seine Truppen so gut als es das Terrain erlaubte, rückte muthig immer weiter vor, und that dies, indem er seine Entfernung von den Maronen nach dem Schalle ihrer Hörner beurtheilte, so lange, bis er glaubte, daß er ihnen nun so nahe sey, daß sie sein Stimme hören könnten. Dann machte er Halt, und rufte, da er in einer Entfernung von einigen hundert Ellen den Rauch ihrer Hütten sah, ob er gleich keinen einzigen von den Maronen selbst entdecken konnte, mit lauter Stimme: daß er auf Befehl des Gouverneurs da sey, um ihnen Friedensvorschläge zu thun, weil die Weißen den Frieden aufrichtig wünschten. Er bekam darauf die Antwort: daß die Maronen eben das thä-

ten, daß er aber seine Truppen zurückhalten möchte. Da die letzte Forderung offenbar eine Folge ihres Mißtrauens war, so schlug ihnen Guthrie vor, daß er, um ihnen zu beweisen, daß er sich auf ihre Aufrichtigkeit verlasse, einen Abgeordneten zu ihnen senden wolle, der sie mit den ihre Freiheit und Sicherheit betreffenden Vorschlägen bekannt machen sollte, die er ihnen zu thun von der Regierung autorisirt sey.

Da diese Forderung sogleich bewilliget wurde, so bekam Doktor Russel den Auftrag, die Rolle dieses Abgeordneten zu übernehmen, und er gieng ohne alle Besorgniß weiter nach ihren Hütten zu. Als er ihnen nahe gekommen war, kamen ihm zwei Maronen entgegen, die er mit der Absicht seiner Sendung bekannt machte, und sie fragte: ob einer von ihnen Cudjoe sey? Seine Frage wurde mit Nein! beantwortet, aber ihm zugleich die Versicherung gegeben, daß er, wenn er eine kleine Weile hier verziehen wolle, und ihm weiter keine von den Truppen nachfolgen würden, Cudjoe sehen solle. Sie ruften darauf in der Coromantee-Sprache ihren Leuten zu, von denen sogleich verschiedene Haufen, die bis dahin unsichtbar gewesen waren, auf den Felsen erschienen. Da sie so nahe waren, daß man einander verstehen konnte, redete sie Doktor Russel an, und verlangte vor allen Dingen eine Unterhaltung mit Cudjoe selbst, von dem er in achtungsvollen Ausdrücken sprach, und dann hinzusetzte: daß er überzeugt sey, daß er, wenn er sich unter ihnen befinde, als ein tapferer und guter Mann, herabkommen, und so seine Neigung in Friede und Freundschaft mit den weißen Menschen zu leben, zeigen werde.

Jetzt stiegen mehrere Maronen zu ihm herab, und es war nicht schwer, ihren Anführer selbst unter ihnen zu entdecken. Cudjoe war ein ziemlich kleiner Mann, und ungemein kraftvoll; er hatte sehr starke Afrikanische Gesichtszüge, und zeigte in seinem Benehmen eine ganz besondere Wildheit. Auf seinem Rücken hieng ein sehr großer Fleischklumpen, der einem Theile nach mit den zerlumpten Ueberbleibseln einer alten blauen Jacke bedeckt war, deren Aermel über den Ellenbogen abgerissen waren. Um seinen Kopf hatte er einen Fetzen von weißem Tuch gewickelt, das so sehr schmutzig war, daß man nicht wohl errathen konnte, wozu es wohl ursprünglich mochte bestimmt gewesen seyn. Seine Beine steckten in einer weiten Hose, die nicht bis auf die Kniee reichte, und sein Kopf war mit einem kleinen runden Hute bedeckt, dessen Rand so dicht an dem Kopfe desselben abgeschnitten war, daß man ihn leicht für eine Kalabasse *) hätte halten können, die er genau um die Kugelgestalt seines Kopfes gewunden. An seiner rechten Seite hieng ein Kuhhorn, das ihm statt eines Pulverhorns diente, und ein Beutel mit grob gehackten Metallstücken herab, und an der linken Seite trug er ein Couteau oder Messer, das drei Zoll breit war, und in einer ledernen Scheide steckte, die ihm unter dem Arme an einem schmalen Riemen befestigt war, der um seine Schultern hieng.

*) Eine Art von Kürbis, der so ausgehöhlt wird, daß nur die harte dünne Rinde übrig bleibt, deren sich die Negern wie eines Napfes bedienen. (Der Baum ist die Adansonia digitata L.)

Er hatte kein Hemd an und seine Kleider — wenn man das, was sie vorstellen sollte, anders so nennen kann — sowohl als die unbedeckten Theile seiner Haut, waren mit der in den Schluchten befindlichen Erde, die der Ackererde gleicht, übermalet.

So war der Anführer beschaffen, und seine Begleiter waren eben so lumpig und schmutzig als er selbst, alle aber waren mit Musketen und Säbeln bewaffnet. Cudjoe hielt seine Augen beständig auf die bei dem Obersten Guthrie befindlichen Truppen gerichtet, schien sehr argwöhnisch und besorgt zu seyn, und that schon aus der Entfernung mehrere Fragen an den Doktor Russel, ehe er es wagte ihm nahe zu kommen. Dieser that ihm endlich den Vorschlag, daß sie, als ein Zeichen der Freundschaft, ihre Hüte gegen einander vertauschen wollten, welches er auch zufrieden war, und nun auch anfieng sich freier zu unterhalten, nachdem ihm der Oberste Guthrie mit lauter Stimme die Versicherung zugerufen hatte: daß man alles dasjenige mit der größten Treue erfüllen werde, was ihm Doktor Russel versprechen würde, mit dem Zusatze: daß er wünsche, unbewaffnet zu ihm zu kommen, und einige der vornehmsten Männer der Insel mit sich bringen zu können, um Zeugen des Eides zu seyn, mit dem er feierlich den Frieden beschwören wolle, den er ihm anbiete, und mit dem er bereit sey, den Maronen Freiheit und Sicherheit zu versprechen, wenn sie Frieden machen wollten.

Nach einem kurzen Bedenken willigte Cudjoe ein,

daß sie sich nähern möchten, und rief auch seinen Leuten zu, von den Felsen herabzukommen, welches auch einige wenige thaten, wiewohl nicht ohne ihre Waffen mitzubringen. Als sich ihm die Englischen Abgeordneten näherten, schien er in einer großen Bewegung zu seyn, man weiß nicht, ob aus Freude oder aus Furcht? ob er gleich unter dem Schutze seiner bewaffneten Leute sich befand, die Unterhändler aber ohne Waffen waren. Der Obriste Guthrie gieng auf ihn zu und reichte ihm die Hand, die Cudjoe ergriff und küßte. Darauf warf er sich zur Erde, umfaßte und küßte Guthrie's Füße, und bat, daß er ihm verzeihen möge. Er schien in diesem Augenblicke seine ganze Wildheit verloren zu haben, und demüthig, reuig und unterwürfig geworden zu seyn. Die übrigen Maronen folgten ebenfalls dem Beispiele ihres Anführers; sie warfen sich, wie er, zur Erde nieder, und drückten die höchste Freude über die Aufrichtigkeit aus, mit der die weißen Leute zu Werke giengen. Der Obriste Guthrie und der Kapitän Sadler wiederholten nun die Anerbietungen, die Doktor Russel ihnen schon gethan hatte. Sie wurden mit Freuden angenommen, und da nun das gemeinschaftliche Zutrauen von beiden Seiten hergestellt war, mischten sich beide Parteien unter einander, vertauschten ihre Hüte, gaben sich noch andere Zeichen, daß sie einander Glück wünschten, und bezeugten sich gegenseitig ihr Vergnügen.

Wenn dieser Friede für die weißen Bewohner der Insel, denen er Erholung von einem neckenden und in Ansehung seines Ausganges ungewissen Kriege gewährte,

erfreulich war, so war er dies nicht minder auch den Maronen, die nun schon so lange in dem Zustande einer beständigen Unruhe gelebt hatten und immer auf Ueberfälle gefaßt seyn mußten und bereits anfiengen, Mangel an den zur Fortsetzung ihrer Feindseligkeiten, oder auch nur zur Führung eines Vertheidigungskrieges nöthigen Bedürfnissen zu leiden. Wie lange ihn Cudjoe noch möchte fortgeführt haben, das läßt sich freilich nicht bestimmen, aber er gestand es doch selbst ein, daß er sich seit einiger Zeit in Verlegenheit und in einem Zustande von Muthlosigkeit befunden habe, und hätte einer von seinen Leuten Entschlossenheit genug gehabt, den andern vorzuschlagen, bloß auf die Versicherung, daß sie Verzeihung erhalten sollten, wieder zu ihren vorigen Herren zurückzukehren, so würden viele, wo nicht der größte Theil der Maronen, den Vorschlag unterstützt haben; allein sie wurden alle durch Schaam und Furcht vor Strafe abgeschreckt, einen Gedanken der Art zu äußern. Endlich wurde der Friede mit Cudjoe durch den Obristen Guthrie und den Hauptmann Sadler, und zwar unter einem großen, mitten in der Stadt am Eingange zu der Guthrie's Schlucht stehenden Baumwollenbaume, mit allen Feierlichkeiten geschlossen, und zum Andenken dieser Begebenheit wurde dieser Baum Cudjoe's Baum genannt und seit dieser Zeit immer mit Ehrerbietung betrachtet. Die Friedensartikel waren folgende:

I. Alle Feindseligkeiten sollen von beiden Seiten für immer aufhören.

II. Cudjoe und allen seinen Leuten wird die vollkommenst Freiheit und Unabhängigkeit versichert. Wollen aber diejenigen, die in den zwei letzten Jahren ihre Herren verlassen haben, wieder zu ihnen zurückkehren, so soll es ihnen auch frei stehen und sie sollen nicht die geringste Strafe oder üble Behandlung zu fürchten haben. Wollen sie aber lieber bei Cudjoe bleiben, so soll ihnen dies unverwehrt seyn.

III. Die Maronen sollen für sich und ihre Nachkommen auf ewige Zeiten alle Ländereien als ein Eigenthum erhalten, die zwischen Trelawney-Town und den Schluchten, und zwar nordwestlich von besagter Stadt liegen und fünfzehnhundert Morgen (acres) betragen.

IV. Es soll ihnen frei stehen, diese Ländereien mit Kaffee, Kakao, Ingwer, Tabak und Baumwolle zu bepflanzen und Hornvieh, Schweine, Ziegen und andere Hausthiere zu ziehen und ihre Produkte an die Bewohner der Insel zu verkaufen; jedoch sollen sie gehalten seyn, wenn sie sie zu Markte bringen, bei der Obrigkeit um die Erlaubniß, sie verkaufen zu dürfen, nachzusuchen.

V. Es soll dem Kapitän Cudjoe und allen seinen anderen Kapitänen und Leuten frei stehen, in der Trelawneystadt zu wohnen und überall, wo sie wollen, zu jagen, ausgenommen jedoch einen Umfang von drei Meilen um eine Niederlassung, oder einen Krawl oder

einen Viehhof, und sollten Cudjoe's Jäger und die einer Niederlassung auf irgend einem Platze zusammentreffen, so sollen die erlegten Schweine zwischen beiden Theilen gleich getheilt werden.

VI. Kapitain Cudjoe verspricht für sich und seine Nachfolger, alle diejenigen, die sich auf der Insel als Rebellen zeigen werden, sie seyen auch übrigens wer sie wollen, entweder allein, oder auch mit den zu diesem Endzwecke von dem Gouverneur beorderten Truppen zu verfolgen und alles, was in ihren Kräften seyn wird, beizutragen, sie zu tödten, zu unterdrücken oder zu vernichten, es müßte denn seyn, daß sie sich den nämlichen Bedingungen unterwürfen, die dem Kapitän Cudjoe für sich und seine Nachkommen bewilliget worden.

VII. Kapitän Cudjoe verspricht, im Fall die Insel von Feinden überfallen werden sollte, für sich und seine Nachfolger, so bald er von dem Gouverneur davon benachrichtiget worden, mit seiner gesammten Macht sich mit diesem zur Vertreibung derselben zu vereinigen und unter ihm als obersten Befehlshaber zu fechten.

VIII. Jeder Marone, der von einem weißen Menschen auf irgend eine Art beleidigt worden, soll das Recht haben, sich an einen kommandirenden Offizier oder eine Magistratsperson in der Nähe zu wenden und Genugthuung zu fordern, und im Fall Kapitain Cudjoe oder irgend einer seiner Leute einem weißen Menschen irgend eine Art der Belei-

digung anthun würde, so soll er sich selbst der Gerechtigkeit unterwerfen oder den Beleidiger ihr ausliefern.

IX. Wenn entlaufene Neger dem Kapitän Cudjoe in die Hände fallen sollten, so sollen sie unverzüglich von ihm an die oberste Gerichtsperson des nächsten Kirchspiels bei dem sie ergriffen worden, zurückgeschickt werden, und diejenigen, die sie überliefern, sollen eine von der Gesetzgebung zu bestimmende Belohnung für ihre Mühe erhalten.

X. Alle, seit Errichtung seiner Partei, von Kapitän Cudjoe's Leuten weggenommene Negern, sollen sogleich zurückgeliefert werden.

XI. Kapitain Cudjoe macht sich für sich und seine Nachfolger verbindlich, jährlich, wenn es verlangt wird, vor dem Gouverneur oder dem obersten Befehlshaber zu erscheinen.

XII. Kapitain Cudjoe soll, so lang er lebt, und seine Nachfolger auch sollen vollkommene Macht haben, jede Art von Strafe über ihre Verbrecher zu verfügen, die Todesstrafe bloß ausgenommen. Glaubt der Kapitän diese zuerkennen zu müssen, so soll er verbunden seyn, die Sache vor einem Friedensrichter zu bringen, der dann so verfahren soll, wie in dergleichen Fällen mit andern freien Negern verfahren wird.

XIII. Kapitän Cudjoe und seine Leute sollen ver-

bunden seyn, von Trelawney=Town aus nach Westmoreland und St. James und wo möglich auch nach St. Elisabeth große und bequeme Straßen anzulegen und sie gangbar und offen zu erhalten.

XIV. Es sollen zwei von dem Gouverneur oder dem obersten Befehlshaber zu ernennende weiße Männer sich beständig bei dem Kapitän Cudjoe und seinen Nachfolgern aufhalten, um eine beständige freundschaftliche Verbindung mit den Einwohnern der Insel zu unterhalten.

XV. Kapitain Cudjoe soll, so lange er lebt, oberster Befehlshaber in Trelawney=Town seyn und nach seinem Tode soll diese Würde auf seinen Bruder, den Kapitän Accompong übergehen, und im Fall auch dieser sterben sollte, auf seinen zweiten Bruder, den Kapitän Johnny; sollte auch dieser sterben, so soll Kapitän Cuffee und nach diesem der Kapitän Quaco sein Nachfolger seyn. Und sollten diese alle abgegangen seyn, so soll der jedesmalige Gouverneur oder oberster Befehlshaber das Recht haben, von Zeit zu Zeit jene Stelle an jeden, den er dazu für geschickt hält, übertragen zu können.

Drittes Kapitel.

Es wird ein Detaschement beordert, die Stadt der unter Quao stehenden unter dem Winde wohnenden Maronen aufzusuchen. — Schicksale desselben. — Kapitän Adair wird abgeschickt um den Frieden mit den Maronen zu negotiiren. — Dabei sich ereignende Vorfälle. — Der Friede wird geschlossen.

Wir müssen nun wieder auf die Maronen unter dem Winde kommen, zwischen denen und Cudjoe nun eine Zeit lang keine Verbindung statt gehabt hatte. Der Anführer derselben hieß Quao, und unter ihm hatten sie das St. Georgs-Kirchspiel verheert, und sich bei ihren Räubereien jede Art der Ausschweifung erlaubt. Es wurde daher, noch ehe es mit den Trelawney-Maronen zum Frieden kam, unter der Anführung der beiden Lieutenants Concannon und Thicknesse ein Detaschement, das aus der unabhängigen Kompagnie des Kapitän Adair's und aus funfzig Mann von der Miliz bestand, in die Gegend des Ursprungs des Spanisch-River beordert, um dort eine Maronen-Stadt aufzusuchen, die, sicheren Nachrichten zu Folge, an den Ufern dieses Flusses liegen sollte.

Nach einem Marsche von drei Tagen kamen die Truppen bei einer Stelle an, wo sie Fußtapfen von Menschen und Hunden fanden, und da sie glaubten, daß sie hier

in der Nähe einer Maronen-Niederlassung wären, blieben sie die darauf folgende ganze Nacht unter den Waffen, und nahmen sich vor, sie am nächsten Morgen zu überrumpeln. Mit Anbruch des Tages sahen sie von Häusern, die in einer kleinen Entfernung lagen, Rauch aufsteigen und eilten sogleich dahin. Allein die Maronen, die von ihrer Ankunft unterrichtet waren und wohl wußten, daß sich die Stadt nicht halten könne, hatten sie während der Nacht verlassen; sie bestand aus vier und siebenzig Hütten, in deren jeder ein Feuer brannte. Sie sahen nun sehr gut, daß dies nur ein einstweiliger Aufenthaltsort für sie gewesen, den sie darum gewählt, weil sie in der Nähe gute Gelegenheit zum Jagen und Fischen hatten. Die Truppen steckten die Hütten in Brand, und verfolgten dann die Maronen weiter, die, um sie irre zu leiten, absichtlich Büsche abgehauen, und in gewissen Entfernungen sehr listig Kakaobohnen, Yamswurzeln und Pisangfrüchte hatten fallen lassen, um ihren Verfolgern glauben zu machen, daß sie befürchteten von ihnen überrascht zu werden; auch fand man an einer Stelle ein Feuer, an welchem ein Stück Schweinefleisch kochte und unberührt geblieben war. Nachdem sie die Truppen lange fruchtlos verfolgt hatten, kehrten sie in der Absicht zurück an dem Flusse auszuruhen, und ihm dann als einem Wegweiser, weil sie keinen andern hatten, zu folgen, um zu den niedrig liegendem Lande zu gelangen.

Aber die Maronen hatten auch diesmal ihre gewöhnliche Taktik befolgt und sich in einen Hinterhalt ge-

legt. Von hieraus fielen sie plötzlich und wüthend auf den Nachtrab ihrer Feinde und jagten die Miliztruppen, und die Neger, die das Gepäcke trugen in die Flucht. Die regulären Truppen postirten sich auf eine Anhöhe, von der aus sie die Maronen sprechen hörten, ohne sie sehen zu können, daher sie ihre Schüsse dahin richteten, wo sie den Rauch von den Feuergewehren derselben aufsteigen sahen. Da sie sich verschossen hatten, sahen sie sich genöthiget unter einem Hagel von Schüssen, sich so gut als es gehen wollte, und mit Hinterlassung ihrer Todten und Verwundeten mitten durch den Fluß zu gehen, und so gelangten sie abgemattet und geschlagen wieder zu ihren Quartieren.

Ohngefähr drei Monate nach diesem unglücklichen Versuche, und nachdem schon der Friede mit Cudjoe war geschlossen worden, wurde wieder ein Detaschement von dreihundert Soldaten, unter dem Kommando des Kapitain Adair's ausgeschickt, um die Maronen aufzusuchen, und ihnen ebenfalls ähnliche Friedensvorschläge zu thun. Man hatte vorher einen von Quao's Leuten, der ein Hornbläser war, zum Gefangenen gemacht, und dieser ließ sich willig finden, dem Kapitän Adair den Weg zu der Hauptstadt zu zeigen. Zufällig hatte sich in derselben ein gefangener Engländer befunden, der den Maronen die Nachricht von dem mit Cudjoe geschlossenen Frieden gegeben hatte. Nach einem Marsche von zwei Tagen, der durch eine mit Holz bedeckte Gegend gieng, die voll gefährlicher Abgründe war, kamen die Truppen an dem Fuße eines hohen und steilen

Berges an, wo Kapitän Adair auf urbar gemachtem Lande Halt machte, und seinem Führer befahl in sein Horn zu stoßen. Dieses Zeichen wurde zwar von den Maronen erwiedert, aber nicht einer von ihnen ließ sich sehen. Kapitän Adair ließ daher die Trompete blasen und rufte ihnen zu, daß er gekommen sey, Frieden mit ihnen zu schließen, und ihnen ihre Freiheit auf eben die Bedingungen anzubieten, unter welchen sie Cudjoe's Partei erhalten habe. Anfänglich trauten die Maronen nicht, weil sie den obenerwähnten Englischen Soldaten ermordet hatten, aber endlich ließen sie sich doch bereden, einen Anführer zu senden, um die Präliminarien festzusetzen. So bald dies geschehen war, verschwand auch ein Morgen niedriger Gebüsche an der Seite des Berges, die sie mit ihren Säbeln abhieben, und der ganze Haufen der Maronen erschien nun in Schlachtordnung gestellt.

Nachdem die Bedingungen waren angenommen worden, wurde einem Theile der Truppen erlaubt, gegen die Stadt anzurücken. Als sie einen schmalen Pfad hinauf marschirten, fanden sie überall Höhlen gegraben, in denen sich die Vertheidiger des Berges verborgen hatten, und Stöcke mit Queerhölzern eingeschlagen, um ihre Feuergewehre beim Abschießen darauf legen zu können. Als sie endlich den Gipfel des Berges erreicht hatten, mußten sie auf der anderen Seite wieder eben so tief hinabsteigen, und zwar auf einem eben so schmalen und steilen Pfade, der nach der Stadt führte. So beschwerlich dieser Zugang zu derselben aber auch immer scheinen mag,

so leicht ist er doch mit den Zugängen zu den Trelawney-Schluchten verglichen, von denen bald mehr wird gesagt werden. In der Nähe der Stadt wurde der Weg breiter, so daß zwei Soldaten neben einander gehen konnten, und endlich zogen die Truppen unter Rührung der Trommeln in die Stadt ein. Ihre Erscheinung setzte die Weiber und Kinder so sehr in Schrecken, daß sie in die Wälder flohen, aus denen sie jedoch bald wieder zurückkamen, da sie sahen, daß ihnen die Männer nicht dahin nachfolgten.

Als einen Beweis von dem tödtlichen Hasse, den sie gegen die Weißen in ihrem Herzen trugen, erzählte Thicknesse, der der erste in der Stadt war, daß, als er mit Quao in seine Wohnung gekommen, die Kinder desselben mit ihren ausgestreckten Fingern, wie mit Messern, gegen seine Brust gestoßen und dazu „Buckra, Buckra!" gerufen hätten. Die Weiber trugen aus wilder Rachsucht angereihte Zähne von Weißen als einen Schmuck, und das Horn eines Maronen zierte der Unterkiefer des unglücklichen Soldaten, der ihnen die erste Nachricht von dem mit Cudjoe geschlossenen Frieden gegeben hatte. Quao hatte anfänglich beschlossen, ihn an den Gouverneur zu senden, und ihm seine Unterwerfung auf ähnliche Bedingungen als dem Kapitän Cudjoe bewilligt worden, anzubieten, aber er wurde davon durch eine alte Zauberin (obeah-weoman) das einzige Weib, das diese Kunst übte, zurück gehalten.

Der Friedensvertrag bestand aus vierzehn Artikeln,

die am 23sten Junius 1739 zu Stande kamen, und deren Inhalt, die folgenden Punkte ausgenommen, mit dem Inhalte des mit Cudjoe geschlossenen Friedens gleichlautend war.

IX. Wenn sie von mehr Rebellen sollten überfallen werden, als sie bezwingen könnten, sollten sie sich um Beistand an den Gouverneur wenden dürfen.

X. Im Fall einer von Quao's Leuten ein Verbrechen begangen, das mit dem Tode müßte bestraft werden, soll er ihm der nächsten obrigkeitlichen Person ausliefern, daß er so wie andere Negern gerichtet werde; geringere Verbrechen aber soll er selbst bestrafen können.

XII. Weder Quao noch jemand von seinen Leuten soll Vieh oder Lebensmittel in eine Stadt zum Verkauf bringen dürfen, ohne einen Einlaßzettel von einem Einwohner derselben erhalten zu haben. Quao's Nachfolger sollten Thomboy, Apong, Blackwell und Clash seyn.

Viertes Kapitel.

Von den Maronenstädten. — Beschreibung von Trelawneytown. — Schilderung der Maronen. — Von ihrer Sprache und ihrem Aberglauben. — Regierungsart. — Die Maronen betreffende Gesetze. — Man den Maronen als einem besonderen Volks-Körper. — Von ihren Vorräthen. — Von dem Boden und den Produkten ihrer angebauten Ländereien. — Von ihren Lebensmitteln, ihrem Viehstand und ihrem Handel. — Von ihren Ehen. — Von ihrer Art sie besuchende Europäer oder Weiße aufzunehmen. — Von ihren Begräbnißzeremonien. — Bemerkungen über die Verschiedenheit der Städte derselben. — Bevölkerung.

Es gab auf Jamaika überhaupt fünf Maronenstädte, nämlich: Trelawneytown; Accompongtown; Scot's Hall; Charlestown und Mooretown, welche an verschiedenen Plätzen von dem östlichen Ende der Insel bis zu dem westlichen lagen. Die Bewohner der östlich liegenden Städte werden unter dem Winde wohnende Maronen (Windward Maroons) genannt. Da es uns aber zu weit führen würde, jede dieser fünf Städte besonders zu beschreiben, so beschränken wir uns in dieser Rücksicht hauptsächlich auf Trelawneytown, weil sie nicht nur unter allen die beträchtlichste war, sondern auch in der folgenden Geschichte eine viel hervorstechendere Rolle als die anderen spielte.

Man wird sich aus dem was schon weiter oben ge-

sagt worden ist, erinnern, daß durch den mit Cudjoe geschlossenen Vertrag den Maronen fünfzehnhundert Englische Morgen (acres) Land in dem Kirchspiele von Trelawney zugestanden worden. Auf diesem Lande stand die Stadt ohngefähr zwanzig Meilen südöstlich von der Bai Montego und der Weg zu ihr führte über ungeheure Gebirge, von denen sich eines über das andere thürmet und die mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt sind, oder sich als unermeßliche steile Wände öder Felsen darstellen. Trelawneytown bestand eigentlich aus zwei Städten, der alten und der neuen, die ohngefähr eine halbe Meile von einander entfernt lagen. Es führten nur zwei Straßen oder Wege zu ihr, die für Pferde und Maulthiere gangbar waren, und dies doch nur mit der größten Schwierigkeit, der eine von Nordosten durch das Kirchspiel St. James und der andere von Nordwesten, durch das Kirchspiel Trelawney gehend. Der erste Weg wird ohngefähr acht bis neun Meilen von der Bai Montego, bei einem Orte der John's Hall heißt, steil und zieht sich so an der Seite eines langen Gebirges vier Meilen weit, durch Zuckerrohrfelder und Waldungen bis nach Kensington fort, von wo aus er nun vier Meilen weit durch Wälder ebener fortläuft bis zu einer Holländerei,*) welche Vaughansfield heißt und ohngefähr anderthalb Meilen von der alten Stadt entfernt liegt. Eine halbe Meile von Vaughansfield führt der Weg, der jetzt ein bloßer schma-

*) A Penn, ein mit Viehweiden umgebener Meierhof.

ler Pfad ist, durch Weideplätze und eine Allee von Kaffeebäumen bis an den Fuß eines sehr steilen Hügels, an dem er sich nun eine halbe Meile weit hinauf zieht und dann längs einem kreidigten Rücken fortläuft, indem man links eine ungeheuere mit Farrenkraut bewachsene öde Haide und rechts Felsenwände von ungleicher Höhe behält bis ohngefähr eine halbe Meile von der alten Stadt, in welche nun der Weg hineinführte.

Der andere Weg geht von Falmouth, der vornehmsten Stadt des Kirchspiels Trelawney aus, von der die Maronenstadt ohngefähr achtzehn Meilen entfernt lag. Vierzehn Meilen lang ist er größtentheils eben und gut bis nach Spring-Vale, von wo aus er sich drei Meilen weit und wohl noch weiter, sehr steil in die Höhe zieht, so daß man ihn nur mit Schwierigkeit passiren kann, und durch zwei Holländereien, nämlich Chatsworth und Schaw-Castle läuft. Von der letzteren an wird er noch steiler und rauher, bis man endlich zu der neuen Stadt oder Furry kam, die auf einer Art von Kreidenrücken lag, der dem um die alte Stadt liegenden ähnlich ist. An dem steilen Abhange des Berges und auf einem sehr ungleichen Grunde, der sich steil bald hebt bald senkt, lagen nun die Häuser der Maronen, ohne die mindeste Ordnung durch einander. Jedes Haus war auf einem kleinen Rücken oder Hügel erbaut, um bei starken Regengüssen das Wasser] bequemer ableiten zu können. Diese Hügel sind alle in Ansehung der Höhe von einander verschieden, und zwischen denselben haben sich die Ströme ihre Betten nach einem

unregelmäßigen Laufe selbst ausgewaschen, und von ihnen nach und nach alle Erde, mit der sie ursprünglich bedeckt gewesen, hinweggeschwemmt, so daß sie nun bloß öde Kreidenberge darstellen. Hier und da standen auf Stellen, wo die Asche aus den Wohnungen hingeschüttet worden, wie auch unter ihren Schweineställen, die bei jedem Hause befindlich waren, einige Gruppen von Pisangbäumen und auch kleinere Gewächse, die in diesem tragbaren Boden gediehen. Diese urbaren Stellen und die Häuser selbst, waren mit einer Hecke von einer stachlichten Strauchart umgeben, die sie Pinguin nennen, und die sich außerordentlich schnell von selbst fortpflanzt, so daß sich diese Hecken, weil man sie sich selbst überlassen hatte, so ausgebreitet hatten, daß sie die zwischen ihnen durchgehenden Pfade außerordentlich schmal gemacht hatten, so daß sie, weil besonders das Vieh häufig darüber gieng, in der Regenzeit zu tiefen Pfützen wurden, in die man bis über die Waden treten mußte, wenn man darüber hingieng. Deswegen hatten auch die Maronen von einem solchen Gehäge bis zu dem andern, kleinere Fußwege gemacht, die sich aber so unmerklich durch sie hindurch wanden, daß sie jeder andere außer ihnen, nur mit der größten Schwierigkeit finden konnte. Die Häuser selbst waren überhaupt kleine mit Schilf oder einem langen Grase, welches Fuchsschwanzgras genannt wird, gedeckte Hütten und hatten keine andere Bekleidung des Fußbodens als eine Aschenmischung, die zu einem festen und starken Estrich getreten worden, so wie dies auch der Fall in Ansehung der freien Plätze war, die sich vor den meisten Häusern befanden. Einige

Wohnungen indessen, besonders die der Oberhäupter, waren mit Schindeln gedeckt, und verschiedene hatten gebrückte (floored) Stubenfußböden. Nach dem Verhältniß zu dem Werthe einer Plantage dürfte man wohl den Werth der Häuser von vierzig bis zu siebenzig Pfund Sterling, und von einigen das Doppelte dieser Summe annehmen können. Die Maronen wählten die beschriebene Gegend gerade deswegen zum Anbau ihrer Stadt, weil ihnen der Boden erlaubte die aufrecht stehenden Pfosten ihrer Häuser tief genug in die Erde treiben zu können, indem sie nämlich vier bis fünf Fuß tief eingeschlagen wurden.

Die beiden Städte waren einander in den meisten Rücksichten ähnlich, die alte Stadt war jedoch freier und weitläuftiger gebaut als die neue. Die Kommunikation zwischen beiden Städten wurde durch einen sehr schmalen, nicht gut unterhaltenen Pfad bewirkt, der eine halbe Meile lang war und durch den Wald führte. Die Maronen bebauten, um sich die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen, mit Bewilligung der Weißen, Ländereien, die an den Strich gränzten, der ihnen durch den Friedensvertrag war bewilliget worden. Von den fünfzehnhundert Morgen aus denen ihr Gebiete bestand, war ein Drittheil bloßer Fels, ohngefähr hundert Morgen waren es werth bebaut zu werden, und das Uebrige war mit einer Art von Farrenkraut und Fuchsschwanzgras, als den gewissesten Kennzeichen eines unfruchtbaren Bodens, überzogen. Außer den Lebensmitteln, die sie bauten, besaßen die Maronen auch noch Vieh;

auch hielten sie sich Zuchtstuten und handelten mit Pferden, die sie in die Wälder und auf die benachbarten Haiden auf die Weide trieben.

Die hohe Gegend, die sie zu ihrer Niederlassung gewählt hatten, ist kühl und gesund, und die neue Stadt beherrschte eine Aussicht, welche die Reize des Erhabenen mit denen des Schönen vereinigt und dem Auge Gegenstände darstellt, die des Pinsels des größten Meisters würdig wären. Gewöhnlich sind die Morgen auf diesen Höhen neblicht, aber in Westindien sind die Nebel der Gesundheit nicht nachtheilig; sie ziehen sich während der Nacht zusammen und hüllen Berge und Thäler ein, aber wenn der Morgen herauf kömmt, sinkt der Nebel allmählig zur Erde nieder und nun wird von jenen Höhen dem Auge der Ozean sichtbar, übersäet mit einer Menge von Inseln, und ein unermeßliches angebautes Land und in weiterer Entfernung Baien und Vorgebirge, bis endlich am äußersten Horizonte das Meer und der Himmel zusammenfließen.*)

Es ist wohl gewiß, daß das Klima dieser Gebirge welches selten weniger als zehn Grade kühler ist, als das der niedriger liegenden Gegenden der Insel; ferner: die Lebensart der Einwohner, die beständige Uebung ihrer Glieder durch das Auf- und Absteigen, und ihre Ge-

*) Es sind seitdem auf dem Grunde von Trelawneytown Baraken für Soldaten, wegen der gesunden Gegend gebaut worden.

wohnheit die ungeheuren Berge und jähen Abstürze in dem Innern des Landes zu durchsuchen um den wilden Eber zu verfolgen, sehr viel dazu beigetragen hat, die Stärke und das Ebenmaaß des Körpers zu bewirken, in Ansehung deren die Maronen von Trelawneytown und Accompongtown, welche zu einer und derselben Rasse gehörten, alle übrigen auf Jamaika befindlichen Neger weit übertrafen. In Ansehung des Charakters, der Sprache und der Sitten waren sie beinahe denen Negern auf den Pflanzungen der Kolonisten ähnlich, die von der nämlichen Rasse der Afrikaner abstammten, aber in Ansehung ihrer äußerlichen Gestalt unterschieden sie sich von diesen auf eine auffallende Art, indem sie schwärzer, größer und in jeder Rücksicht schöner waren. Denn diejenigen von ihnen, die in der Sklaverei geblieben waren, hatten sich mit den Eboe und andern Negern vermischt, die aus den der Afrikanischen Küste südlich liegenden Ländern waren eingeführt worden, eine gelbe Farbe, eingedrückte Gesichtszüge und dicke Lippen hatten und in jeder Rücksicht unter jenen standen.

Ihren Körper trugen die Maronen gerade, und in ihrer Haltung und ihrem Benehmen lag etwas Stolzes, das ein Gefühl von Ueberlegenheit anzuzeigen schien; ihre Muskeln strotzten von Kraft und alle ihre Bewegungen geschahen mit Leichtigkeit. Ihre Augen waren lebhaft, wild und drohend und das Weiße derselben war ein wenig geröthet, welches vielleicht eine Folge des Rauches war, der ihre Wohnungen anfüllte und daher entstand, daß sie noch grünes Holz brannten. Die

meisten, wo nicht alle ihrer Sinne, hatten einen ganz vorzüglichen Grad der Schärfe; so hatten sie zum Beispiel ihr Gesicht durch Uebung so geschärft, daß sie in den Wäldern Gegenstände entdecken konnten, die weiße Menschen mit den besten Augen nicht zu unterscheiden vermögend waren, und ihr Gehör war so außerordentlich fein, daß sie auch ihren aufmerksamsten Verfolgern entgiengen, und daher nur selten überrascht werden konnten. Sie unterhielten ihre Verbindung unter einander vermittelst ihrer Hörner, und wenn diese für andere Menschen als Maronen kaum hörbar waren, so waren diese im Stande die Befehle zu unterscheiden, die durch den Ton derselben ihnen sollten bekannt gemacht werden. Ein höchst merkwürdiger Umstand diese Hörner betreffend, ist der, daß auf ihnen für einen jeden einzelnen Maronen ein ganz besonderer Ton angegeben werden konnte, der ihn in einer Entfernung gerade eben so aufmerksam machte und verständlich war, als sey er in seiner Nähe von jemandem mit seinem Namen gerufen worden. — Man hat von den Maronen behauptet, daß der Sinn des Geruchs bei ihnen stumpf und der des Schmeckens verdorben sey; allein von dem ersteren habe ich im Gegentheile gehört, daß sie ihn in einem außerordentlichen Grade der Schärfe besitzen, indem sie entlaufene Negerhaufen aus einer großen Entfernung bloß dadurch aufgespürt haben, daß sie dem Geruche, den das Holz das jene verbrannten, verbreitete, nachgegangen sind, und was den letzteren Sinn betrifft, so lieben sie, gleich andern Negern, gar sehr alle wohlschmeckenden Speisen, zum Beispiele: geripptes (jirked) Schweinefleisch und Rin-

geltauben (ringtail piglons), welches zwar Delikatessen sind, die man auf Europäischen Tafeln nicht kennt, die aber selbst ein Quin nicht anstehen würde unter die vorzüglichsten Leckerbissen zu setzen. Unter geripptem Schweinefleisch (jirked hog) ist durchschnittenes Fleisch von wilden Schweinen zu verstehen, welches dann geräuchert oder auch anders und zwar so zubereitet wird, daß es dadurch einen sehr angenehmen Geschmack bekommt. Wenn man bei einem Haufen nichtcivilisirter Afrikaner, keinen verfeinerten Gaumen anträfe, so wäre das eben nicht sehr zu verwundern; aber es würde dagegen auffallend seyn, wenn man finden würde, daß sie den Wein dem Rum vorzögen, da sie an den Genuß des letztern von ihrer Kindheit an gewöhnt sind, von dem ersteren aber gar nichts wissen.

Die Maronen sprechen überhaupt, so wie die meisten anderen Neger der Insel, einen eigenen Dialekt des Englischen, aber mit Afrikanischen Worten verdorben und sie verstanden die Englische Sprache hinlänglich genug, um in derselben Unterricht in der Religion und anderen nützlichen Kenntnissen erhalten zu können. Hätte man daher nur einen ernstlichen Versuch gemacht, das Christenthum unter ihnen einzuführen, so würde er wahrscheinlich nicht fehlgeschlagen seyn. Zwar glaubten sie, wie die übrigen Negern, an die magische Wirksamkeit der Zauberin Obeah; aber es ist doch eben so wahr, daß dies die Verständigeren und Erfahrneren in einem geringeren Grade thaten, als die anderen, und die sich am gröbsten betrügen ließen, waren immer auch

die Unwissendsten. Es ist auch eine eigene Bemerkung, daß es eine allgemein herrschende Meinung unter ihnen war, daß die Zaubereien der Obeah nichts mehr über einen Neger vermöchten, der sey getauft worden, und daß selbst die schwächsten am Geiste, sowohl unter den Maronen als unter den anderen Negern, die Künste derselben nicht mehr fürchteten, so bald sie die Taufe empfangen hatten. Gemüther aber, in denen eine so hohe Meinung von dem Christenthume herrschte, waren gewiß auch für die Annahme der besänftigenden Lehren desselben empfänglich, und es ist zu beklagen, daß man keinen Versuch gemacht hat, diese Religion unter den Negern der Kolonien einzuführen. — Die Maronen glaubten, so wie ihre Väter, daß Accompong der Gott des Himmels, der Schöpfer aller Dinge und eine unendlich gute Gottheit sey, aber sie brachten ihm weder Opfer, noch hatten sie irgend eine Art von Gottesdienst.

Man kann sich leicht vorstellen, daß ein unwissenschaftlicher Haufe von Menschen, unter denen der Ehrgeiz eine unbekannte Leidenschaft war, und die ihre ganze Lebenszeit hauptsächlich mit Jagen, mit dem Anbau ihrer Lebensbedürfnisse und mit dem Durchstreichen der Wälder, um Flüchtlinge zu verfolgen, zubrachten, eben keine sehr verwickelte innere Verfassung und Regierungsform haben konnte. Bei ihnen gab es keine öffentlichen Einkünfte zu verwalten und keine Kriegsmacht zu unterhalten, obgleich die ganze Gesellschaft einen militärischen Körper bildete, und Offiziere dabei angestellt waren; sie glaubten, daß man Recht und Unrecht un-

terscheiden könne, ohne einen förmlichen Begriff davon aufstellen zu können. Die Stadt bestand aus einer gewissen Anzahl von Familien, die sich unter einem Oberhaupte oder Anführer zusammen zu leben verbunden hatten, und unter ihnen wohnte ein Oberaufseher und noch vier andere weiße Männer, die von der gesetzgebenden Gewalt der Kolonie angestellt wurden. Als abhängig von der Regierung der Insel, den Gesetzen unterwürfig, die, ihrer Verfassung gemäß, für sie waren gemacht worden, genossen sie in anderen Rücksichten der Freiheit, nach Willkühr zu handeln und sie befolgten daher ungestört die Sitten und Gebräuche ihrer Vorfahren. Alle ihre Zwistigkeiten wurden von ihren Oberhäuptern entschieden, zu denen sie ein unbeschränktes Vertrauen hatten und deren Aussprüchen sie gewöhnlich gehorchten, ohne darüber zu vernünfteln. Aber auch der erwähnte Oberaufseher hatte bei der Schlichtung ihrer Streitigkeiten einen thätigen Einfluß. Die meisten derselben entstanden aus ihrer Neigung zum Spiele, weil sie immer um beträchtliche Summen spielten, und aus ihrer Neigung zum Trunke, der sie sich oft nur zu sehr überließen.

Aus dem mit Cudjoe geschlossenem Vertrage kennt der Leser bereits die Oberhäupter mit Namen, die bestimmt waren, auf einander zu folgen und weiß auch, daß nach dem Absterben des letzten von ihnen, das Recht, ein neues Oberhaupt zu ernennen, dem Gouverneur zuständig seyn solle. Sie folgten auch wirklich so auf einander, und jeder von ihnen behauptete den nämlichen

Grad von Macht und Einfluß, den Cudjoe besessen hatte; und bis zum Tode Furry's, der die neue Stadt baute und mit einer Anzahl Maronen dieselbe bezog und seine Residenz in ihr aufschlug, wurden sie von ihren Oberhäuptern und einigen ihrer älteren Kapitäne auf eine sehr despotische Art regiert. Das letzte dieser Maronischen Oberhäupter hieß Montague, von dem noch einmal die Rede seyn wird, wenn wir von den Ursachen des Aufstandes vom Jahre 1795 handeln werden.

Das Amt und die Pflichten eines Oberaufsehers bestanden in folgenden: Er mußte ein freundschaftliches Einverständniß zwischen den Maronen und den Einwohnern der Insel unterhalten; für die Erhaltung der Ruhe auf ihren Niederlassungen sorgen; den Zusammenlauf von Sklaven in den Städten verhüten und Wacht- und Beobachtungspartien oder Kommandos ausschicken. Vermöge seines Amtes hatte er die Macht, mit vier Maronen einen Gerichtshof zu formiren; diejenigen, die seinen Befehlen nicht gehorchten, einen Aufstand erregten oder daran Theil nahmen, aus den Städten ohne Erlaubniß weggiengen, oder länger, als sie Erlaubniß hatten, ausblieben, zur Verantwortung zu ziehen und endlich Strafen zu diktiren, ohne jedoch am Leben, oder um ein Glied oder mit Verweisung bestrafen zu können. Er war auch verbunden, beständig in der ihm angewiesenen Stadt zu wohnen, und durfte, ohne Erlaubniß des Gouverneurs nicht über vierzehn Tage daraus abwesend seyn. Alle drei Monate mußte er an den Gouver-

neur, auf seinen Eid, ein Verzeichniß von den Einwohnern seiner Stadt überhaupt einsenden und dabei anmerken, wie viel von ihnen fähig waren, die Waffen zu tragen und wie viel unfähig zum Dienste waren; auch mußte die Zahl der Weiber und der Kinder angegeben und überhaupt die Zunahme oder Abnahme der Volksmenge bemerkt und endlich die Beschaffenheit der Wohnung des Oberaufsehers und der Zustand der Wege angezeigt werden. That der Oberaufseher seine Pflicht nicht, so wurde er vor ein Kriegsgericht gezogen, von dem er konnte abgesetzt werden. In jeder Stadt war ein solcher Oberaufseher, der einen Gehalt von zweihundert Pfund Sterling hatte und unter welchem vier Weiße dienten, deren jeder jährlich sechzig Pfund Sterling bekam.

Nachdem der Vertrag mit Cudjoe war geschlossen worden, bekamen die Maronen nach und nach mehrere Gesetze und Verordnungen, entlaufene Sklaven, gerichtliche Untersuchungen, Bestrafungen, das Anlegen von Wegen und eine Menge anderer Angelegenheiten betreffend. Da es ihnen gleichgültig war, ob sie einen Entlaufenen lebendig einbrachten oder bloß seinen Kopf einlieferten, so wurde das sehr weise Gesetz bekannt gemacht, daß für jeden lebendig zurückgebrachten Ausreisser, außer der gewöhnlichen Belohnung, noch ein besonderes Wegegeld (mile money) sollte vergütet werden. Wer einen Sklaven zum Entlaufen verführte oder einen Entlaufenen aufnahm, der wurde mit der Transportation bestraft, das heißt: er wurde an Fremde auf andere

Inseln oder auf das feste Land von Amerika verkauft. Ob es gleich den Sklaven verboten war, sich in den Städten in zahlreichen Haufen zu versammeln, so durften doch die Maronen, so oft es ihnen beliebte, Tänze unter sich anstellen und, vorausgesetzt daß dies am Tage geschah, auch eine kleine Anzahl von Sklaven dazu nehmen. Sie durften ihre Stadt nicht ohne Erlaubniß verlassen, und blieben sie sieben Tage über die ihnen bewilligte Zeit aus, so konnten sie aufgegriffen und zur Bestrafung nach Hause geschickt werden; auch war ihnen nicht erlaubt, Sklaven zu kaufen oder zu besitzen. Gieng eine Partie von ihnen aus, um entlaufene Sklaven aufzusuchen, so durfte sie, besondere Fälle ausgenommen, die Offiziers mit eingeschlossen, aus nicht mehr als zwölf Mann bestehen, sie durfte es nicht ohne einen schriftlichen Befehl des Oberaufsehers thun und auch nicht über zwanzig Tage dabei ausbleiben. Ohne eine schriftliche Erlaubniß dazu zu haben, durfte kein Weißer einen Maronen zu einem Geschäfte brauchen, und Schuldsachen wurden von zwei Magistratspersonen summarisch behandelt und entschieden und sie durften weder geschlagen noch sonst übel behandelt werden. Sie waren verbunden, die zu ihrer Stadt führenden Wege jährlich einmal auszubessern und dies zu thun, so bald es der Oberaufseher befahl, jedoch wurden sie für diese Arbeit bezahlt. Endlich verordnete auch noch ein Gesetz, daß sie, im Fall ihre Bevölkerung sehr zunehmen sollte, die Freiheit haben sollten, ihren Rechten als Maronen zu entsagen und sich nach jedem ihnen beliebigen Theile der Insel, die Maronenstädte ausgenommen, zu begeben und da zu wohnen, da sie denn

dem Oberaufseher nicht länger unterworfen seyn, sondern alle Freiheiten der weißen Menschen genießen sollten, jedoch sollten sie verbunden seyn, sich in diesem Falle unter der Miliz enrolliren zu lassen.

Einige dieser Gesetze wurden sehr schlecht beobachtet. Die Maronen kauften, zum Beispiele, Sklaven, ohne daß es ihnen jemand verwehrte: man litte, daß Gesellschaften von ihnen auf der Insel umher wanderten, und viele von ihnen giengen auch auf eine Zeitlang mit den weiblichen Sklaven auf den verschiedenen Plantagen der Gegend Verbindungen ein. Ganze Familien von ihnen verließen ihre Städte, und erhielten die Erlaubniß, sich an den äußersten Grundstücken (back Settlements) der Pflanzer anzusiedeln, ohne die von dem Gesetze dergleichen Entfernungen betreffende vorgeschriebene Form dabei zu beobachten, woraus Folgen entstanden, von denen weiter unten die Rede seyn wird. Die Nichtachtung dieses Gesetzes hatte nicht etwa die Absicht, die Maronen dadurch aufzumuntern sich zu zerstreuen, und nach und nach aufzuhören, eine besondere Gemeinheit zu seyn, in der Meinung daß dies dem Lande wohlthätig seyn würde, sondern man war dazu genöthiget, weil sie eines größeren Raumes bedurften, indem die Gränzen ihres Bezirkes mit ihrer vermehrten Anzahl nicht mehr im Verhältnisse standen. Es ist auch sehr problematisch, ob ihr Aufhören als ein besonderer Körper, der Insel vortheilhaft gewesen seyn würde. Zwar würde dann der Krieg von 1795 nicht statt gehabt haben, aber wer kann bestimmen, ob sich dann nicht andere Verbrüderungen von Sklaven in

den Wäldern würden gebildet haben, und was für andere Kriege daraus würden entstanden seyn? Es ist höchst wahrscheinlich, daß sich ohne die Maronen, die die Wälder bei der Aufsuchung der entlaufenen Neger so fleißig durchstöberten, in den waldigten und fast unzugänglichen Schlupfwinkeln des Landes Haufen von Flüchtlingen würden zusammengerottet haben. Diese würden in der Folge neue Maronen-Gemeinheiten gebildet haben, die eben so schwer zur Unterwerfung würden zu bringen gewesen seyn, als jene, und dies mit desto größerer Gefahr, weil ihre Verbindung mit den Sklaven viel allgemeiner gewesen wäre. Es ist ja bekannt genug, daß sich, der Wachsamkeit und Thätigkeit, mit der die Maronen flüchtig gewordene Neger verfolgten, ohngeachtet, ein kleines Korps derselben wirklich in den Gebirgen niedergelassen hatte, wo sie Hütten errichteten und Land anbauten, so daß einige über zwanzig Jahre auf diese Art zusammen lebten. Man nannte sie die Congo-Niederlassung, und sie wurde während des letzten Krieges von einer die Gegend durchstreifenden Maronenpartie entdeckt, und aus einander gejagt, indem einige von den Negern zu ihren alten Herren zurückkehrten, die anderen aber sich, als der Krieg geendiget war, mit den Maronen übergaben.

Daß sich die Maronen als ein nützliches Korps bewiesen haben, kann nicht geläugnet werden. Außerdem, daß sie das Zusammenrottiren der Flüchtlinge verhinderten, bewiesen sie sich höchst thätig bei der Unterdrückung von Rebellionen, wobei sie, wie ihnen einer ihrer Ober-

aufseher *) das Zeugniß giebt, tapfer gegen die Insurgenten fochten, wie sie denn in den Treffen, die im Jahre 1760 vorfielen, viele ihrer Leute verloren. Im Jahre 1766 waren sie, nach Herrn Quarrel's, eines Augenzeugen, Versicherung, nicht weniger thätig, als sie gegen ein Korps von Coromantee's zogen, das in dem Kirchspiele Westmoreland die Waffen ergriffen, und alle Weißen, auf die es stieß, ermordet hatte. Sie hatten in den Gebirgen ein kurzes Gefechte zusammen, und da die Rebellen glaubten, daß die Maronen viel stärker wären, als sie wirklich waren, zogen sie sich noch tiefer in die Wälder zurück. Da ihre Verfolger höchst ermüdet waren, befanden sie sich außer Stand ihnen dahin nachzusetzen, aber sie waren so glücklich, einem anderen Maronenhaufen zu begegnen, der in der Nähe auf der Schweinsjagd gewesen war, und nichts von dem Aufstande wußte; sie wurden aber bald von jenen davon benachrichtiget, und eilten nun unverzüglich dahin, wo das Gefecht vorgefallen war; hier fanden sie Maronen, die ihnen den Weg zeigen konnten, den die Rebellen genommen hatten, und sie eilten ihnen sogleich nach, und noch vor Untergang der Sonne hatten sie zwei Drittheile von den Negern gefangen genommen, und die übrigen aus einander gejagt, die sie dann auch nach einigen Tagen vollends einbrachten. Dieses Betragen der Maronen erwarb ihnen in einem hohen Grade den Beifall des Befehlshabers der kleinen Partei des Herrn Goodin, und seine Untergebenen erhielten den

*) Major James.

Dank des Hauses der Assemblee oder Versammlung. Auch bei unbedeutenderen Vorfällen, wenn zum Beispiele, kleinere Sklavenhaufen Ausschweifungen begangen hatten, bewiesen sich die Maronen gleich thätig zur Wiederherstellung der Ordnung, und man läßt ihnen bloß Gerechtigkeit widerfahren, wenn man ihnen das Zeugniß giebt, daß sie beständig bereit waren, der Regierung beizustehen, so oft es nothwendig war. So versammelten sie sich zum Beispiele in den Jahren 1779 und 1780, um den Einfall zu hindern, mit dem der Graf D'Estaing die Insel in jenen Jahren bedrohte. Das Vorurtheil verhüllt die Wahrheit oft unabsichtlich, und selbst ohne zu wissen, daß es dies thut; deßwegen macht es sich der Verfasser zum Vergnügen, diese Thatsachen bekannt zu machen, um zu beweisen, daß die Maronen, so strafbar sie sich auch durch ihren Aufstand gemacht haben, und so wahr auch immer die Erzählungen von der Wildheit und Verkehrtheit einiger Stämme derselben seyn mögen, doch im Ganzen genommen den Einwohnern der Insel nützlich, und bei allen Gelegenheiten für das gemeine Beste thätig gewesen.

Der Feldbau war bei den Maronen eine sehr einfache Wissenschaft; sie hatten nur wenig Bedürfnisse und die Befriedigung derselben erforderte weder große Kenntnisse noch viele Arbeiten. Sie verließen sich zwar hauptsächlich auf die Jagd und auf die Belohnungen, die sie für eingebrachte Flüchtlinge bekamen; aber sie vernachlässigten doch darum den Landbau nicht ganz, und hatten bei weitem nicht den großen Abscheu gegen die Arbeiten

die er erfordert, als man ihnen Schuld gegeben hat. Viele von ihnen liebten zwar die mehr bestimmten Arten von Arbeit nicht, weil ihnen die Leidenschaften fremd waren, die den Menschen reizen für das Entbehrliche zu arbeiten: aber man konnte doch von keinem Einzigen unter ihnen sagen, daß er der Trägheit ergeben sey, indem sie ihr ganzes Leben, in ungewöhnlichen körperlichen Anstrengungen und Uebungen hinbrachten, die, wie bereits erwähnt worden, die Stärke und das Ebenmaaß ihrer Körper beförderten. Indessen hatte sich doch auch unter ihnen eine Neigung, für die Zukunft zu sorgen, verbreitet; sie fiengen an einzusehen, welchen Werth das Geld hat, und daher vermietheten sich ganze große Haufen von ihnen freiwillig an Pflanzer und neue Ansiedler, um große Landstrecken, gegen einen bestimmten Lohn, zu reinigen und zu bepflanzen, *) und viele Familien ließen sich, wie bereits gesagt worden, auf den von den Anpflanzungen entfernter liegenden Ländereien (back lands) nieder, und kultivirten sie für sich selbst.

Ihre Ländereien zum Anbau ihrer Bedürfnisse bestanden aus einem beträchtlichen Striche von unebenem Lande, der aber so ergiebig war, daß sie davon nicht nur genug Früchte zur Befriedigung ihrer eigenen

*) Dieser Umstand scheint dem Vorschlage: Trinidad durch freie Neger zu kultiviren, günstig zu seyn; nur mußte man dabei nicht vergessen, daß die Maronen nur eine kleine Gemeinheit ausmachten und den Weißen unterwürfig blieben, welches bei jenen Negern nicht der Fall seyn würde.

Bedürfnisse erhielten, sondern auch noch davon an benachbarte Niederlassungen verkaufen konnten. Pisangfrüchte, Mais oder Indianisches Korn, Yamswurzeln, Kokosbäume, und mit einem Worte alle nährende Pflanzen der tropischen Erde, wurden auf ihren Feldern gebaut. In ihren Gärten erzeugten sie die meisten Küchenpflanzen, und sie waren auch noch überdies mit einigen feineren Früchten versehen; denn obgleich der Boden ihrer Berge, im Allgemeinen genommen, diesen nicht günstig war, weil er zu feucht oder zu kreidigt war, so hatten sie doch einige schätzbare Fruchtbäume, unter welchen die Avocado- oder Alligator-Birne oben an stand. Mammelbaumfrüchte (Mammea americana L.) und andere wildwachsende aber köstliche Früchte, wuchsen in ihrer Nähe und Ananasse in ihren Hecken. Sie zogen Hornvieh und Schweine und auch eine große Menge von Federvieh, und überdies lieferten ihnen die Wälder noch den wilden Eber, Ringeltauben und anderes wildes Geflügel, und der Landkrabbe gewährte ihnen einen köstlichen Leckerbissen.

Man hat die Maronen beschuldigt, daß sie den Anbau ihrer Felder vernachlässigten und sie verderben liessen, und sich ihre Lebensmittel von den Ländereien der Kolonisten in den Gebirgen holten; der Verfasser aber ist von dem Gegentheile überzeugt, indem er weiß, daß die Lebensmittel der Kolonisten oft für diese nicht hinreichten, weil sie ihre Negern ganz andere Arbeiten thun ließen, und daß sie daher den Maronen ihren Ueberfluß abkauften. Jener Irrthum mag seinen Grund wohl

darin haben, daß die Ländereien derselben, wenn das Korn abgeschnitten worden, für den, der mit der wahren Beschaffenheit derselben nicht bekannt war, wohl das Ansehen haben konnten, als ob sie vernachlässigt würden, indeß eine reichliche Aerndte von nährenden Wurzeln unter der Oberfläche der Erde verborgen war; und diese Wurzeln waren gerade das sicherste Mittel zu ihrer Erhaltung, wenn ihnen eine lange anhaltende trockene Witterung mit einer Hungersnoth drohte.

Die Bearbeitung der Ländereien war hauptsächlich das Geschäfte der Weiber; aber man darf nicht glauben, daß es ihnen die Männer aus einer Art von Tyrannei aufgebürdet hätten, denn auch diese waren nicht müßig. Indeß den Weibern der Maronen das Geschäfte oblag, Bäume abzubrennen, und das Feld zu bearbeiten, waren die Männer, außer der Jagd und der Verfolgung flüchtig gewordener Neger, damit beschäftigt: die Felder einzuhägen, Häuser zu bauen und auszubessern, ihr Schlachtvieh und ihre Pferde, von denen sie gegen zweihundert Stück besaßen, zu warten, und ihren kleinen Handel zu besorgen. Sie hatten keine Handwerker unter sich, und alle ihre mechanischen Kenntnisse beschränkten sich auf die Erbauung eines Hauses und die Ausbesserung eines Schießgewehrs.

Ihr Handel bestand hauptsächlich in dem Verkaufe ihrer überflüssigen Vorräthe und besonders der Thiere aller Art, deren sie nicht bedurften, wie auch in gerippten Schweinefleisch, wodurch sie in den Stand gesetzt

wurden, andere Bedürfnisse einzukaufen, und auch noch Geld zurück zu legen. Auch zogen sie einen beträchtlichen Gewinn aus ihrer Tabaksmanufaktur; sie kauften nämlich die Blätter der Tabakspflanze auf den Gütern in einem Umkreise von zwanzig bis dreißig Meilen auf, und brachten sie mit Hülfe ihrer Weiber und Kinder, die im Verhältnisse zu ihren Kräften beladen waren, in ihre Heimath. Diese Blätter wurden in Netze gesteckt, die aus den Fasern des Trompetenbaums (trumpet tree) und Mahoerinde geknüpft waren, deren Enden wie ein Band zusammen gebunden waren, das um die Stirne gelegt wurde und der auf dem Rücken liegenden Last zum Widerhalt diente. Die Tabaksblätter wurden von den Männern getrocknet und zum Gebrauche zubereitet; sie drehten sie nämlich in eine Art von Schnur zusammen, die ohngefähr den dritten Theil eines Zolles im Durchmesser hatte, rollten sie dann in Kugeln und verführten sie in die verschiedenen Niederlassungen zum Verkauf.

Die Verheurathungen der Maronen, oder der Vertrag eines Mannes und eines Weibes zusammen zu leben, war weder mit religiösen noch juridischen Zeremonien verbunden, indem die Einwilligung des Weibes, mit dem Manne zu leben, dazu schon hinreichend war. Hatte er diese erhalten, so wurden der Braut Geschenke von Kleidern und Putz gemacht und der Bräutigam bekam von den Verwandten der Braut oft ein Gegengeschenk von Schweinen, Geflügel und anderen Sachen, das er ihnen aber zurückgeben mußte, wenn er sich wie-

der von seiner Frau trennte. Es war auch den Männern erlaubt, mehrere Weiber zu haben, und jeder durfte deren so viele nehmen, als er erhalten konnte; indessen hatten doch nur sehr wenige von ihnen mehr als zwei, und die meisten begnügten sich mit einem. Es war auch sehr kostbar, mehrere Weiber zu haben; denn wenn der Ehemann der einen seiner Frauen ein Geschenk machte, so war er verbunden, auch den übrigen ein gleiches zu machen. Die Frauen lebten wechselsweise jede zwei Tage bei dem Manne, indeß die anderen während dieser Zeit die Ländereien bearbeiteten oder ihren Ueberfluß zu Markte trugen. Jede hatte ihr besonderes Eigenthum, der Mann aber hatte an aller Reichthum seinen Antheil. Was die Kinder der verschiedenen Weiber betraf, so nahm der Vater von ihnen nur Notiz, in so fern er mit ihren Müttern zusammen lebte, daher er auch immer nur diejenigen auf einmal sah, deren Mutter eben die Reihe traf. Würde er diese Sitte verletzt haben, so würde die beleidigte Mutter dadurch zur Eifersucht entflammt worden seyn. Indessen war dieser Leidenschaft immer nur die eben an der Tagesordnung befindliche Dame fähig, während alle übrigen gleichgültig bei allen Galanterien blieben, die der Mann anderen Frauen machte. Wenn die Männer ihre Weiber und Kinder zuweilen grausam und brutal behandelten, so war dies gewöhnlich die Wirkung der Trunkenheit. Edwards behauptet: „daß sie ihre Weiber als eben „so viel Lastthiere betrachteten und bei dem Verluste „einer derselben eben nicht mehr Kummer empfänden, „als ein weißer Pflanzer bei dem Verluste eines Bullen

„empfinden würde;“ und ich will zur Beantwortung dieser Behauptung, ohne zu entscheiden, in wie ferne diese Bemerkung sich auch auf andere Völkerschaften anwenden läßt, hier bloß eine Anekdote anführen, die, ob sie gleich der Zeit nach nicht hieher gehört, doch diesen Punkt in das gehörige Licht setzen wird. Bei Gelegenheit eines Versuches, der die Maronen zum Christenthume zu bekehren gemacht wurde, und von dem an seinem Orte ausführlicher wird geredet werden, wurde auch mit einem Maronen über die Vielweiberei gesprochen und ihm gesagt, daß er als Christ nur eine Frau haben dürfe. Da er nun zwei Weiber und von beiden Kinder hatte, so sagte er zu seinem Bekehrer: „Ein wenig Geduld, „mein Herr! Ihr sagt, ich müßte meine Weiber verlassen?“ — „Nur eine von ihnen,“ — war die Antwort. „Und welche soll ich verstoßen? Sagt Jesus Christus das? Sagt Gott so? Nein, nein, mein Herr! „Gott ist gut und erlaubt keinem, sein Weib und seine „Kinder zu verlassen. Wer sein Weib verlassen kann, „das muß ein böser Mensch seyn. Das ist eine Lehre, „Herr, die nicht für uns paßt.“

Indessen ist es doch gewiß, daß die Maronen noch weit davon entfernt waren, eine civilisirte Völkerschaft zu seyn, und man kann nicht daran zweifeln, daß sie ihre heftigen Leidenschaften nicht zuweilen zu Gewaltthätigkeiten sollten hingerissen haben; daß sie aber, wie Edwards sagt, jemals ihre Kinder sollten an Felsen zerschmettert und so getödtet haben, ist gewiß eine grundlose Beschuldigung. Der Oberaufseher würde

einen solchen Mörder gewiß zu der verdienten Strafe gezogen haben. Wenigstens würde dies zuverlässig von dem zu Trelawneytown geschehen seyn.

Beispiele von Rache, aus Eifersucht verübt, kamen selten unter den Maronen vor. Wenn ihnen ihre Weiber untreu wurden, so schickten sie dieselben, gleich ihren Afrikanischen Stammvätern, fort, ohne sie härter zu bestrafen. In Afrika hatte der beleidigte Mann das Recht, die Ehebrecherin zu verkaufen. Die jungen Mädchen hatten nicht alle zur Fahne der Diana geschworen. Wenn ein Mädchen mannbar geworden war, tödteten die Eltern ein Schwein und bereiteten ein Mahl, zu dem sie ihre Nachbarn einluden. Dabei wurde das Köstlichste im Ueberflusse aufgetragen, und besonders schonten die älteren, während die jungen Leute tanzten, des Rums nicht. Jeder, der von der Gesellschaft war, steckte dem Mädchen ein Stück Geld, gewöhnlich einen Viertels-Dollar oder Piaster, in den Mund, und der Vater schob oft ein Goldstück hinein. Ob aber gleich dieses Gastmahl für die jungen Mannspersonen ein Zeichen seyn sollte, eine Anwerbung zu thun, so zog doch oft das Mädchen noch ein Cölibat von einigen Jahren vor, wenn es auch gleich öffentlich war bekannt geworden, daß sie ein Schwein geschlachtet habe.

Wenn Reisende die Stadt aus Neugierde besuchten, welches aber ein höchst seltener Fall war, so wurden sie gastfreundlich und ehrerbietig aufgenommen und bewirthet. Zwar durften sie nicht erwarten, in den Häusern die ge-

wohnten Bequemlichkeiten und Hausgeräthe zu finden; indessen bedeckten doch einige der Angesehensten ihren Tisch mit einem reinen damastenen Tischtuche, auf welchen sie dann die bereits erwähnten Gerichte auftrugen. Sie hatten auch verschiedene Kleinigkeiten von Silber, und zuweilen setzten sie Bier und Wein, allezeit aber Rum auf. Während die Gesellschaft bei Tische war, hatte der Kapitän, oder wer sonst den Wirth machte, seine besten Kleider an, und war es ein Anführer, so trug er eine Art von Uniform, welches zuweilen ein alter Soldatenrock mit einer feinen Besetzung war, den er von einem Offizier bekommen, dessen Namen er angenommen hatte.*) Außerdem trug er noch ein mit Manschetten versehenes Hemd, eine Weste und Hose von Leinwand und einen besetzten Hut. Er unterstand sich nicht mit der Gesellschaft zu essen, oder sich mit ihr zu Tische zu setzen, sondern er nahm seinen Sitz in einer ehrerbietigen Entfernung von ihr und sprach nur wenn er angeredet wurde. Die Betten, in welchen sie ihre Gäste schlafen ließen, waren keine Federbetten, sondern sie waren mit gesundem, fein zerhacktem Kornabgang ausgestopft und hatten saubere Bettücher. Sie bedurften selten eines Netzes gegen die Muskito's, weil diese Pest der niedern Gegenden nur höchst selten in ihre Wohnungen eindrang. Wenn die Maronen Gäste hatten, so zündeten sie zur Nachtzeit Lichter an, da gewöhnlich ein großes, an der

*) Die Gewohnheit die Namen angesehener Leute auf der Insel anzunehmen, war bei den Maronen allgemein.

Thüre brennendes Feuer zugleich die Stelle derselben vertrat.

Man hat sie beschuldiget, daß sie ihre Töchter mit Gewalt gezwungen hätten, sich ihren Gästen Preis zu geben, aber das Wahre an der Sache ist, daß es hier gar keiner Gewalt bedurfte, und sollte sie wirklich jemals nöthig gewesen seyn, so hatten ja ihre mehr civilisirten Gäste doch gewiß eben so viel Theil an dem Verbrechen. Zur Steuer der Wahrheit aber muß man bekennen, daß sich ihre jungen Frauenspersonen, so wie die anderer Neger, kein Bedenken machten, sich weißen Männern selbst anzubieten, um Staat und Putz zu bekommen, ob sie gleich mit Liebhabern ihrer Farbe in Verbindung standen, die auch ihre Gunstbezeugungen noch dann empfiengen, wenn sie auf Kosten jener in einer Art von glänzenden Lage und Wohlstand lebten.

Die Leichenceremonien der Maronen waren überhaupt wie die bei anderen Negern gewöhnlichen. Es herrschte unter ihnen keine größere Sterblichkeit als in anderen Gegenden, ob sie sich gleich selten der Arzeneien bedienten. Indessen thaten sie dies nicht etwa aus einer Art von Abscheu gegen dieselben, denn sie bedienten sich in Krankheitsfällen, wenn sie Gelegenheit dazu hatten, sehr gern des Beistandes eines Plantagenarztes, und nahmen auch zuweilen bloße Kräuter, die ihnen ihre alten Weiber verordneten. Ehe sie ihre Todten begruben, sangen sie Todtenlieder; sie legten sie in hölzerne Särge und begruben sie innerhalb ihres Gehäges.

Zum Schluße dieses Kapitels wird der Leser ersucht sich zu erinnern, daß im vorhergehenden die Rede vorzüglich von den Bewohnern von Trelawneytown gewesen, von deren Aufstand in den folgenden Kapiteln wird gehandelt werden. Indessen ist doch die Verschiedenheit zwischen diesen und denen der anderen Städte nicht sehr groß. Die auf der östlichen Seite der Insel, oder unter dem Winde wohnenden Maronen, sind jedoch civilisirter; die Bewohner der Stadt Accompong, sind in jeder Rücksicht denen von Trelawneytown gleich, da sie nur ein Theil von ihnen sind, der Accompong, dem Bruder Cudjoe's folgte, um sich in der nach seinem Namen genannten Stadt niederzulassen. Aber weder die Bewohner der Stadt Accompong, noch irgend ein anderer Maronenstamm konnte bewogen werden an dem Aufstande der Bewohner von Trelawneytown Theil zu nehmen; sie mißbilligten ihn im Gegentheile gar sehr und gaben ihre Unzufriedenheit mit demselben dadurch deutlich zu erkennen, daß sie die an sie deshalb abgeschickten Abgesandten derb ausschalten.

Noch ist zu bemerken, daß sich die Volksmenge der Maronen im Ganzen genommen höchst schnell vermehrt hatte. Die Anzahl derselben, die sich in den Jahren 1738 und 1739 an die Insulaner ergab, betrug noch nicht sechshundert; im Jahre 1770 bestanden sie aus achthundert und fünfzig Köpfen, Männer, Weiber und Kinder zusammen genommen; im Jahre 1773 zählten sie schon 1028 Köpfe und im Jahre 1788, hatten sie sich bis auf ohngefähr eintausend vierhundert Seelen vermehrt.

Fünftes Kapitel.

Ursachen des Maronenkrieges. — Ausbruch der Unruhen. — Sie werden aber auf eine Zeitlang wieder zur Ruhe und Unterwürfigkeit gebracht.

Der Krieg, der auf Jamaika im Jahre 1795 mit den Maronen geführt wurde, war keinesweges unbedeutend. Ein kleiner Negerhaufe schlug die auserlesensten Truppen einer großen Nation, setzte ein großes Land in Unruhe und konnte endlich bloß durch einen Vertrag dahin gebracht werden, sich zu ergeben, der noch außerordentlicher war, als die ihnen eigene Art Krieg zu führen.

Die Ursachen des Maronenaufstandes müssen in früheren und ernsthafteren oder wichtigeren Begebenheiten gesucht werden, als der Umstand ist, der sich unmittelbar vorher, ehe sie zu den Waffen griffen, ereignete, und dessen am gehörigen Orte wird erwähnt werden: und es ist sehr zu beklagen, daß man dem unglücklichen Kriege mit denselben nicht vorzubeugen verstanden hat, in dem so viele würdige und tapfere Männer gefallen sind und der zugleich einem Volksstamme so nachtheilig wurde, der dem Lande schon seit so vielen Jahren die wesentlichsten Dienste geleistet hatte.

Die mit den Maronen in den Jahren 1738 und 1739 geschlossenen Verträge wurden wenig mehr geachtet. Man erlaubte ihnen, in kleinen Haufen ohne Anführer

unter dem Vorwande: entlaufene Neger aufzusuchen, oder mit Tabak zu handeln und die Früchte ihrer Jagd und ihres Vogelfanges zu verkaufen, in dem Lande umher zu schweifen. Dadurch erhielten sie Gelegenheit mit den Sklaven bekannt zu werden, und mit Negerinnen sich auf eine Zeitlang in vertrauliche Verbindungen einzulassen. Wovon die Folge war, daß sie Kinder von ihnen bekamen, die als Sklaven auf den Plantagen leben mußten. Ob sie nun gleich das nicht sehr bekümmerte, so gab doch eine Verbindung der Art einem Maronen noch immer Veranlassung genug seiner Pflicht ungetreu zu werden. Sie waren nämlich, wie der Leser aus dem Vorhergehenden weiß, verbunden, entlaufene Neger aufzusuchen; und da konnte dann derjenige, der mit einer Frauensperson in Verbindung trat, deren Bruder, oder Schwester oder irgend ein anderer Verwandter, entlaufen waren, leicht verleitet werden, die Flüchtigen nicht gehörig zu verfolgen, oder die Verbergung derselben zu begünstigen. Und wenn dies nicht häufiger geschah, als es wirklich der Fall war, so lag die Ursache davon in der unauslöschlichen Feindschaft, in der die Maronen und die Sklaven lebten, die eben ihren Grund darinnen hatte, daß sich jene darzu brauchen ließen, die letzteren, wenn sie entlaufen waren, aufzusuchen, und die, jener Verbindung mit weiblichen Sklaven ohngeachtet, immer unauslöschlich blieb.

Eine eben so nachtheiliche Folge dieser umherschweifenden Lebensart der Maronen war die, daß sie dadurch nach und nach an den Müßiggang gewöhnt wurden, den durch wirksame Maaßregeln zu verhüten, der Vortheil

der Insel erfordert hätte, und dies waren die entfernteren Ursachen des Maronenkrieges.

Bis zu dem Jahre 1795 hatten sich, einige kleine Zwistigkeiten, die aber bald beigelegt wurden, ausgenommen, die Maronen ziemlich ruhig gehalten, wozu wohl der Umstand nicht wenig beitrug, daß einige ihrer bisherigen Aufseher die Kunst verstanden hatten, sich ihre Liebe und ihre Ehrfurcht zu erwerben. Besonders hatten sie eine große Anhänglichkeit an John James, der im Jahre 1763 zum Aufseher von Trelawneytown bestellt wurde. Schon sein Vater, John James, der ebenfalls Aufseher gewesen war, hatte sich bei ihnen ein so großes Ansehen erworben und sich durch seine Unerschrokkenheit, mit der er sich den Gefahren aussetzte, ihnen so furchtbar gemacht, daß sie glaubten, er könne nicht durch Kugeln verwundet werden, und besitze eine Zauberkraft, die ihn dagegen fest mache, *) daher hat, seinen Sohn

*) Daß dieser Glaube überhaupt unter den Negern herrschte beweist auch folgendes Beispiel. Bei dem Aufstande, den die Coromanteesklaven im Jahre 1766 erregten, beschlossen die Neger eines gewissen Pflanzers Sholto Douglas, diesen ihren Herrn umzubringen. Aber die Frage war: wie sie das bewerkstelligen wollten, da sie ihn wegen seiner Kenntnisse und wegen seiner körperlichen Gestalt, indem er ungewöhnlich helle Haare hatte und wegen seines kurzen Gesichts beständig eine Brille trug, für einen weisen Zauberer hielten, in dessen Fleisch weder Aexte, noch Messer, noch Hacken dringen könnten. Endlich beschlossen sie ihm aufzulauren, ihn zu überfallen und ihm den Kopf abzudrehen, da sein Fleisch für jede Art von Waffen undurchdringlich sey. Dieser An=

ausgenommen, nach ihm niemand mehr den Einfluß auf die Maronen gehabt als er. Diese hohe Meinung erbte nun auch auf seinen Sohn fort, als er die Stelle eines Aufsehers erhielt, und wenn sie den Vater für unverwundbar hielten, so glaubten sie daß der Sohn unüberwindlich sey, und seine Thätigkeit, sein muthiges und unerschrockenes Betragen, machte, daß sie ihn zugleich liebten, verehrten und fürchteten. Im Jahre 1791 wurde er zum Generalinspektor oder Aufseher über alle auf der Insel befindliche Maronenstädte, mit dem Range eines Majors ernannt und sein Sohn wurde als Aufseher in Trelawneytown bestellt, und er war es den die Maronen zu ihrem Kapitain verlangten.

Nach Furry's Tode hatte diese Würde gar sehr viel von ihrer Wichtigkeit verloren, so daß sie endlich nur bloß durch einige unbedeutende äußerliche Ceromonien noch kennbar war. Der alte Montague war der letzte Kapitain von Trelawneytown. Er trug einen mit Flittern und Treffen besetzten rothen Rock, und einen mit einer goldenen Tresse eingefaßten und mit einem Federbusche versehenen Hut. In seiner Gegenwart durfte sich, ihre Kapitaine und Offiziere ausgenommen, niemand anders als auf die Erde niedersetzen. Bei Mahlzeiten wurde er zuerst bedient, keine Frau durfte mit ihm essen und es warteten ihm bloß junge Mannspersonen auf. Bei ihren Versammlungen hatte er den Vorsitz und suchte sich dann

schlag wurde aber glücklicherweise vereitelt, und man hat ihn erst später durch einen der Verschwornen selbst erfahren.
Dallas.

dadurch, daß er den Ton seiner Stimme verstärkte, ein Ansehen zu geben, welches ihm aber selten glückte, da er von allen nicht besser als ein altes Weib geachtet wurde und man ihn bloß darum noch mit einem Schatten von Achtung beehrte, weil er den Titel eines Oberhauptes führte.

Noch bei seinem Leben gieng auch wirklich, dem Wunsche der Maronen gemäß, diese Würde schon auf ihren Aufseher John James über. Allein da er, dem Gesetze, das einem Aufseher den beständigen Aufenthalt in seiner Residenz zur Pflicht machte, zuwider, oft und lange abwesend war und sich auf seinem zwanzig Meilen von der Maronenstadt entfernten Gute aufhielt, so wurde er endlich nebst seinem Sohne abgesetzt und Kapitän Craskell wurde an des Letzteren Stelle Aufseher von Trelawneytown.

Dieser war ein Offizier unter den regulären Truppen der Insel und ein sehr achtungswürdiger junger Mann. Allein da ihn die Maronen mit dem geliebten James verglichen, schien ihnen der letztere doch den Vorzug vor jenem zu verdienen und sie baten nun die Regierung, ihnen denselben wieder zum Oberaufseher zu geben, und da diese Bitte nicht erfüllt wurde, glaubten sie auch in der Versagung derselben eine gerechte Ursache zur Unzufriedenheit zu finden. Sie wendeten sich daher nach einiger Zeit noch einmal mit der nämlichen Bitte an die Regierung, und da sie wieder eine abschlägliche Antwort erhielten, suchten sie sich selbst zu helfen und vertrieben in der Mitte des Monats Julius 1795

ihren Aufseher, den Kapitän Craskell aus der Stadt. Und dies war die erste entschiedene Handlung ihres Aufstandes.

Kapitän Craskell mußte zwar der Gewalt weichen, aber er entfernte sich doch nicht weiter von der Stadt, als bis nach Vaughanfield, einem Orte, der nur anderthalb Meilen (miles) von Trelawneytown lag. Dahin schickten die Maronen am siebenzehnten Julius neun und dreißig ihrer Leute mit ihren Offizieren an ihn ab, die ihn warnen mußten, je wieder in die Stadt zurückzukommen, indem sie ihm zugleich den Auftrag gaben, den weißen Leuten zu sagen, daß sie sie erwarteten, und daß, wenn die Weißen nicht zu ihnen kommen wollten, sie zu den Weißen kommen würden.

Als nächste Veranlassung zu diesem Aufstande der Maronen hat man die Auspeitschung zweier ihrer Leute, wodurch sie zur Rache gereizt worden, angegeben. In der Folge zeigte es sich, daß es zwei Menschen waren, die unter ihnen in gar keinem Ansehen standen und die sie selbst ohne alle Umstände würden aufgehängt haben, so daß es klar war, daß sie diese Gelegenheit bloß ergriffen, um ihre Beschwerden laut werden zu lassen. Diese beiden Maronen waren eines Diebstahls überführt und deswegen in dem gemeinschaftlichen Arbeitshause mit Schlägen bestraft worden, die ihnen ein von ihnen ehemals zurückgebrachter entlaufener Neger geben mußte, und da die Bestraften, als sie durch die Stadt und die Plantagen giengen, von den Sklaven darüber

verspottet wurden, so ergriffen die unzufriedenen Maronen diese Veranlassung, ihren lang gehegten Unmuth auszulassen, und fiengen damit an, daß sie den Kapitän Craskell verjagten.

Diesen Vorgang meldeten nun die obrigkeitlichen Personen des Kirchspiels von St. James am achtzehnten Junius dem Lord Balcarras, der seit dem Monat April Gouverneur von Jamaika war. Sie schrieben ihm, daß unter den Maronen wahrscheinlich ohne Verzug ein Aufstand ausbrechen werde; daß sie ihren Aufseher verjagt; die ihnen nahe liegenden Plantagen zu verheeren droheten; ihre Abwesenden einberiefen und ihre Weiber in die Wälder geschickt und beschlossen hätten, das Vieh und die Kinder, die ihnen im Wege wären, zu tödten. Dabei meldeten sie ihm noch, daß die Maronen erwarteten, daß die Bewohner von Accompongtown und verschiedene Sklaven sich zu ihnen schlagen würden u. s. w. Zuletzt erbaten sie sich ein Detaschement von der Kavallerie zur Beschützung ihrer Gegend. —

An dem nämlichen Tage noch wurde auch eine Botschaft an die Maronen selbst geschickt, die ihnen den Vorschlag thun mußte, den folgenden Tag eine Zusammenkunft zwischen vier von ihnen zu erwählenden Maronen und vier Richtern von den weißen Leuten zur Schlichtung ihrer Zwistigkeiten zu veranstalten. — Anstatt aber diesem Vorschlage Gehör zu geben, schickten die Maronen vielmehr die übermüthige schriftliche Ant=

wort zurück: „Die Maronen begehren nichts von dem Lande als Krieg und verlangen den Kapitän Craskell nie wieder zu sehen. Sie erwarten Montags mit jedem Augenblicke die Weißen." Dieser Bescheid war unterzeichnet: „Obrister Montague und alle die übrigen," und eine Nachschrift enthielt noch folgenden Zusatz: „David Schaw wird am Sonntag Morgens eine Antwort abholen. Dann werden die Maronen bis den Montag um neun Uhr warten, und wenn dann die Weißen nicht werden zu ihnen heraufkommen, werden sie zu ihnen hinabkommen." — Dieser sonderbare Brief wurde, wie man in der Folge erfahren hat, ohne Mitwissen des alten Montague, von einigen betrunkenen Maronen einem armen unwissenden weissen Menschen diktirt, ohne daß auch nur ein Zehntheil der übrigen Maronen etwas davon wußte, und man muß es zur Steuer der Wahrheit sagen, daß die Angesehensten unter ihnen beständig geläugnet haben, daß sie sich freiwillig in eine Rebellion gegen die Regierung eingelassen und daß sie dagegen erklärt haben, daß sie bloß aus dem Grundsatze der Selbsterhaltung die Waffen ergriffen, indem ihnen das nachherige Betragen der weißen Menschen deutlich bewiesen habe, daß ihre Vernichtung sey beschlossen gewesen. — Man muß auch hier bemerken, daß die Versicherung des obigen Berichtes: daß die Bewohner von Accompong gemeinschaftliche Sache mit denen von Trelawneytown gemacht hätten, auf einem Irrthume beruhte, wie schon daraus erhellet, daß die letzteren mit jenen immer deshalb uneinig gewesen, weil sie ihnen die Originalurkunde des mit Cudjoe ge=

schlossenen Vertrages, von der sie behaupteten, daß sie ihnen gehöre, nicht herausgaben. Bei dem Anfange der Zwistigkeiten mit den Weißen aber, ließen sie dieselbe ihnen noch einmal unter dem Vorwande abfordern, daß es nöthig seyn könnte, sie den Weißen vorzuzeigen. Jetzt waren die Accompongmaronen so gutwillig, sie herauszugeben, aber sie haben sie nie wieder erhalten.

Indessen ist doch nicht zu läugnen, daß alle Maronen überhaupt von einem Geiste der Unruhe waren ergriffen worden, dem Festigkeit mußte entgegengesetzt werden, wenn er sollte niedergebeugt werden. So bemächtigten sich zum Beispiele um diese Zeit einige verwegene Maronen eines Soldaten des Kapitän Craskell's, und zwangen ihn, an seinen Befehlshaber zu schreiben, daß es nun zu spät sey, das Begangene wieder gut zu machen und daß es ihnen an Nichts fehlte, indem sie reichlich mit Pulver und Blei versehen wären. Die Miliz von Trelawney rückte also nach Green-Vale, einer Holländerei (Penn), an dem Fuße der Gebirge, auf denen die Maronenstadt lag, vor, und Herr Tharp, der Kustos des Kirchspiels und noch verschiedene andere begleiteten das Korps. Als sie sich dem Berge näherten, bemerkten sie einen Menschen, der sich mit einer außerordentlichen Behendigkeit der steilen Höhe herabwand, indem er dabei eine Lanze in der Luft schwang, um zu zeigen, daß er keine anderen Waffen habe. Es war ein Maronenkapitän, Namens Smith, ein junger, außerordentlich gut und regelmäßig gebauter Mann, dessen Glieder stark und behend zugleich waren.

Sein stolzer Gang, mit dem er an der Seite des Berges herabschritt und der wilde Anstand, mit dem er die Lanze über seinem Haupte schwang, erregten die höchste Bewunderung. Er näherte sich Herrn Tharp und übergab ihm einen Brief, in welchem er ersucht wurde mit seinen Begleitern, den Herren Gallimore, Knowles, Galloway und Stewart, in die Stadt zu kommen. Die Einladung wurde angenommen, und als sie dahin kamen, fanden sie den General Reid, Herrn Mowat und den Major James, ihren vorigen Aufseher, daselbst.

Die Maronen empfiengen sie unter den Waffen, mit Wildheit in den Mienen und überhaupt auf eine Art, die nicht sehr geschickt war, eine besonnene und freie Untersuchung erwarten zu lassen, und viele hatten ihren wilden Muth noch durch eine gute Quantität Rum, die sie zu sich genommen hatten, erhöht, den sie von in ihrer Nähe wohnenden Weißen, die sich dadurch ihre Gunst erkaufen wollten, erhalten hatten.

Nach langem Geschrei erhielt man es endlich von ihnen, daß John Jarret, einer ihrer Kapitäne, der keineswegs der Sanfteste war, seine Stimme mäßigte und das, was sie begehrten, so vortrug, daß einer von den erwähnten weißen Männern im Stande war, dasselbe niederzuschreiben, und da fand es sich denn, daß ihre Beschwerden in folgenden Punkten bestanden.

1. Daß der Magistrat von Montego-Bai den

mit ihnen gemachten Vertrag dadurch verletzt habe, daß er einige ihrer Leute durch einen Sklaven mit Schlägen habe bestrafen lassen.

2. Daß das zu ihrer Erhaltung ihnen ursprünglich bewilligte Land nun ganz ausgesogen und für sie nicht mehr zureichend sey und daß sie daher eine neue Ackerzahl verlangten, welches Begehren leicht zu erfüllen sey, wenn man ihnen verschiedene ihnen bequem gelegene Holländereien bewilligte.

3. Daß ihr Aufseher, Kapitän Craskell, wegen seines furchtsamen Charakters, nicht fähig sey, dieses Amt bei ihnen zu verwalten; daß sie daher wünschten, daß Major James als solcher wieder angestellt werde, weil sie den Muth und die Fähigkeiten desselben aus Erfahrung kennten, und daß sie daher keinen anderen, als ihn, verlangten.

Dies waren die Hauptbeschwerden der Maronen, und die Abgeordneten versprachen ihnen, daß sie dem gesetzgebenden Körper sollten vorgetragen und von ihm untersucht werden, um ihnen abhelfen zu können.

Um den Lesern einen Begriff von der Art der Maronen, sich auszudrücken, zu geben, möge hier ein Theil der Rede stehen, die der Sprecher derselben, bei dieser Gelegenheit hielt. Nachdem er nämlich weitläufig über die Unzulänglichkeit des ihnen bewilligten Landes zu ihrer Subsistenz und von der Unfähigkeit Craskell's ihr Auf=

seher zu seyn, und dagegen von den großen Eigenschaf-
ten ihres vorigen Aufsehers James gesprochen und ver-
sichert hatte, daß sie sich, wenn dieser nicht wieder ange-
stellt würde, nicht beruhigen könnten, rufte er aus:
„Ihr seyd unsere Väter und wir sind Eure Kinder! Un-
„sere ganze Lage und die Oberherrschaft, die wir über
„diese Gegend haben, verdanken wir unserer Verbindung
„mit Euch! Aber, wenn wir die Pflichten erfüllen, die
„ihr uns dieser Vortheile wegen aufgelegt habt, so setzt
„uns doch nicht der Demüthigung aus, uns von dem
„Volke verächtlich und übermüthig behandeln lassen zu
„müssen, dem ihr uns geradezu entgegen gesetzt habt.“ —
Der Redner schloß darauf damit, daß er den Triumph
und die Verhöhnung schilderte die sich der Neger erlaubt
hatte, der dem Maronen die Schläge geben mußte,
der jenen vorher als einen Entlaufenen wieder einge-
bracht. —

Die Abgeordneten der Regierung waren über den
glücklichen Ausgang ihres Geschäftes so vergnügt, daß
sie den Maronen nicht nur versprachen, ihren ganzen
Einfluß zu ihrem Besten zu verwenden, sondern daß auch
einer derselben den Vorschlag that, daß sie etwas Geld
für sie zusammenlegen wollten. Wirklich gaben auch alle
etwas, den tapfern Obristen Gallimore ausgenommen,
weil er glaubte daß in diesem von den Maronen ertrotz-
ten Vertrage, ein Grund zu neuen Unruhen liege. An-
statt also seine Börse zu ziehen, nahm er einige Flinten-
kugeln aus seiner Tasche und zeigte sie ihnen mit den
Worten: „das ist die Belohnung, die ihr verdient, und
„von mir sollt ihr auch keine andere erhalten.“

So schien die Ruhe wieder gänzlich hergestellt und der Erfolg bewies es, daß die Neigung zum Aufruhre keineswegs allgemein unter den Maronen gewesen war. Sie waren alle ruhig bei jenen Auftritten geblieben und die Bewohner der Stadt Accompong bezeugten sogar öffentlich ihre Mißbilligung und ihre Unzufriedenheit mit dem Betragen der Einwohner von Trelawneytown, indem sie erklärten, daß sie ihren Aufseher, (den Kapitain Forbes) liebten und entschlossen wären immer seiner Leitung zu folgen. Sie erneuerten auch unmittelbar nach jenem Vorgange ihre mit den weißen Leuten geschlossenen Verträge und gaben dieser Ceremonie noch dadurch eine größere Feierlichkeit, daß sie alle jüngeren Maronen laufen ließen. — Die Maronen unterstützten auch keineswegs die Neger, die um diese Zeit anfiengen Widersetzlichkeiten zu äußern, welches ihnen selbst Edwards, der eben ihr Freund nicht ist, bezeuget. Auch geben ihnen einzelne Pflanzer das Zeugniß, daß sie sich immer ruhig verhalten und sich besonders bei dem Sklavenaufstande im Jahre 1766 durch das Hinbringen der Entlaufenen, um das Land verdient gemacht.

Da die Maronen, welche die Stadt Trelawney bewohnten, bei dieser Gelegenheit gesehen hatten, daß die von Accompong nichts weniger als geneigt waren, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, so fiengen sie an über ihr eigenes vermessenes Betragen nachzudenken und schon nach wenig Tagen mehr Nachgiebigkeit zu zeigen. Bereits am 26sten Julius ertheilte ein bei ihnen sich aufhaltender Weißer die Nachricht: daß sie zum

Frieden geneigt wären und erklärt hätten, daß sie zufrieden seyn wollten, da nun Craskell nicht mehr bei ihnen sey, wenn sie auch keinen Aufseher wieder bekämen.

Aus dem ganzen nunmehrigen Benehmen der Maronen sah man deutlich, daß sie unter einander selbst uneinig waren, und daß die besser gesinnte und zahlreichere Partei, von der kleineren und heftigeren, zu der die Jüngeren gehörten, in Furcht gehalten wurde. Auch war es offenbar daß sie das Geschehene bereueten, denn ein Bericht des Major James, den man ersucht hatte, so lange bei ihnen zu bleiben, bis die exekutive Gewalt in der Sache gesprochen, schildert sie als so sehr gedemüthiget, daß sie alles würden bewilliget haben, was man vou ihnen verlangt hätte. Er hatte einen Maronen, wegen grober Ausdrücke, in die Eisen werfen lassen und alle waren sie geneigter ihm jedes Opfer, das er von ihnen verlangen würde zu bewilligen, als ihre Schuld durch neue Beleidigungen zu vergrößern. Auch beschlossen sie sechs ihrer vorzüglichsten Offiziere an den General Palmer zu schicken, um ihm ihre Unterwerfung zu versichern und ihn um einen Paß, auf Spanisch-Town gestellt, zu bitten, damit sie diese ihre Unterwerfung dem Gouverneur selbst versichern und ihn um die Abhelfung ihrer Klagen bitten könnten.

So schien also die Ruhe wieder hergestellt und nun wurden auch die Truppen wieder zurückgezogen. Lord Balcarras glaubte auch nun mit Sicherheit noch das 83ste Infanterieregiment, das er des Aufstandes we-

gen zurückbehalten, nach Domingo senden zu können. Auch schickte er dem Kapitain Craskell den Befehl zu, nach Spanisch-Town zurück zu kehren, den Maronen aber gab er die Ordre, daß jene sechs von ihren vornehmsten Kapitän's den 31sten Julius in die Stadt kommen und ihre Unterwerfung bezeugen sollten, welche auch wirklich in dieser Absicht von Trelawneytown abgeschickt wurden.

Sechstes Kapitel.

Beunruhigende Nachrichten, die Verführung der Maronen zum Aufstand durch Französische Emissarien betreffend. — Lord Balcarres trifft die nöthigen Anstalten deshalb. — Die abgeschickten sechs Maronen-Kapitäns werden noch ehe sie Spanisch-Town erreichen, verhaftet, weil man die Maronen im Einverständnisse mit dem Feinde glaubt. — Sie werden feindlich angegriffen. — Folgen davon. — Major James stirbt.

Während die Maronen-Kapitäns auf ihrer Reise nach Spanisch-Town begriffen waren, verbreitete sich auf Jamaika das Gerücht, daß sich Französische Agenten auf der Insel befänden, um revolutionäre Grundsätze zu verbreiten und daß nicht nur die farbigen Menschen sondern auch die Maronen mit ihnen im Einverständnisse wären. Dem zu Folge wurde am dritten August ein Kriegsgericht gehalten, in welchem beschlossen wurde, die

für St. Domingo bestimmten Truppen zurück zu behalten und das martialische Gesetz zu proklamiren.

Ob nun gleich diese Vorsichtsmaaßregel keinesweges zu mißbilligen war, so war doch jenes Gerücht, wenigstens in so fern es die Maronen betraf, ungegründet, indem sie durch ihr bisheriges Betragen auch nicht die kleinste Veranlassung zu diesem Verdachte gegeben, und erst nach der Proklamirung des Kriegsgesetzes wieder unruhig wurden. Sie dachten gar nicht daran, wozu nun wohl die Truppen bestimmt werden möchten; wußten nichts von ihrer vorhabenden Einschiffung nach St. Domingo; waren nicht durch Französische Emissarien aufgewiegelt worden, und standen um diese Zeit in keinem Einverständnisse mit den Sklaven. Ein vernachlässigter halbwilder Völkerstamm, waren sie gleich aufgelegt zum Aufruhre und zur Unterwerfung, je nachdem die jedesmalige Richtung war, die ihre Leidenschaften erhalten hatten. Wenn sie völlig ruhig waren, war schon der bloße Anblick Craskells hinreichend, sie bis zur Wuth zu entflammen; und mitten in den Ausschweifungen der Wuth und des Tumultes, machten die Schläge von James ganze Haufen von ihnen kalt und besonnen. Ein Volkshaufe dieser Art war daher gewiß nicht sehr geschickt eine überdachte Verschwörung anzuzetteln.

Die Regierung schien indessen andere Ueberzeugungen zu haben, und daher verließ der Gouverneur am vierten August Spanisch-Town um das Kommando über die Truppen selbst zu übernehmen und sie in die Gegend

zu führen, wo man erwartete daß die Rebellion ausbrechen werde, und zugleich wurde ein Eilboot der Fregatte, auf der sich die Truppen eingeschifft hatten, nachgeschickt, mit dem Befehle, daß sie wieder in Montego-Bai einlaufen sollte, welches auch wirklich geschah.

Indessen setzten die sechs Maronen-Kapitäns wie bereits erinnert worden, ihre Reise nach Spanisch-Town fort, vertrauend auf ihre vom General Palmer ihnen ausgestellten Pässe, daß ihnen nichts übles begegnen werde. Allein als sie zu Landovery, einer kleinen, in der Nähe von der St. Annen-Bai liegenden Stadt, die von Trelawneytown und Spanisch-Town, gleich weit, nämlich von jeder ohngefähr fünf und vierzig Meilen (miles) entfernt ist, ankamen, wurden sie zu ihrem großen Erstaunen verhaftet, und am fünften August vor den Gouverneur gebracht, der befahl sie in die Eisen zu legen. Der Gouverneur selbst begab sich nach Montego-Bai, von wo aus er den Maronen seine Willensmeinung bekannt machte, indem er ihnen ihr bisheriges Betragen scharf verwies und sie benachrichtigte, daß alle Zugänge zu ihrer Stadt mit Truppen besetzt und sie von tausenden umzingelt wären; daß er durch eine Proklamation einen Preis auf jeden Maronen-Kopf gesetzt habe, den man ihm nach dem zwölften August bringen werde und daß er ihnen hiermit befehle, daß jeder waffenfähige Marone an diesem Tage vor ihm zu Montego-Bai erscheinen und sich dem Könige unterwerfen solle, und daß er auch begehre ihm alle fremde Neger als Gefangene auszuliefern.

Nachdem diese Aufforderung abgeschickt war, rückte der Obriste Sandford mit hundert und dreißig Mann und noch einer kleinen Verstärkung von der Miliz bis an den Fuß des Berges, ohngefähr vier Meilen nördlich von der Maronen-Stadt vor, indem noch mehrere Truppen beordert wurden, um jene von mehreren Seiten zu decken und die Zufuhr zu sichern. Alle diese Vorkehrungen waren gewiß so beschaffen, daß sich ein guter Ausgang der Sache erwarten ließ und hätte man die sechs verhafteten Kapitäns, die doch gewiß das größte Gewicht über die Maronen hatten, zu ihnen zurückgesandt, so würde dies ohnfehlbar die besten Folgen gehabt haben. Man glaubte indessen, daß diese Maaßregel nicht nöthig sey, indem man sich auf die Truppen verließ und daher nicht an dem glücklichen Erfolge zweifelte.

Unter den Maronen selbst waren die Meinungen über das was zu thun sey, stark getheilt. Die ältesten und gemäßigsten waren zu einer unverzüglichen Unterwerfung geneigt, welcher Meinung sich dagegen die Jüngeren und reizbaren widersetzten. Diese beriefen sich besonders darauf: „daß man ihnen das gegebene Wort gebrochen, indem man ihre Kapitäne gefangen zurückhalte, „und daß man daher nicht glauben dürfe, daß man ihnen besser Wort halten werde.“ — Unglücklicher Weise hatte auch der Major James, weil er sich darauf verließ, daß es den Maronen ein Ernst mit ihrer Unterwerfung sey, die Stadt verlassen, so daß niemand mehr unter ihnen war, dessen Stimme einen Ausschlag hätte geben können. Die Meinung der jüngeren Maronen

behielt also die Oberhand und man gab nun sogleich den Vorposten und besonders dem Kapitän Johnson, der in großem Ansehen bei ihnen stand und dem Kapitän Smith von diesen Vorgängen Nachricht. Die beiden letzteren lebten nämlich mit ihren Familien auf ihren, an die Besitzungen der Kolonisten in dem Kirchspiele von Westmoreland gränzenden Gütern als ruhige Pflanzer. Hätte man in Bezug auf sie das Gesetz geltend gemacht, welches verordnete: daß diejenigen welche dergleichen Ländereien besaßen, sich unter die Miliz aufnehmen lassen und dann nicht mehr als Maronen betrachtet werden, sondern sich aller Vorrechte anderer freier Menschen zu erfreuen haben sollen, so hätten die Maronen nicht auf die Rückkehr derselben nach ihrer Stadt dringen können. Da dies aber geschah und ihre Lage also sehr gefährlich war, und sie auch noch überdies Nachricht von der übeln Behandlung bekamen, die ihre Kapitäne erfahren hatten, so schickten sie ihre Weiber und Kinder in die Wälder in Sicherheit und begaben sich mit ihren jungen Leuten, deren an der Zahl neun und die alle thätige und unternehmende Männer waren, nach Trelawneytown.

Auf diese beiden Männer hatten nun die Maronen ihr ganzes Vertrauen und ihre ganze Hoffnung gesetzt. Da sie aber weit davon entfernt waren, sie in dem Vorsatze Widerstand zu leisten, zu bestärken, sondern vielmehr riethen friedliche Maaßregeln zu befolgen, so erhielten sie es auch wirklich über die Maronen, daß sie es zufrieden waren einen Versuch der Art zu machen. Sie eilten also

dahin zurück, wo sie ihre Weiber und Kinder verborgen hatten, und dann mit diesen nach ihren Besitzungen. Allein, sie fanden diese von einem Theile der Miliz von Westmoreland verheert, ihre Häuser niedergebrannt und ihre Felder verwüstet. Jetzt schien ihnen der Weg zu einer Aussöhnung auf immer verschlossen zu seyn; sie führten also ihre Familien nach Trelawneytown und schwuren ihren Feinden Rache und Wiedervergeltung. Auf ihrem Wege nach der Stadt trafen sie auf einige in dem Walde arbeitende Neger von einer Plantage, die sie zwangen mit ihnen zu gehen, die ihnen aber entflohen und die Drohungen die sie von ihnen gehört hatten, dem Magistrate anzeigten, welches ein abermaliger Beweis von der zwischen den Maronen und den Sklaven herrschenden Feindschaft ist.

Die vorgeschlagene friedliche Maaßregel wurde jener übeln Behandlung ohngeachtet, doch noch befolgt. Am Morgen des eilften Augusts giengen sieben und dreißig Maronen, meistens junge Männer und vortreffliche Schützen, ihren alten Anführer Montague an der Spitze, aus Trelawneytown, nach dem Hauptquartiere des Lord's Balcarres und überlieferten ihm, der Proklamation vom achten gemäß, ihre Waffen, mit der Erklärung: daß, wenn es auch unter den Maronen einige übelgesinnte gebe, doch mehrere den Wunsch hegten, sich ebenfalls in das Lager zu begeben und daß sie es bloß aus Furcht noch nicht gethan hätten, ja, daß der ganze Stamm erklärt habe, daß, wenn der Versuch der Uebergabe der sieben und dreißig gelingen und von guten

Folgen seyn sollte, alle entschlossen seyen, diesem Beispiele zu folgen. Allein unglücklicher Weise fanden der alte Montague und seine Begleiter nicht die Aufnahme, die sie zu finden erwarteten. Sie wurden, den alten Mann ausgenommen, alle als Gefangene behandelt; die Hände wurden ihnen auf den Rücken gebunden und so schickte man sie am 13ten nach Montego-Bai in das Gefängniß. Einer von ihnen gerieth über die Fehlschlagung ihrer Hoffnung in Verzweiflung und machte seinem Leben selbst dadurch ein Ende, daß er sich die Eingeweide aus dem Leibe riß. Von den übrigen wurden zwei Kapitäne, Namens Palmer und Parkinson, wieder zu den Maronen zurückgeschickt mit dem Auftrage: die übrigen zu bereden sich ebenfalls zu ergeben. Allein da sie erzählten, wie sie und ihre Kameraden aufgenommen worden, geriethen die Maronen, anstatt jenen zu folgen, in Wuth, steckten sogleich ihre beiden Städte in Brand und zogen sich Tages darauf als am zwölften, nach der Niederlassung Schaw-Castle zurück, und von diesem Augenblicke an fiengen nun die Maronen an feindlich gegen die Truppen zu handeln.

Lord Balcarres beschloß nun keine Zeit zu verlieren, sondern den Maronen sogleich näher zu rücken. Deshalb gab er dem Obristen Sandford die Ordre, ihnen in den Rücken zu fallen, während er selbst sie von vorne angreifen wollte. Der Obriste rückte daher diesem Befehle zu Folge am Morgen des zwölften Schaw-Castle näher, wo er die Maronen auf den zwischen diesem Platze und der neuen Stadt liegenden Anhöhen

fand, die ihre Hörner bliesen und sich ihm in drohender Stellung zeigten. Er rückte ihnen daher immer näher, indeß sich die Maronen in ihre Schlupfwinkel zurückzogen von wo aus sie die Feinde genau beobachten konnten, ohne von diesen gesehen zu werden. Der Obriste Sandford rückte daher immer weiter nach der alten Stadt vor; aber nun fielen ihm die Maronen plötzlich in den Rücken und er fiel unter ihren Schüssen. Sein Tod verbreitete nun ein panisches Schrecken über seine Krieger, und alles ergriff die Flucht und eilte wieder nach dem Hauptquartiere zu kommen.

Die Maronen, anstatt sie zu verfolgen, kehrten voll Freude nach ihrer Stadt zurück um ihre Lebensgeister mit Rum zu erfrischen, den sie auch in so großem Uebermaaße genossen, daß wenigstens sechzig von ihnen bis um zwei Uhr des anderen Tages noch immer ohne Empfindung lagen und nach der Schlucht Petit River, mußten geschaft werden.

Bei diesem unglücklichen Vorgange fielen von den regulären Truppen, außer dem Obersten Sandford und seinem Quartiermeister, noch vierzehn Mann; von der Miliz blieben dreizehn Personen, unter denen ihr Befehlshaber, der tapfere Obriste Gallimore war, von den Freiwilligen aber achte und viele wurden verwundet, da im Gegentheile die Maronen, wegen ihrer vortheilhaften Stellung, nicht einen Mann verloren. Man hat den letzteren Schuld gegeben, daß sie zahllose Grausamkeiten an den Verwundeten verübt hätten, aber diese Be-

schuldigung ist ungegründet; sie ließen die Erschossenen auf der Stelle liegen, wo sie gefallen waren und mehrere von den Verwundeten flohen in die Wälder, wo sie aus Mangel an dem nöthigen Beistande ermatteten und umkamen. Andere erlagen bloß den Beschwerden und der Ermüdung, wie das Beispiel zweier Soldaten beweist, die man einige Tage nach dem Vorgange todt an dem Fuße der Hügel fand, und von denen der eine nur sehr leicht am Halse, der andere aber gar nicht verwundet war. Der Obriste Gallimore blieb nicht auf der Stelle, sondern er wurde gewiß nur verwundet, weil man ihn nicht wieder gesehen hat. Auch die Maronen wußten keine Nachricht von ihm zu geben, welches doch hätte geschehen können, wenn er in ihre Hände gefallen wäre, da sie ihn persönlich kannten, indem er als Vermittler mit in ihrer Stadt gewesen war. Man fand nichts von ihm bei ihnen als seine Muskete, die er wahrscheinlich, als er die Wunde empfieng, hatte fallen lassen, da sie doch den andern Gebliebenen ihre Uhren, Messer u. s. w. genommen hatten. Da man seinen Körper nicht hat auffinden können, ist er wahrscheinlich, da er sich in die Wälder retten wollte, in einen Abgrund gestürzt und daselbst umgekommen.

Da die Maronen durch diesen Vorgang überzeugt wurden, daß ihnen die Brandstätte ihrer alten Stadt keine sichere Position mehr gewährte, ließen sie bloß einen kleinen Beobachtungsposten daselbst und die übrigen zogen sich in Guthrie's Schlucht, zu ihren Weibern und Kindern zurück, und besetzten den Eingang zu derselben

so, daß sie für die Feinde schlechterdings unzugänzlich wurde. Die Wände dieser Schlucht sind beinahe senkrecht und zwischen ihnen kann sich nur ein Mensch auf einmal hindurch drängen, und von den Tapferen die dies jemals zu thun versucht haben, ist doch nie einer wieder zurückgekehrt. *) Da also an einen Ueberfall derselben nicht zu denken war, glaubte man die Maronen dadurch zur Uebergabe zu zwingen, daß man sie in dieser Schlucht einschlösse und alle Zugänge zu derselben besetzte, so daß sie keine Zufuhr von Lebensmitteln von außenher bekommen könnten. Dies geschah, und man richtete noch überdies, alle ihre Ländereien, die in einem Umfange von dreiviertel Meilen auf den Bergen lagen, zu Grunde und die es thaten, feuerten häufig in die Schlünde, daß die Wälder wiederhallten. Aber die Maronen lachten dazu, weil sie wußten woher sie Lebensmittel bekommen konnten und es ihnen Spaß machte die Feinde ihr Pulver vergeblich verschießen zu sehen. Sie hatten ihre Posten ausgestellt und diese gaben durch ihre Hörner die nöthigen Nachrichten. Ihr Glück hatte ihren Uebermuth noch vermehrt und sie noch unternehmender gemacht. Johnson und Smith hatten sich mit ihren Familien zu ihnen begeben und das Vertrauen das sie auf diese Anführer und besonders auf Johnson setzten, den sie zu ihrem oberſten Befehlshaber gewählt hatten, machte ihre Unternehmungen regelmäßiger und wirksamer und bestärkte sie in der Hoffnung, daß sie die Regierung noch zur Bewilligung vortheilhafter Bedingungen würden zwingen können.

*) Man vergleiche über diese Schlucht S. 49.

Kurz nach diesem Vorgange wurde von den Accompong-Maronen ein Kapitän, Namens Chambers, an die von Trelawneytown geschickt, um sie zu bewegen, sich der Regierung zu unterwerfen; allein seine Bekanntschaft mit dem geheimen Wege, den er gehen mußte, um zu ihnen zu gelangen, gereichte ihm zum Untergange. Er wurde bemerkt, und weil man glaubte, daß er vielleicht der Wegweiser eines feindlichen Korps seyn könnte, wurde er von Palmer erschossen und ihm der Kopf, aus Rache gegen seinen Namen, abgehauen.

Nach diesem und noch einem anderen mißlungenen Versuche, die Maronen in ihren Schlupfwinkeln zu überfallen, gieng Lord Balcarres nach Montego-Bai zurück, um dort die nöthigen Anstalten zur Fortsetzung dieses sonderbaren Krieges zu treffen, nachdem er schon zuvor die oben erwähnten Maronen, die sich an ihn ergeben hatten, dahin ins Gefängniß hatte bringen lassen. Ehe er aber abreiste, ereignete sich noch folgender Vorfall, der kurz erwähnt zu werden verdient. Es erboten sich nämlich eine Anzahl junger und thätiger Männer, die mit den Wäldern und den Wegen in denselben gut bekannt waren, weil sie oft in den Gebirgen auf der wilden Schweinejagd gewesen und dabei von Maronen nicht selten begleitet worden waren, mit einem auserlesenen Haufen schwarzer Schützen, die Maronen aufzusuchen und zu verfolgen, wo sie sie nur immer finden könnten. Der Lord hörte auch dieses Anerbieten mit Vergnügen an; allein da sie nun verlangten, daß sie der Major James bei dieser Unternehmung anführen solle,

schlug es ihnen Lord Balcarres mit der Aeußerung ab, daß bei ihm gegen James Beschwerden eingelaufen seyen, wegen deren er ihn in Untersuchung nehmen und verhören müsse. Und so unterblieb diese ganze Unternehmung.

Major James aber, der der ihm angedrohten Untersuchung ruhig und ohne Furcht entgegen sah, gieng, als er endlich nichts mehr von ihr hörte, nach Trelawney, wo er sich mit einigen der eben erwähnten jungen Männer vereinigte, um die Maronen zu verfolgen. Er kannte ihre geheimen Pfade und richtete sich besonders nach dem Geruche, den der Rauch ihrer Feuer verbreitete, und brachte seine Begleiter auf diese Art endlich bis an den Eingang von Guthrie's Schlucht. Als sie dort ankamen, redete er sie also an: „Bis hieher „könnt ihr sie verfolgen, aber nicht weiter. Hier dringt „keine Gewalt ein! und außer mir ist nie ein Weißer „weiter vorgedrungen. Es giebt zwar noch zwei andere „Zugänge zu dieser Schlucht, aber sie sind nur für Maronen gangbar. Durch keinen kann man mit den „Waffen kommen, sondern diese müssen einem von Stufe „zu Stufe nachgereicht werden. Der eine dieser Wege „liegt östlich und der andere westlich und die Maronen „werden sie gewiß gut besetzt haben, da sie wahrscheinlich vermuthen, daß ich bei euch bin. Ja, sie sehen „euch bereits, und wenn ihr nur noch fünf Schritte weiter vorrücket, so werden sie euch selbst davon überzeugen." — Kaum hatte er dies gesagt, als der Ruf des Maronenhorns erschallte, und den Ton angab, der sei-

nen Namen bezeichnete. Da er nicht darauf antwortete, rufte eine Stimme: „ob James unter ihnen sey?“ „Ist er unter euch,“ sprach die Simme,“ so laßt ihn „zurückgehen, denn wir wünschen nicht, daß ihm etwas „leides geschehe! Ihr übrigen aber, mögt immer näher „kommen und einen Kampf versuchen, wenn's euch lüstet!“ Da es ihnen aber nicht möglich war, weiter vorzudringen, zogen sie sich vorsichtig auf einem Umwege zurück und kamen so zu einem Vorposten regulärer Truppen, der von einem Offizier kommandirt wurde. James, der schon vorher nicht wohl war und sich nun nach dem beschwerlichen Wege ganz erschöpft fühlte, warf sich hier an der zu dem Wachthause führenden Treppe nieder. Da man ihn nicht kannte, wurde er von der Schildwache hart behandelt und ihm der Eintritt in das Haus versagt. So kehrte er mit zerrütteter Gesundheit in seine Heimath zurück, wo er im folgenden Jahre starb. Es ergieng aber keine Untersuchung über ihn, worüber man sich nicht wundern darf; er war ein Mann mit vielen schätzbaren Eigenschaften, dem man mit Wahrheit nichts andres als Schwäche vorwerfen konnte.

Siebentes Kapitel.

Der Krieg gegen die Maronen wird fortgesetzt, und der Obrist Fitch bekömmt das Kommando über die Truppen. — Er hat eine Zusammenkunft mit mehreren Maronen, die aber fruchtlos ist. — Er rückt weiter vor, fällt aber in einen Hinterhalt der Maronen, und wird nebst noch anderen Offizieren getödtet. — Die Fortsetzung des Krieges wird beschlossen, und General Walpole bekömmt das Kommando, und trifft Vorkehrungen die Maronen in ihrer Schlucht zu überfallen. — Sie werden auch wirklich daraus vertrieben, retiriren sich aber in eine andere. — Sie werden genöthiget auch diese zu verlassen und sich weiter zurückzuziehen, wobei sie mehrmals geschlagen werden. — Die Fortsetzung des Krieges gegen sie wird beschlossen.

Der Gouverneur hatte bei seiner Abreise nach Montego-Bai den Befehl gegeben, auch während seiner Abwesenheit den Krieg gegen die Maronen fortzusetzen und damit anzufangen, daß man sie völlig umzingelte und einschlösse. Die Ausführung des zu dieser Unternehmung entworfenen Planes übertrug er dem Obristen Fitch, der auch wirklich mit den nöthigen Truppen ausrückte, um wo möglich die Maronen aus ihrem Schlupfwinkel zu vertreiben und sie zum Gehorsam zu bringen. Er gieng daher gerade auf die Schlucht los, in der sie sich verborgen hatten, nachdem er nach allen Seiten hin Posten ausgestellt hatte, um ihnen, wo möglich, alle Wege zur Flucht zu verschließen.

Bald, nachdem er vor der Schlucht angekommen war,

zeigten sich auch Maronenhaufen auf den sein Lager beherrschenden Anhöhen, und ruften ihm zu. Er lud sie daher zu einer Unterredung ein und versicherte sie, daß sie nicht sollten gefährdet seyn, sondern daß es ihnen vielmehr frei stehen sollte, so bald sie wollten zurück zu gehen. Sie verlangten darauf, daß er seine ausgestellten Wachten zurückziehen möchte und kamen, da er dies bewilligte, sogleich zu ihm herab. Sie versicherten ihn nun, daß die Maronen bereit seyen, sich zu unterwerfen, wenn man ihnen einen unbedingten Pardon versichern und ihnen das Versprechen geben würde, daß sie nicht aus dem Lande sollten geschickt werden. Hierauf gab ihnen der Obriste Fitch die Antwort: Daß er keine Vollmacht habe, ihnen bestimmte Bedingungen zu bewilligen, daß er ihnen aber verspreche, daß keiner sein Leben verlieren solle, und daß er ihre Wünsche dem Gouverneur bekannt machen und ihnen die Antwort desselben aufrichtig mittheilen wolle. Sie erklärten ihm darauf: daß sie sich ihm ergeben wollten, wenn man ihnen gute Bedingungen bewilligen und erlauben würde, daß zwei von ihnen nach Montego-Bai gehen dürften, um zu sehen, wie es ihren gefangenen Freunden gienge. Dies wurde ihnen bewilligt und sie wählten zu diesen Abgeordneten Dunbar und Harvey, die ihre Musketen und ihre Munition auslieferten und ihre Reise antraten.

Nach Verlauf von zweien Tagen kamen sie wieder zurück und mit ihnen der alte Montague. Aber ihre Reise war fruchtlos, weil sie die Nachricht mitbrachten,

daß ihre Freunde auf einem Schiffe gefangen gehalten würden. Die Folge davon war, daß der Obriste Fitch keine Besuche von Maronen mehr bekam und daß diese beschlossen, lieber bis auf den letzten Mann zu fechten, als sich zu ergeben.

Es erfolgten nun mehrere Angriffe von beiden Seiten, bei denen die Truppen gewöhnlich den Kürzeren zogen, indem sie meistens in einen Hinterhalt der Maronen fielen. Demohngeachtet aber rückte der Obriste Fitch immer weiter vor, um die Maronen immer mehr zurückzudrängen, beförderte aber dadurch bloß seinen eigenen Untergang. Seine Leute stießen nämlich wieder auf einen Hinterhalt von Maronen, die ein so heftiges Feuer auf sie machten, daß selbst mehrere Offiziere auf dem Platze blieben. Ja er selbst wurde schwer verwundet und endlich ebenfalls durch einen zweiten Schuß todt zur Erde gestreckt, so daß die Truppen, da sie acht Todte und sieben Verwundete hatten, genöthiget waren, sich zurückzuziehen. Der Verlust derselben war bei dieser Unternehmung sehr beträchtlich und besonders darum bedeutend, weil mehrere wackere Offiziere ihren Tod dabei fanden, indeß von den Maronen kein Einziger das Leben dabei verlor.

Der unglückliche Ausgang dieser Unternehmung belehrte die Regierung bis zur Ueberzeugung, daß der Krieg gegen die Rebellen nicht als unbedeutend dürfe betrachtet werden, und sie beschloß daher die ernstlichsten Maaßregeln zur Fortsetzung desselben zu ergreifen, um

endlich doch zu ihrem Ziele, die Maronen zur unbedingten Unterwerfung zu zwingen, zu gelangen. Es wurden daher nicht nur die nöthigen Truppen beordert, sondern auch bekannt gemacht, daß jeder der einen Trelawney-Maronen tödten oder gefangen einbringen werde, dreihundert Dollars (Piaster), für jeden, zu den Maronen übergegangenen Sklaven aber, hundert und fünfzig Dollars (oder Piaster) bekommen solle, und daß für die Familien der Gebliebenen oder zum ferneren Dienste unfähig gewordenen werde gesorgt werden.

Den Oberbefehl über die Truppen, bekam der Obrist Walpole, der den Rang eines Generalmajors erhielt, und nun mit der größten Geschwindigkeit zu dem Hauptquartiere zu Trelawneytown eilte. Er fand hier die Truppen sehr muthlos, bis auf den höchsten Grad abgemattet, in schlechten Hütten und überhaupt schlecht besorgt. Seine erste Sorge war daher ihnen Muth einzusprechen und sie durch sein Beispiel dazu zu ermuntern, und ihren Bedürfnissen so gut und so schnell als es sich thun ließe, abzuhelfen. Da er mit der Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes sehr gut bekannt war, richtete er auch seine Dispositionen demselben gemäß ein, und beschloß den Krieg mit den Maronen auf ihre eigene Art zu führen. Da die natürlichen Festungswerke derselben senkrechte Gebirge und über enge Pfade hangende Felsen waren, und unübersteigliche Barrieren bildeten, so sah er wohl ein, daß er sich vertheidigungsweise halten müsse. Er besetzte daher einen weiten Umfang mit seinen Vorposten, um die nächsten Niederlassungen gehörig

schützen zu können, und die Plantagenneger in Furcht zu halten, im Fall es ihnen hätte einfallen sollen, einen Aufstand erregen zu wollen, und anstatt die Maronen einschließen zu wollen, welches eben so schwer möchte zu bewerkstelligen gewesen seyn, als die Einschließung eines auf einer Wiese frei herumschwärmenden Taubenfluges, brauchte er vielmehr die Arbeitsneger, die sein Lager umgebenden Anhöhen, die Zugänge zu der Schlucht der Maronen, und einen bei seinem Hauptquartiere liegenden Hügel, von dem aus man beinahe die ganze Schlucht übersehen konnte, von den Bäumen reinigen zu lassen.

Indessen dies mit vielem Eifer geschah, übte General Walpole die auserlesensten seiner Truppen in der Taktik die er angenommen hatte, und die im Grunde keine andere, als die der Maronen selbst war, und die den Soldaten lehrte seine Person beim Abfeuern und Laden seines Gewehres zu sichern und den Feind sicher zu treffen. Als das Terrain genugsam aufgeräumt war, detaschirte er den Lieutenant Richards mit ohngefähr siebenzig Mann leichter Dragoner zur Besetzung der Anhöhe, die zur Rechten der Schlucht lag, mit dem Befehle, zu untersuchen, ob es möglich sey, von da aus in die Schlucht hinab zu steigen, oder nicht. Die Dragoner stiegen den Hügel mit Schnelligkeit hinauf; allein sie wurden hier von den Maronen, die nicht von der Stelle wichen, muthig empfangen, und von beiden Seiten erfolgte ein heftiges Feuer, das eine ziemliche Zeit lang sehr regelmäßig unterhalten wurde, ohne daß je-

doch der einen oder der andern Partei dadurch ein großer Schade geschehen wäre. Indessen konnte man dabei doch deutlich sehen, daß sich der General in der Ergreifung seiner Maaßregeln nicht geirrt habe, und die Rebellen wurden dadurch überzeugt, daß ihre Feinde die Beschaffenheit der Gegend eben so zu benutzen verständen, als sie selbst, wenn sie sich auch schon diesmal wieder zurückzogen.

Die Maronen betrachteten nun ihre Stellung als vollkommen sicher und gegen jeden Angriff geschützt, aber der General Walpole dachte anders. Ob er gleich durch die fortdauernde Regenzeit, die indessen eingefallen war, verhindert wurde, eine große und entscheidende Unternehmung zu wagen, so war er darum doch nicht unthätig. Er stellte die nöthigen Vorposten aus, um die Maronen desto besser beobachten zu können; er ließ die Gegend fleißig untersuchen, und bediente sich seiner Verbindung mit den Accompong-Maronen, um die verborgenen Wege, die zur Guthrie's Schlucht führten, genau kennen zu lernen, und so erwarte er nur das Ende der Regenzeit, um seine Operationen mit desto größerem Nachdrucke zu beginnen.

Mit dem Anfange des Oktobers schickte ihm der Lord Balcarres die nöthigen Verstärkungen unter dem Kommando des Obristen Skinner, eines tapferen und allgemein geachteten Offiziers zu, dessen Ankunft die Truppen mit neuem Muthe belebte, und so bald die Regenzeit zu Ende war, fieng General Walpole an of-

fensiv gegen die Maronen zu agiren. Zuförderst suchte er ihnen alle Gemeinschaft mit anderen Gegenden und hauptsächlich die Wege zu allem Wasser abzuschneiden, weil er wohl überlegte, daß, wenn ihm dies gelänge, es das sicherste Mittel wäre, den Krieg zu endigen. Allein dies kümmerte die Rebellen wenig, so lange sie ihren gegenwärtigen Schlupfwinkel behaupten konnten, weil ihre Schlucht eine Quelle und auch sieben Morgen (acres) ebenes urbares Land hatte. Es war also, um zu seinem Zwecke zu kommen, schlechterdings nöthig, sie daraus zu vertreiben, und der General überzeugte sie auch bald, daß dies gar nicht so unmöglich sey, als sie sich schmeichelten. Er ließ nämlich die die Schlucht beherrschende, von den Bäumen und Gesträuchen gereinigte Anhöhe mit einer Haubitze besetzen, und Bomben in die Schlucht werfen; und dies wirkte: die Maronen wurden daraus vertrieben, und mußten sie ihrem Eroberer überlassen, der sie auch sogleich mit seinen Truppen besetzte. Als sie abzogen ruften sie: „Verdammt sey der „kleine weiße Mann! er ist viel listiger als die anderen; „er hat eine ganz neue Art zu fechten; er feuert eine „schwangere Kugel unter uns, und wenn die nun auf „dem Boden zu liegen scheint, so giebt das verdammte „Ding noch einmal von selbst Feuer auf uns. Kommt „Kinder, laßt uns fortziehen, und dann abwarten, was „sie weiter thun werden.“

Sie retirirten sich nun in eine angränzende Schlucht und schickten ihre Weiber und Kinder in eine noch entferntere. Hier verrammelten sie den Eingang mit alten

Baumstöcken und Pisangbäumen und vertheidigten sich auch wirklich bis zum nächsten Morgen darin. Allein da auch nun dahin Bomben geworfen wurden, sahen sie sich genöthigt auch diesen Zufluchtsort zu verlassen. Sie zogen sich daher auf einen Berg von ungeheurer Höhe und suchten, nun mit den Bomben schon etwas bekannter, ihre jetzige Stellung, in der sie ihnen überhaupt nicht sehr viel schaden konnten, zu behaupten. Allein ihr Schicksal wollte daß ihre Feinde auch dahin den Zugang finden sollten. Man entdeckte nämlich eins ihrer Weiber, welches Wasser geholt hatte, und folgte ihm unbemerkt, auf dem verborgenen Pfade nach, bemächtigte sich der Höhe, und trieb die Maronen hinweg, die sich nun den steilen Berg hinab und in ein enges Thal Putty-Putty-Bottom genannt und von da nach einem Platze zogen, der Ginger-Town Bottom heißt, der eine Quelle hat, von der nördlichen Reihe der Schluchten östlich liegt, und wohin vorher nur sehr wenige Maronen gekommen waren. Hier errichteten sie ihr Hauptquartier, weil sie sich von da aus leicht Lebensmittel von den Negerfeldern an den Trelawney-Bergen und Wasser verschaffen konnten. Da sie wohl voraussahen, daß man sie auch hier nicht ruhig lassen werde, so suchten sie die Truppen, die ihnen gefolgt waren, zu verschiedenen Malen zu vertreiben, aber immer ohne Erfolg, indem sie selbst immer zurückgeschlagen wurden. Indessen thaten sie doch mehrere Ausfälle und streiften im Lande umher. Ihr Hauptanführer war Johnson, ob sie gleich eigentlich vom Kapitän Charles Schaw kommandirt wurden. Johnson führte gewöhnlich

einen kleineren Haufen an als jener, aber seine Leute waren thätiger und unternehmender. Sie hatten die größten Verwüstungen angerichtet, indem sie die Niederlassungen in Westmoreland, und in der Folge Mocha, Catadupa, Lappland, Ginger-Hill, Cowdeys u. a. m. verbrannten. Er war gegen seine Leute und selbst gegen seine Söhne äußerst streng und hart, aber sie fochten doch besser als die andern, und in allen seinen Gefechten hat er nur zwei Maronen verloren. Er war äußerst hart auch gegen sich selbst. Als er einstmals mit einer Kugel verwundet wurde, schnitt er sie auf der Stelle mit seinem Messer selbst aus, und focht mit der größten Anstrengung noch lange, bis er endlich der Uebermacht weichen und sich zurückziehen mußte, welches er aber mit großer Geschicklichkeit that.

Noch waren also durch diesen Feldzug die Maronen nicht bezwungen, und darüber verbreitete sich Unruhe und Besorgniß über die ganze Insel. Dadurch wurde der Gouverneur bewogen eine Versammlung der angesehensten Pflanzer nach Falmouth zu berufen, um zu berathschlagen, wie man den Krieg am wirksamsten fortsetzen könne, allein die sämmtlichen Mitglieder derselben waren so muthlos und hatten so sehr die Hoffnung eines glücklichen Erfolges aufgegeben, daß sie sogar den Vorschlag thaten einige von den in den Eisen liegenden Maronenhäuptern als Gesandte in die Wälder zu senden, daß sie die Rebellen bewegen sollten, Frieden zu machen.

Diesem Beschlusse aber widersetzte sich General Walpole, der ebenfalls zu der Versammlung gekommen war, aus allen Kräften, und erklärte geradezu, daß er von Gesandten, die in Fesseln gewesen, schlechterdings nichts Gutes erwarten könne. Er beschwor die Versammlung das Land durch einen Schritt der Art nicht den Rebellen gleichsam auf Gnade und Ungnade zu ergeben, denen man ja dadurch zu verstehen gäbe, daß man sie als Ueberwinder anerkenne, wodurch der Saame zu künftigen Kriegen, wenn nicht zu einem schnellen allgemeinen Aufstand, gelegt werden würde. Endlich bat er, daß man ihm Zeit lassen möchte, seinen Plan zur Reife zu bringen, zumal da eine Verlängerung des Krieges um einige Wochen, dem Lande nicht zu schwer fallen werde, wohl aber dasselbe vor dem gänzlichen Untergange bewahren könne. — Diese scharfsinnigen Bemerkungen waren zu einleuchtend, als daß man ihnen hätte widerstehen können, und der General Walpole bekam nun freie Hand, seinen entworfenen Plan weiter zu verfolgen.

Um diese Zeit reichten die Maronen, die sich am eilften August ergeben hatten, eine Bittschrift ein: daß man ihnen vergönnen möchte, das Gesetz von 1791 auf sich anwenden zu dürfen, durch welches den Maronen erlaubt worden, die Gemeinschaft mit ihrem Stamme aufzugeben und sich als freie Neger in dem Lande niederzulassen, und eine gleiche Bitte thaten auch noch andere gefangene Maronen. Aber nur den letzteren wurde diese Bitte gewähret.

Man war jetzt auch vollkommen davon überzeugt, daß die Maronen nie in einiger Verbindung mit den Franzosen gestanden und die sorgfältigsten Nachforschungen nach Emissarien von St. Domingo waren fruchtlos geblieben. Die Aufmerksamkeit der ganzen Insel richtete sich daher nun bloß auf den Maronenkrieg, und da man die Art derselben Krieg zu führen schon aus Erfahrung kannte, so sah ein jeder dem nächsten Feldzuge mit bangen Erwartungen entgegen. Aber diese Besorgnisse waren vergeblich, denn die Festigkeit und der Muth des Generals Walpole rettete die Insel.

Achtes Kapitel.

Vorschlag um die Maronen aus ihren Schluchten zu jagen. — Zu diesem Zwecke unternommene Reise.

Würde man dem General Walpole kein Gehör gegeben und mit den Maronen einen schimpflichen Frieden geschlossen haben, so würde die Insel verloren gewesen seyn. Denn dadurch würden die Maronen eine große Meinung von ihrer Macht bekommen und sich der Regierung beständig widersetzt haben, wovon wahrscheinlich die Folge würde gewesen seyn, daß sich, durch ihr Beispiel gereizt, alle unzufriedene und unruhige Neger von den Plantagen zu ihnen geflüchtet und mit ihnen vereiniget hätten, und dann würde Mord und Raub die Insel verheert und ihre Bewohner ewigen Besorgnissen und

Schrecken Preis gegeben haben, so daß zuletzt Großbrittannien sein ganzes Ansehen hätte verlieren müssen, da den Maronen die ganze Reihe von Schluchten offen stand, die sich auf der Insel befinden und aus denen man sie nie ganz würde haben vertreiben können. Also bloß die Festigkeit des Generals Walpole rettete die Insel, denn der Entschluß den Krieg fortzusetzen gab zu einem Vorschlage Veranlassung, dessen Ausführung der ganzen Sache eine andere Gestalt gab.

Dieser Vorschlag kam von dem Obristen Quarrel der bis dahin bei den Truppen in den Gebirgen gegen die Maronen gedient hatte, nun aber durch seinen geschwächten Gesundheitszustand genöthiget worden war, das Hauptquartier zu verlassen und sich an das Ufer des Meeres zu begeben. Hier nun lernte er einen Spanier kennen, mit dem er sich oft über den Zustand der Insel unterhielt und der dadurch veranlaßt wurde, ihn mit einem Umstande bekannt zu machen, der seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Als nämlich die Engländer den Spaniern das Muskito-Ufer vor einigen Jahren abtraten, erlaubten die In ner den letzteren nicht Besitz von dem Lande zu nehmen, sondern sie widersetzten sich ihnen hartnäckig und richteten beinahe drei Regimenter ihrer Truppen zu Grunde. Es blieb ihnen also, um die Indianer vertreiben zu können, kein anderes Mittel übrig, als ihnen Jäger von der Insel Cuba mit ihren Hunden entgegen zu stellen. Sie ließen daher sechs und dreißig Hunde und zwölf Jäger von daher kommen und mit deren Hülfe glückte es ihnen wirklich die Muskito-India-

ner von denen an der Küste liegenden Ländereien zu vertreiben und Black-River, Bluefields und das Kap Gracios a Deos ruhig in Besitz nehmen zu können und zu behaupten.

Bei dieser Erzählung fielen dem Obristen Quarrel die Maronen ein und er glaubte, daß diese vielleicht durch eben dieses Mittel könnten gezwungen werden, ihre Schluchten zu verlassen und sich den weißen Bewohnern der Insel zu ergeben. Er theilte daher diesen Plan dem Sprecher und verschiedenen Mitgliedern des Hauses der Versammlung mit, um denselben dem Gouverneur vorzulegen. Es geschah nach einigem Widerspruch, und er wurde von der Regierung gebilliget und der Obriste Quarrel bekam selbst den Auftrag nach der Havanna zu gehen und Hunde dort einzukaufen, weßhalb ihm der Gouverneur von Jamaika ein Schreiben an den Spanischen Gouverneur mitgab, in welchem er ihn um die Erlaubniß darzu bat. Ob er gleich krank war, so schiffte er sich doch auf den Schooner, der Merkur, der zwölf Kanonen führte, und dessen Mannschaft aus vier Brittischen Matrosen, zwölf Kurassao-Negern und achtzehn Spanischen Renegaten bestand, mit seinem Freunde, dem Kapitän Gilpin und zwei Bedienten, zu Bluefield zu Ende des Monats Oktobers des Jahres 1795 ein.

Der Schooner steuerte, als er das westliche Ende von Jamaika verließ, nördlich in gerader Richtung nach dem Haven Trinidad, in welchen er einlaufen mußte, um Lootsen zu erhalten, die ihn durch die In=

seln und Bänke führten, die man Jardines del Reine (die Gärten der Königin) nennt, und ihn nach Batabano brächten, welches ein anderer Haven ist, der in einer sehr tiefen Bai der Fichten-Insel (isle of Pines) an der Südseite von Kuba, in einer Entfernung von ohngefähr fünf und vierzig Meilen von der Havanna liegt.

Als sie zu Trinidad ankamen, begab sich der Obriste Quarrel sogleich zu dem Gouverneur um ihn um Lootsen zu bitten, die sein Schiff durch die gefährlichen Gärten der Königin nach Batabano führten. Er wurde zwar sehr artig von ihm aufgenommen, aber verschiedene Tage nach einander immer auf morgen vertröstet. Endlich bekam er sie und nun lief er ungesäumt aus und gelangte bald glücklich nach Batabano. Diese kleine einsam liegende Stadt oder vielmehr Dorf, liegt an einem drei Meilen langen Sumpf, der sie von dem Meere scheidet, mit dem er durch einen schmalen Damm, der fast ganz mit Wasser bedeckt ist, zusammenhängt. In dieser Stadt lag eine Infanterie-Kompagnie und ein Detaschement von der Kavallerie, um Staffetten überbringen zu können. Der kommandirende Offizier versah ihn ohne Anstand mit den nöthigen Pferden für ihn und seine Leute und gab ihm auch die nöthige Bedeckung und Wegweiser

Obgleich der Weg nach der Havanna es sehr gut erlaubte, sich eines Fuhrwerks zur Reise zu bedienen, und mit geringer Mühe zu einer sehr guten Straße könnte gemacht werden, so bedient man sich doch bei Reisen so-

wohl als zur Fortschaffung von Waaren und anderen Sachen der Packpferde und Maulesel. Auf die nämliche Art wird auch der größte Theil des Handels zwischen der Südseite von Cuba und der Havanna geführt, und man zieht diesen Weg gewöhnlich den zur See, der bei dem Kap Antonio und den Colorados, an dem westlichen Ende der Insel vorbei geht, vor, weil auf diesem die Schiffe leicht Gefahr laufen. Aus eben diesem Grunde vernachlässigt man auch den zwanzig Meilen westlich von Trinidad liegenden Haven von Xagua fast gänzlich, den man doch zum schönsten Haven der Welt machen könnte; sein enger, zwei und sechzig Fuß tiefer und hundert Ellen (Yards) weiter Eingang wird durch ein auf einem Felsen liegendes Fort vertheidigt. Das Becken desselben ist beinahe kreisförmig und hat im Durchmesser neun Meilen und von ihm aus erhebt sich das Land allmählig bis zu einer ziemlichen Höhe und schützt ihn gegen jede Art des Windes, und auf den Spitzen der an dem Gestade liegenden Hügel erhebt eine unzählbare Menge der höchsten Cedern die Gipfel zum Himmel. Diese werden von keiner Art berührt, außer daß zuweilen ein dürftiger Fischer einen Baum von mittler Größe fällt um ihn zu einem Kanot auszuhöhlen.

Der General und sein Freund kamen mit ihrem Gefolge erst spät in der Nacht zu Besukal an und ermattet wie sie waren, war ihnen das nächste Haus das liebste zur Herberge. So elend auch das Lager war das man ihnen in demselben anbieten konnte, begab sich doch der General, der noch am Fieber litt, sogleich zur Ruhe.

Aber kaum hatte er dies gethan, als eine Menge Besucher im vollen Staate erschienen, von denen einige die bloße Neugierde andere aber der Wunsch den Fremden beizustehen, herbeigeführt hatte. Verschiedene Edelleute boten dem General eine bessere Bewirthung an und auch die Oberlehnsfrau des Ortes, die Marquise de St. Filippe und St. Jago, ließ ihn einladen, noch diese Nacht in ihren Palast zu kommen und seine Wohnung daselbst zu nehmen, allein er befand sich so schlimm, daß er nicht im Stande war die Einladung anzunehmen, sondern diese Nacht bleiben mußte, wo er war.

Der Spanier der durch seine Erzählung zuerst die Idee zu dieser Unternehmung bei dem General geweckt hatte, war aus Besukal gebürtig und selbst mit einigen Cubaischen Jägern verwandt. Deswegen hatte ihn der General als einen Führer mitgenommen und ihn, nach seiner Ankunft auf der Insel nach Besukal vorausgehen lassen, um mit seinen Freunden und der Marquise über die Sache zu sprechen und die letztere auf seine Ankunft vorzubereiten und sie geneigt zu machen, dieselbe zu unterstützen, welches ihm auch wirklich gelungen war.

Als sich der General des andern Morgens wieder etwas erholt fühlte, eilte er die Einladung der Marquise anzunehmen. Um nach ihrem Palaste zu kommen, mußte er durch eine beträchtliche Stadt gehen, die ohngefähr eine Meile in der Länge hatte, bis er zu einem sehr grossen Gebäude gelangte, das dem äußeren Ansehen nach eine ziemliche Aehnlichkeit mit einem Gefängnisse hatte,

das er aber im Inneren vortrefflich eingerichtet und mit allem versehen fand, was es angenehm machen konnte, so, daß es einen großen Eindruck machte.

Die Marquise empfieng ihn und seinen Freund mit vieler Höflichkeit und Gastfreundlichkeit und bezeigte sich überhaupt sehr gütig. Der mehr erwähnte Spanier, dessen Name Pedraßo war, diente ihnen bei ihrer Unterhaltung als Dolmetscher und durch ihn machte der General die Marquise mit der Ursache und der Absicht seiner Reise bekannt und bat sie sein Gesuch zu unterstützen und den Gouverneur zu bewegen, daß er erlaubte daß er einige Hunde kaufen dürfte und daß ihn einige Bewohner von Besukal nach Jamaika begleiteten, um in dem Kriege gegen die Maronen zu dienen. Um sie noch mehr für die Sache zu gewinnen, wurden ihr die von der Regierung zu Jamaika ergangenen Proklamationen, die Belohnungen für erlegte oder eingebrachte Maronen betreffend, vorgelesen und sie nahm auch keinen Anstand das Gesuch zu bewilligen, sondern sie versprach vielmehr ihren ganzen Einfluß anzuwenden, um dem General Jäger und Hunde zu verschaffen.

Besukal ist eine beträchtliche Stadt, indem sie gegen fünftausend Einwohner hat, von denen zwei Drittheile Mulatten, Quadronen, oder andere Mittelgrade zwischen den Weißen und den Schwarzen sind. Die Stadt mit einem Gebiete von vielen Meilen rings um sie her, auf welchem die Städte St. Filippe und St. Jago liegen, steht unmittelbar unter der Herrschaft der

Marquise, die ihre eigene Gerichtsbarkeit hat, in die sich die Regierung zu Havanna nicht mischen darf. Sie dirigirt alle Zweige der Regierung, hält unabhängige Gerichtshöfe und übt in allem was die inneren Angelegenheiten und die Regierung ihres unabhängigen Marquisats betrifft, die höchste Oberherrliche Gewalt aus, die sie als ein Erbrecht besitzt. Der Betrag ihrer Revenuen ist unbekannt, aber man versichert, daß sie außerordentlich reich sey. Das Volk fühlt sich unter ihrer milden Regierung sehr glücklich, indessen scheinen doch die Bewohner ihrer Städte nicht sehr wohlhabend zu seyn, obgleich die Kirchen, unter denen sich verschiedene Klöster befinden, reichlich begabt sind. Die Marquise hat einen zahlreichen Hofstaat und ist von einem ziemlichen Glanze umgeben, der aber doch nicht mehr so groß ist als er war, da sich ihr Gemahl noch bei ihr befand. Dieser heurathete sie als ein junger Edelmann, da sie kaum vierzehn Jahre alt war. Er befand sich aber, als sich der General in Besukal aufhielt, wegen eines Rechtshandels in Madrid, wohin er schon vier Jahre zuvor gereist war und eine Bedienung bei dem Hofe angenommen hatte. Sie hatten einen Sohn von sechzehn Jahren, der die erbliche Obristenwürde eines Regimentes besaß, das damals zu Metanzos stand. Der häusliche Zirkel der Marquise war also klein, indem er bloß aus ihrer sechsjährigen Tochter und ihrer Kusine, welche sechzehn Jahre alt war, bestand. Ihr Beichtvater war beständig in ihrem Palaste und machte, nebst einem Französischen Offizier L'Epée ihre ganze Gesellschaft aus.

Der General, der mit Eifer wünschte, sein Geschäfte zu beendigen, verließ Besukal, in Gesellschaft seines Freundes und seines Führers Pedraßo, so bald als es ihm möglich war und langte den dritten November zu Havanna an. Der Gouverneur Don Louis de las Casas nahm ihn auf eine sehr schmeichelhafte Art auf, indem er ihm, nach der unter den Vornehmen des Landes üblichen Sitte, seine Börse und seine Tafel anbot. Auch bezeugte er dem General seine Bereitwilligkeit, ihn bei seinem vorhabenden Geschäfte zu unterstützen und ertheilte ihm die Erlaubniß, sich die nöthigen Hunde kaufen zu dürfen.

Neuntes Kapitel.

Die Proklamation die Einbringung der Maronen betreffend, wird in das Spanische übersetzt und in die Gebirge von Besukal gesendet, wo sie eine gute Wirkung auf die königlichen Jäger macht. — Der General reiset von Havanna ab und geht nach Besukal zurück. — Er verläßt Besukal um sich mit seinen Jägern einzuschiffen, die sich ihm aber widersetzen. — Rückfahrt.

Der General befand sich kaum eine sehr kurze Zeit zu Havanna, als er die Nachricht empfieng, daß das Schiffsvolk des Schooners einen Aufstand erregt habe, und daß man befürchten müsse, daß die Absicht desselben sey, sich des Schiffes zu bemächtigen und mit ihm davon

zu segeln, indem der Kapitän und die drei Brittischen Matrosen als Gefangene behandelt würden. Er wendete sich in dieser Verlegenheit sogleich mit der Bitte an den Gouverneur, ihm zu erlauben, so viel Brittische Matrosen nach dem Schiffe senden zu dürfen, als er bekommen könnte, die ihm auch sogleich gewährt wurde. Er war auch so glücklich, bald achtzehn Mann zusammen zu bringen, die er unverzüglich nach dem Fahrzeuge absendete, und die auch glücklicherweise noch zeitig genug zu der Rettung desselben anlangten.

Dieser Vorfall mußte natürlich für den General ein Bewegungsgrund werden, sein Geschäfte, sich so bald als möglich Jäger zu verschaffen, noch eifriger zu betreiben. Er ließ daher die Proklamation durch welche denen, die Maronen todt oder lebendig einbringen würden, angemessene Belohnungen versprochen wurden, in das Spanische übersetzen und schickte sie nun in die Gebirge von Besukal, indem er ihr zugleich die Artikel beifügte, die einem mit den Jägern abzuschließenden Vertrage sollten zum Grunde gelegt werden. Beides wurde von Pedraßo dahin gebracht, und da auch die gute Marquise ihren Einfluß zur Unterstützung der Sache verwendete, wurden die Jäger bald dafür gewonnen.

Der General fand überhaupt in der Havanna die beste Aufnahme, und war so glücklich, daß sich mehrere der Angesehensten der Stadt seiner Angelegenheit annahmen. Er verdankte die Bekanntschaft derselben der Empfehlung eines Englischen Kaufmanns, Namens

Allwood, der hier wohnte und mit den wichtigsten Männern der Stadt in Verbindung stand. Besonders verhalf er ihm zu der Bekanntschaft von Don Manuel de Seias, dem Alcade Provinziale, der sechs und dreißig Jäger kommandirte, die in des Königs Sold waren. Die Bestimmung dieser Jäger ist das Land zu durchziehen und alle Verbrecher aufzugreifen und einzubringen, und sie verfehlen auch nur selten ihre Absicht, indem auch der listigste Verbrecher nicht im Stande ist, ihnen zu entgehen, weil er gewiß von ihren Hunden aufgespürt wird.

Diese Hunde der königlichen Jäger, die diese immer bei sich führen, sind vollkommen gut zu ihrem Zwecke abgerichtet, das heißt: sie tödten nie den sie fangen, wenn er sich ihnen nicht widersetzt. Wenn sie einen Flüchtigen erreichen, so bellen sie ihn so lange unaufhörlich an, bis er stille steht; dann legen sie sich vor ihm auf die Erde nieder, und grinsen ihn fürchterlich an, so bald er nur die geringste Bewegung macht. In dieser Lage bleiben sie, bis die Jäger, die sie durch wiederholtes Anschlagen gleichsam herbeirufen, kommen und sich ihres Gefangenen bemächtigen. Jeder Jäger ist verbunden drei solche Hunde auf seine Kosten zu halten, die ihm keine geringe Ausgabe verursachen. Jagen kann aber jeder eigentlich nur mit zweien derselben. Diese Menschen leben beständig mit ihren Hunden zusammen und sind unzertrennlich von ihnen. Wenn sie daheim sind, liegen die Hunde an der Kette, und auch wenn sie mit ihren Herren ausgehen, wird ihnen beständig ein Maul=

korb angelegt und sie werden nie anders von dem Seile losgelassen, als wenn sie angreifen sollen. In ihrer Gesellschaft befinden sich allezeit einige kleine Hunde, die man Sucher nennt, deren Geruch sehr scharf ist und die jede Spur auswittern und verfolgen. Rätten und Hündinnen jagen gleich gut und die Jäger ziehen nie mehr von ihnen auf, als sie nothwendig halten müssen. Diese Gattung von Hunden ist zwar nicht so fruchtbar als andere gewöhnliche Hunderassen, aber sie ist dagegen unendlich viel stärker und kühner. Sie haben die Größe eines sehr großen Hundes, aufgerichtete, gewöhnlich an den Spitzen gestutzte Ohren und die Nase läuft nach vorne zu spitzig aus, wird aber nach dem hinteren Theile des Rachens zu viel breiter. Ihre Haut ist viel härter, als die Häute der meisten Hunde, und so müssen auch alle übrigen Theile ihres ganzen Körpers viel fester und stärker seyn, weil sie sonst unter den heftigen Schlägen erliegen müßten, die sie bekommen, wenn sie abgerichtet werden. Einige, aber nicht viele, haben auch eine stumpfere Nase, und diese sind auch stärker.

Der Jäger selbst führt keine anderen Waffen, als ein langes, gerades Messer, das das Schwerd eines Dragoners an Länge übertrifft, zweimal so dick ist als dies, und einige Aehnlichkeit mit einem flachen eisernen Stabe hat, der an seinem unteren Ende scharf ist, und zwar achtzehn Zoll lang so scharf als ein Barbiermesser. Die Spitze ist einem alten Römerschwerdte nicht unähnlich. Der Stahl, woraus die Klinge besteht, ist vortrefflich und wird zu Guanabacoa, ohngefähr drei

Meilen von der Havanna, bereitet. Der Griff hat keinen Bügel, aber Kerben, in welche die Finger zu liegen kommen und ist der Größe der Hand angepaßt. Diese Jäger stehen unter einem Offizier von hohem Range, nämlich dem Alcalde Provinziale, und werden außer den Belohnungen, die sie für besondere Fälle und außerordentliche Dienste bekommen, von der Regierung gut besoldet. Sie sind ein sehr kühner, tapferer und verzweifelter Menschenschlag, bis zum Eigensinn ehrlich und außerordentlich treu.

Ein Korps dieser Menschen hält sich nun auch zu Besukal, innerhalb der Gerichtsbarkeit der Marquise auf. Diese stehen nicht im Solde des Königs, sondern werden, wie die Maronen zu Jamaika, hauptsächlich dazu gebraucht, die Gebirge dieses großen Landes rein zu halten, entlaufene Neger einzufangen, wofür sie eine festgesetzte Belohnung empfangen, und alle Negerhaufen anzugreifen, die sich in feindlichen Absichten zusammenrottiren. Das letztere geschieht allerdings zuweilen, weil die Neger auf den Spanischen Plantagen streng behandelt werden. Denn ob man sie gleich bei anderen und besonders bei häuslichen Verrichtungen und Diensten gütig behandelt und sie dann ein sehr bequemes Leben führen, so muß man doch auch gestehen, daß auf den Niederlassungen der Stand eines Sklaven ein harter Stand ist. Die gefährlichsten Unruhen aber sind durch die Spanische Frömmigkeit veranlaßt worden. Viele der größesten und besten Zuckerplantagen auf der Insel Cuba gehören den verschiedenen geistlichen Orden, und

diese sind nicht selten die habsüchtigsten Pflanzer. Unter dem Vorwande, einen strafbaren Umgang beider Geschlechter zu verhindern, haben einige derselben den frommen Entschluß gefaßt, bloß männliche Neger zu kaufen; ein Entschluß, der, wenn nur die guten Väter so ehrlich seyn wollten es zu gestehen, seinen Ursprung gewiß in der sehr irdischen Politik: Quaerenda pecunia primum est, hat, indem es einleuchtend ist, daß Männer mehr als Weiber arbeiten können. Schon oft haben diese unglücklichen Neger, dadurch daß man sie zwingen will, einen der mächtigsten Naturtriebe bei sich zu ersticken, zur Verzweiflung getrieben, Einfälle in nahe liegende Pflanzungen gethan, sich der Weiber bemächtigt und sie in die Gebirge entführt. Um sich hier desto besser sichern zu können, überfielen sie einige Spanier, tödteten sie und verschafften sich auf diese Art einige Flinten, Lanzen und Säbel und wagten es nun, sich zu vertheidigen. Aber vergeblich! Nur einige Jäger von Besukal mit ihren Hunden waren erforderlich, um sie jederzeit zu überwältigen.

Kein Neger auf der Erde ist im Stande der anhaltenden Thätigkeit der Jäger zu entgehen, und ihre Enthaltsamkeit ist so groß, daß es für jeden nur einiger Unzen Salzes bedarf, um Monate lang von Kräutern und mehligten Nahrungsmitteln in den Wäldern zu leben. Sie trinken nichts lieber als Wasser, das, wenn sie von Quellen entfernt sind, die wilde Ananas, die schwarze und die Trauben-Weide, die ohngefähr zwei Zoll im Durchmesser haben, und die Wurzeln des Baumwol-

lenbaumes ihnen reichlich liefern. Wenn man von dem dünneren Theile der Wurzel des letzteren, wo sie in der Dicke eines Mannsschenkels zuläuft, sechs Fuß aufreißet, so bekömmt man mehrere Gallonen Wasser. Auch in der größten Dürre sucht man selten vergeblich bei diesen Quellen Hülfe. Um die wilde Ananas zu erhalten, müssen sie auf Bäume steigen, das sie aber mit der Geschwindigkeit eines Affen thun. Diese Pflanze ist nämlich eine Schmarozerpflanze und wächst also auf einem Baume. Die Blätter derselben sind so gebildet, daß sie wie Rinnen das Regenwasser auffangen können, das sie dann in ein an ihrer Basis befindliches Behälter führen, wo es gegen die Sonne geschützt ist, und man es immer erquickend kühl und frisch findet. Die geschwindeste und leichteste Art aber in den Wäldern sich Wasser zu verschaffen, ist das Abhauen der schwarzen und Traubenweiden, welches nicht so viel Zeit erfordert, als das Trinken aus einer Quelle. Der Jäger hauet nämlich die Weide ohngefähr zwei Fuß über der Erde mit seinem Messer ab und nimmt das untere Ende derselben in den Mund, oder steckt es in den Rachen seines Hundes, wenn dieser Durst zu erkennen giebt, dann hauet er die Weide sechs Fuß höher noch einmal durch, wobei er das obere Ende aufwärts hält. Indem nun die Luft oben hinein dringt, so bekömmt er durch die porösen Fiebern der Weide beinahe ein Maaß (quart) erquickend kühles Wasser.

Bekömmt der Jäger Lust ein Stück Fleisch zu verzehren, so weiß er sich solches auch sehr leicht zu verschaffen.

Er darf nur den kleinen Sucher anhetzen, so treibt er ihm sehr bald ein wildes Schwein auf, die in den Wäldern häufig anzutreffen sind, das dann der Jäger leicht mit seiner Lanze durchbohren kann, da sich die Schweine in einem solchen Falle gewöhnlich hinter dem Stamme eines Baumes zu verbergen suchen. Das Wildpret wird dann zerlegt, und von ihm so viel als man zu brauchen denkt, gerippt, mit Salz bestreut und geräuchert und dann mit einigen gewürzhaften Blättern belegt, die nicht nur den Wohlgeschmack desselben erhöhen, sondern auch dazu beitragen, daß es sich länger hält. So kann es denn Monate lang aufbewahrt werden und wird dann von den feinsten Schmeckern für einen köstlichen Leckerbissen gehalten, und es ist im Grunde dasselbe, was das bereits erwähnte Gericht der Maronen ist. Was der Jäger von der Beute nicht zu brauchen gedenkt, giebt er seinen Hunden. Die Verfolgung des Wildes ist aber ausschließlich das Geschäfte des Suchers, der aber auch selbst dies nicht anders thut, als wenn sein Herr ihn anhetzt; die größeren Hunde dagegen sind so dreßirt, daß sie vor einem Schweine vorüber gehen, ohne das geringste Zeichen davon zu geben, daß sie es auch nur bemerkten, und würde einer ein solches Schwein auch nur anbellen, so würde er heftig dafür gezüchtiget werden. Ueberhaupt schlagen die Jäger ihre Hunde ganz unbarmherzig mit der breiten Seite ihrer schweren Messer. Wenn die Hunde sollen gebraucht werden, so werden ihnen die großen Ketten, an denen sie liegen, abgenommen und durch ein leichtes, gutgedrehtes baumwollenes Seil ersetzt, das mit dem einen Ende an dem

Maulkorbe und dem Halsbande des Hundes, mit dem anderen aber an dem Gürtel des Jägers befestigt ist. Alles aber wird den Hunden abgenommen, so bald sie einen Flüchtigen verfolgen sollen. Dann wickelt sich der Jäger das Seil mit dem Halsbande und dem Maulkorbe um den Leib, zieht sein Schwerdt bloß und eilt beinahe eben so geschwind als seine Hunde dem Flüchtigen nach, wobei er oft genöthiget ist den Hunden aus dem Gesträuche heraus zu helfen, worein sie sich nicht selten verwikkeln. Das größte Opfer aber, daß dann der Jäger seinem Dienste bringen muß, besteht darin, daß er sich seiner Cigarre nicht bedienen kann, weil ihn der Rauch derselben durch seinen Geruch, der sich wegen der in der Luft herrschenden Stille lang erhält und leicht verbreitet, verrathen würde. Sonst aber sieht man selten einen Jäger anders als mit der Cigarre in dem Munde.

Daß der Anzug eines solchen Jägers ziemlich einfach seyn werde, wird man sich leicht vorstellen wenn man bedenkt, daß der, welcher ihn trägt, nicht ein Mann nach der Mode ist und unter einer senkrecht auf ihn strahlenden Sonne lebt. Man denke sich also einen Mann mit einer Spanischen Gesichtsbildung, die zwar dunkelbraun aber seelenvoll ist, von mehr als mittler Größe und schmächtig, ohne mager zu seyn; diesen kleide man in Gedanken in ein Hemde von gewürfeltem Zeuche (check), das um den Hals her, von welchem ein Kruzifix herabhängt, ausgeschnitten ist, so daß es ihn bloß läßt; gebe ihm ein Paar lange, ebenfalls von gewürfeltem Zeuche verfertigte Hosen; bedecke seinen Kopf mit

einem sehr leichten Hute von Stroh oder schmalen Binsenfäden geflochten, dessen Rand sieben bis acht Zoll breit ist und der einen hohlen runden Napf hat; umgürte ihn mit seinem bereits beschriebenen Gürtel und Schwerdte, gebe ihm an die Füße ein Paar Schuhe von ungegerbtem Leder, knüpfe an seinen Gürtel die baumwollenen Seile und denke sich an sie seine Hunde gebunden — und man hat ein vollständiges Gemälde von einem Jäger von Cuba.

Wenn sich die Jäger in den Wäldern befinden, bedienen sie sich, statt der erwähnten ungegerbten Schuhe, noch einer ganz besonderen Fußbekleidung, die jenen weit vorzuziehen ist. Wenn nämlich der Jäger ein wildes Schwein erlegt hat, so zieht er von den Schenkeln desselben die Haut ab, zwängt seinen Fuß sogleich so weit in dieselbe hinein, als es ihm möglich ist, macht unmittelbar über dem Fuße einen kleinen Einschnitt oder Schlitz in dieselbe und schneidet sie dann so ab, daß ihm noch genug übrig bleibt, um den unteren Theil des Schenkels und die Knöchel damit bedecken zu können, welche Theile damit umwickelt werden. Die weiche, biegsame Haut formt sich bald nach dem Fuße und bekömmt so die Gestalt eines engen kurzen Halbstiefels, der wie ein Handschuh an dem Fuße anschließt und über die Zehen hinaus noch eine zwecklose Verlängerung, den Modeschuhen unsrer Schönen nicht unähnlich, hat. Diese Art von Fußbekleidung hält Wochen ja Monat lange Märsche aus, so bald sie aber nur einmal abgelegt wird, wird die Haut so trocken, daß sie einschrumpft

und unbrauchbar wird. Es werden auch dergleichen Halbstiefel, die bis an die Wade reichen, von getrockneten Häuten gemacht, aber sie sind weit und hart und fügen sich nicht nach dem Fuße.

Die Besukalischen Jäger hatten nicht über siebenzig gehörig abgerichtete Hunde; zwar besaßen sie deren überhaupt eine viel größere Anzahl, aber sie waren nicht wie jene dressirt, und würden jeden, auf den sie gehetzt würden, umbringen. Sie springen ihrem Opfer an die Kehle oder fassen es an irgend einem anderen Theile des Leibes und lassen es dann nicht eher wieder los, als bis sie in Stücken zerhauen worden. Indessen werden die Hunde höchst selten, wenn es anders jemals geschieht, eher gebraucht, als bis sie völlig abgerichtet sind.

Mit diesen Jägern nun schloß der General Quarrel einen Vertrag folgenden Inhaltes.

Die Unterzeichneten machten sich verbindlich, jeder mit drei Hunden nach Jamaika zu gehen, um daselbst Neger zu jagen und einzufangen; sie erwarten von der Regierung daselbst den etwa erforderlichen Beistand durch Truppen, und mit Waffen und Munition versehen zu werden; sie machen sich zu einem Aufenthalte von drei Monaten verbindlich, von dem Tage ihrer Einschiffung zu Batabano an gerechnet, und sind mit dem Solde von zweihundert Dollars (Piaster), für jeden, zufrieden, jedoch so, daß die eine Hälfte desselben sogleich, die andere Hälfte aber erst nach Verlauf der drei Monate be-

zahlt wird; außer diesen zweihundert Dollars trägt die Regierung von Jamaika alle Ausgaben, die die Unterhaltung derselben, sowohl im kranken als im gesunden Zustande erfordert; sollte ihre Anwesenheit nach Ablauf der festgesetzten Zeit noch länger nöthig seyn, so soll es ihnen frei stehen, einen neuen Vertrag zu schliessen, und im Fall einer von ihnen wünschen sollte, sogleich nach Batabano zurückzukehren, so soll die Regierung verbunden seyn, für die Ueberfahrt desselben zu sorgen u. s. w.

Als dieser Vertrag von beiden kontrahirenden Theilen unterzeichnet war, schickte der General die einem jeden Jäger voraus zu zahlenden hundert Dollars auf Maulthieren in die Gebirge von Besukal und hoffte nun nächstens absegeln zu können.

Allein seine Hoffnung wurde getäuscht und er hatte, ehe er wirklich abreisen konnte, noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die die Ausführung seines Planes sogar unmöglich zu machen schienen. Nämlich jetzt erst, da sein Paß von dem Gouverneur mußte unterzeichnet werden, bat er diesen, zu erlauben, daß er außer den Hunden auch noch zwanzig Jäger mitnehmen dürfe, deren Namen er ihn mit in dem Passe zu verzeichnen ersuchte. Aber der Gouverneur wollte ihm schlechterdings nicht mehr als sechs Jäger mitzunehmen gestatten. Dies setzte den General in eine große Verlegenheit, weil diese Anzahl durchaus nicht hinreichend war, die Hunde gehörig zu warten. Er bestürmte daher den Gouverneur mit

seinen Bitten um die Erlaubniß mehrere Jäger mitneh=men zu dürfen, so sehr, daß er ihm endlich einen Paß auf zehen derselben gab, und nun eilte er Havanna zu verlassen und nach Besukal zu kommen.

Hier wurde er von der Marquise wieder sehr gut aufgenommen und sie bewilligte ihm dreißig Jäger, mit denen er ebenfalls einen Vertrag schloß und sie beorderte, nach einer kleinen, in dem erwähnten Moraste, östlich von Batabano und in der Nähe des Havens liegenden Insel zu gehen, wohin er auch die Jäger aus den Ge=birgen der Havanna beschieden hatte, so daß er glaubte, nun ohne Aufschub nach Jamaika abreisen zu können. Allein seine Jäger waren nicht so begierig dies zu thun als er selbst, und er sah sich wirklich ge=nöthiget erst noch einen Tanz derselben abzuwarten und deshalb noch eine Nacht in Besukal zu bleiben. Mit anbrechendem Tage giengen jedoch seine Leute nach dem ihnen bestimmten Sammelplatze ab, auf dem sich auch die aus den Gebirgen der Havanna eingefuuden hat=ten, und wohin er selbst ihnen bald nachzufolgen gedachte. Nachdem er Abschied von der Marquise genommen hatte, brach er auch sogleich nach Batabano auf und gieng von da nach der erwähnten Insel, in der angenehmen Hoffnung, des andern Tages von Cuba absegeln zu können. — Aber diese Hoffnung wurde abermals ge=täuscht und er fand bei seiner Ankunft, daß er gerade nun erst noch die größten Schwierigkeiten werde zu über=winden haben.

In dem von dem Gouverneur erhaltenen Passe nämlich, hatte er statt von zehn königlichen Jägern die Namen zu verzeichenn, dies nur von sechs derselben gethan und an die Stelle der vier fehlenden, die Namen Pedraßo's und noch dreier ihm ergebener Spanier gesetzt. Dies hatten die königlichen Jäger erfahren und weigerten sich deshalb sich einschiffen zu lassen, weil, wie sie sagten, sie dadurch Gefahr liefen nach ihrer Zurückkunft auf der Insel Cuba aufgehängt zu werden, da es keinem erlaubt sey, dieselbe ohne Paß zu verlassen. Auch der zu Batabano kommandirende Lieutenant der ebenfalls diesen Umstand erfahren hatte, war ihrer Meinung und wollte die Einschiffung derselben unter keiner Bedingung gestatten, ja, er hatte sogar, als ihm der Vorgang bekannt wurde, einen seiner Dragoner nach der Havanna abgeschickt, um sich Verhaltungsbefehle von dem Gouverneur zu erbitten und bis diese angekommen wären, wollte er schlechterdings nichts von einer Einschiffung hören. Alles wurde angewendet ihn anderes Sinnes zu machen, aber der Mann blieb unbestechlich und versicherte, daß ihn nichts vermögen werde seiner Pflicht ungetreu zu werden.

Nicht so edel dachte der von ihm abgeschickte Dragoner. Der General nämlich, der jetzt wohl sah, daß er sich nicht anders als durch eine List aus seiner Verlegenheit retten konnte, sandte diesem seinen treuen Pedraßo nach, um ihn wo möglich einzuholen und ihm eine Summe Geldes anzubieten, wenn er sich bereden ließe, nicht nach der Havanna zu gehen, im Fall er

aber unbestechlich sey, ihn mit Gewalt zurück zu halten, weshalb er ihm einen der königlichen Jäger, den er für seinen Plan gewonnen hatte, zum Begleiter gab. Pedraßo selbst aber sollte dann nach der Havanna eilen, um durch Vermittelung des Englischen Kaufmanns Allwood die Erlaubniß des Gouverneurs auszuwirken, daß der General mit allen bei sich habenden Jägern absegeln dürfe.

Der Anschlag glückte. Der Dragoner wurde wirklich eingeholt, empfieng sein Sündengeld, verließ sein Pferd und Pedraßo eilte nach der Havanna, voll der angenehmen Hoffnung die Erlaubniß des Gouverneurs zu der Abreise der Jäger zu erhalten. Allein die Erfüllung dieser Hoffnung war noch nicht so nahe als er glaubte. Der Zufall wollte nämlich, daß er bei seinem Eintritte in die Stadt, dem Gouverneur begegnete und von ihm erkannt wurde und da dieser glaubte daß er sich, nach erhaltener Belohnung, heimlich von dem Generale entfernt habe, gab er, ohne ihn erst zu verhören, sogleich den Befehl, ihn auf der Stelle gefangen zu setzen. Dies geschah, und er würde vielleicht seine Freiheit lange nicht wieder bekommen haben, wenn er nicht so glücklich gewesen wäre, dem Freunde seines Generals Nachricht von seiner unglücklichen Lage geben zu können. Dieser eilte nun durch einen bei dem Gouverneur in großem Ansehen stehenden Spanischen Herrn, den Gouverueur versichern zu lassen, daß Pedraßo mit Bewilligung und in Aufträgen des Generals zurück gekommen sey und daß er auch nach Vollziehung seiner Aufträge wieder zu ihm zurück-

kehren werde. Der Gouverneur bewilligte hierauf seine Befreiung, und Allwood rieth ihm so schnell als möglich zu dem General zurück zu eilen und ihm in seinem Namen zu sagen, daß er sich aus seiner Lage so gut als möglich zu wickeln suchen solle, weil er überzeugt sey, daß man von dem Gouverneur nichts mehr erhalten werde, als was er bereits bewilliget habe. Um ihm aber seine Einschiffung zu erleichtern, gab er Pedraßo ein Zeugniß mit, daß er auf Befehl des Gouverneurs sey verhaftet worden, weil dieser geglaubt habe, daß er ohne Erlaubniß des Generals zurückgekommen sey, daß er ihn aber, nachdem er seine Unschuld erwiesen, wieder auf freien Fuß habe stellen lassen und ihm mit der Ordre zurück zu gehen befohlen habe, daß sich alle Jäger ohne Ausnahme sogleich einschiffen sollten, wenn sie sich nicht einer harten Strafe wegen ihrer Widersetzlichkeit aussetzen wollten. — Pedraßo eilte also zurück und bald nach ihm erschien auch der königliche Jäger wieder mit einer Namensliste aller seiner Kameraden und mit der Versicherung, daß ihm der Alcalde Provinciale aufgetragen habe ihnen zu sagen, daß er selbst in den Haven kommen und jeden ins Gefängniß werfen und strafen lassen werde, der sich weigere den Befehlen des Generals zu gehorchen.

Diese Nachricht that zwar die gewünschte Wirkung auf die Jäger, aber der Lieutenant blieb noch immer unbeweglich und bestand darauf, daß er seine Erlaubniß zur Einschiffung nicht eher geben könne, als bis der abgeschickte Dragoner mit Verhaltungsbefehlen von dem Gouverneur für ihn, zurückgekommen sey. Da nun der Ge-

neral wohl wußte, daß dieser nie zurückkommen werde, blieb ihm kein anderes Mittel zu seiner endlichen Befreiung übrig, als zu versuchen die Wachsamkeit des Lieutenants einzuschläfern und sich heimlich mit seinen Leuten einzuschiffen. Es glückle ihm auch wirklich ihn dadurch sicher zu machen, daß er sich stellte als habe er einen so heftigen Anfall vom Podagra bekommen, daß es ihm unmöglich sey auch nur einige Schritte zu gehen. Er benutzte die Nacht um aus der Stadt zu kommen und gelangte glücklich an das Gestade, wo er seine Jäger schon versammelt und alles zur Einschiffung vorbereitet fand.

Daß diese selbst aber nicht eben das leichteste Geschäft war, wird man sich leicht vorstellen können, wenn man bedenkt, daß mehr als hundert große Hunde mußten auf das Schiff gebracht werden, und daß man, um an dasselbe zu gelangen, wohl zwei hundert Ellen weit durch das Wasser waden mußte, weil dies zu seicht war, um Boote tragen zu können. Aber auch diese Schwierigkeit wurde überwunden; und man trug die mit schweren Ketten belasteten Hunde, weil sie durchaus nicht durch das Wasser gehen wollten, in den Armen durch dasselbe in den Schooner. Mit Aufgang der Sonne war alles eingeschifft und das Fahrzeug stieß vom Lande.

Allein ehe sie sich ganz davon entfernen konnten, geriethen sie zu verschiedenen Malen auf den Grund, so, daß sie sich nur mit der größten Anstrengung mit eintretender Fluth wieder flott machen konnten und erst am dritten Tage gelang es ihnen aus den gefährlichen Går-

ten der Königin heraus zu kommen, woran sie bisher besonders durch heftige widrige Nordwinde *) waren gehindert worden. Als der Schooner eben unter Cayo Blanko vor Anger lag, segelte ein kleines Kauffahrteischiff an ihn heran, um etwas Wasser von ihm zu erhalten, weil, wie die Mannschaft versicherte, sie sich von der Quelle auf der einen der dort herum liegenden kleinen Inseln, nicht damit versehen könnten, indem sich ein Krokodill auf derselben befände. Da der General wünschte eines dieser Thiere zu erhalten, schickte er sechs seiner Spanischen Jäger, mit ihren Schwerdtern und Lanzen bewaffnet, auf die Insel, um dasselbe zu tödten und es dann an Bord zu bringen; aber der Versuch lief, wie Pedraßo voraus gesagt hatte, fruchtlos ab, denn die Jäger kamen mit Lücken in ihren Schwerdtern, und krumm gebogenen Spitzen ihrer Lanzen zurück. Nach Pedrasso's Versicherung, kann man das Krokodill dann am besten tödten, wenn man ihm einen Huth vorwirft, weil es diesen sogleich faßt und herum schleudert, ohne ihn wieder fahren zu lassen; diesen Hut muß nun derjenige, der das Thier erlegen will, ergreifen unt mit demselben den Kopf des Krokodills so in die Höhe ziehen, daß dadurch der einzige verwundbare Theil des Körpers desselben, der zwischen der Kehle und der Brust befindlich ist, entblößt wird, den er nun zu durchbohren suchen muß.

*) In den Monaten November und Dezember, weht der Wind oft eine kurze Zeit aus Norden, und ist gewöhnlich von Regen begleitet. Diese zufälligen Winde nun werden Nordwinde genannt.

Das eigentliche Krokodill ist wesentlich von dem Kaiman oder Alligator verschieden. Das Krokodill wird nicht über sieben oder acht Fuß lang, ist nicht so schwerfällig und greift Menschen und Thiere an. Der Alligator hingegen, wird sechzehn bis siebenzehn Fuß lang, ist schwerfällig, furchtsam und flieht vor dem Menschen, ob er sich gleich zuweilen Hunde, Schafe und anderer schwacher Thiere bemächtigt. Die Spanier versichern, daß man da, wo es Alligators gebe, nie Krokodille finde. Die ersteren findet man häufig auf den südlichen kleinen Inseln (Keys), welche sumpfig sind und in den Sümpfen der Hauptinsel, wo sie sich von Krabben und Fischen, die die Fluth in Menge zurück läßt, nähren. Die Krokodille dagegen, sieht man auf den trockneren sandigen kleinen Inseln der Gärten der Königin und an der entgegengesetzten Küste, und besonders auf der Fichteninsel (isle of Pines) wo man sie oft in den niedrigen Ebenen in einiger Entfernung von dem Wasser findet.

Die fernere Fahrt des Schooners war glücklich und er landete am vierzehnten Dezember in der Bai Montego, wo er unter dem Schutze einiger Amerikanischen Fahrzeuge und der Batterien des Ufers vor Anker gieng.

Der Obriste Quarrel war sieben Wochen abwesend gewesen und bei seiner Ankunft war daher sein aufrichtiger Wunsch, daß der Krieg mit den Maronen möchte geendiget und der Beistand seiner Cubaischen Jäger unnöthig geworden seye. Allein man gab ihm die unangenehme Nachricht, daß dieses keineswegcs der Fall

sey, sondern daß vielmehr die Truppen beträchtlich gelitten und daß die Militz abgemattet und des Krieges überdrüßig sey. Er setzte deswegen seine Jäger und ihre Hunde ohne Zeitverlust an das Land. Der Anblick beider war so furchtbar und wild, daß er alles mit Schrekken erfüllte. Auf den Straßen ließ sich niemand sehen, alle Thüren der Häuser wurden verschlossen, und nur die Fenster waren voll Menschen und kein Neger wagte es sich auch nur zu rühren.

Aber dem ohngeachtet waren diese Jäger mit ihren Hunden doch für alle eine sehr angenehme Erscheinung, und mit ihrer Ankunft kehrte Hoffnung und Freude wieder in die Gemüther zurück. Alles wünschte dem General Quarrel Glück zu seiner Zurückkunft und wer ihn sah, dankte ihm. Aber er verdiente dies auch, denn durch ihn wurde die Insel gerettet.

Zehntes Kapitel.

Die Jäger werden auf den Kriegsschauplatz geführet. — Die Maronen werden dadurch bewogen um Frieden und Gnade zu bitten. — General Walpole bewilligt ihnen billige Friedensbedingungen. — Ende des Krieges.

So bald die Jäger an das Land getreten waren, wurde auch General Walpole, der sein Hauptquartier auf dem Platze hatte, wo die alte Stadt der Maronen

ehemals stand, davon benachrichtiget und diese Neuigkeit verbreitete sich überhaupt so schnell in der Gegend, daß sie General Reid, der an dem großen Flusse stand, in weniger als zwei Stunden schon erfuhr und daher dem General Quarrel den Befehl zusandte, unverzüglich mit seinen Jägern zu ihm zu stoßen, mit der Versicherung, daß er es bei dem Generale Walpole verantworten wolle, daß er dessen Befehle nicht erst erwartet. Der General Quarrel verlor auch keinen Augenblick, sondern führte seine Jäger nach Post Augustus, als den ihm angewiesenen Sammelplatz, wo er die übrigen Truppen, die zu einem Angriff der Maronen ausmarschiren sollten, schon antraf. Auf dem Marsche dahin wurde zwei Mal Halt gemacht, und dann allezeit das für die Menschen und die Hunde nöthige Hornvieh geschlachtet, welches die Jäger mit Hülfe ihrer Hunde sehr schnell bewerkstelligten. Denn wenn ein Ochse sollte geschlachtet werden, so wurden einige Hunde an ihn gehetzt, die ihn packten und zu Boden warfen. War dies geschehen, so trat ein Jäger hinzu und durchschnitt mit seinem Schwerde dem Thiere die Kehle. Die Hunde fiengen begierig das heraus strömende Blut auf, wobei sie beinahe damit bedeckt wurden, welches ihnen ein noch fürchterlicheres Ansehen gab, zumal wenn sich noch der Staub hinein legte. Daher flohen auch die Neger, die auf den Ländereien vor welchen sie vorbei zogen, arbeiteten, bei Erblickung derselben davon und zerstreueten sich nach allen Richtungen. Auch die Maronen bekamen bald Nachricht von dem Anzuge dieser furchtbaren Hülfstruppen ihrer Feinde, die ihnen gar nicht etwa eine unbedeutende Erscheinung wa-

ren, denn selbst der muthige Johnson, der schon so manchen Sieg über die Truppen der Insel erhalten hatte, verließ seinen bisherigen, für völlig sicher gehaltenen Standort bei den Schluchten, als er das Anrücken der Jäger und ihrer Hunde erfuhr, und zog sich nach der Gegend hin, wo sich die Partei des alten Montague aufhielt, um sich mit dieser zu vereinigen.

Zum zweiten Male machten die Jäger bei einem Platze Halt, welcher die sieben Flüsse (Seven hivers) hieß, und wo sie die ganze Nacht hindurch blieben. Hier wurden ihnen auf Befehl des Generals Walpole kleine Flinten gegeben, die sie aber erst auf vieles Zureden annahmen, indem sie erklärten: daß sie sich lieber bloß auf ihre Hunde und ihre Schwerdter verlassen wollten, und obgleich jeder von ihnen eine nahm, so schienen sie doch alle entschlossen zu seyn, sie bei der Arrieregarde zurückzulassen, so bald sie zum Treffen geführt werden würden. Sie lachten, als man ihnen sagte: daß die Maronen gut zielten und immer nur aus dem Hinterhalte feuerten, indem sie von Hügel zu Hügel sich zurückzögen, und sagten: daß sie sehr gut wüßten, daß dies Maronensitte sey, und daß sie nichts eifriger wünschten, als ihnen auf die Spur zu kommen.

An diesem Platze wurden sie auch von dem General Walpole, der in dieser Absicht hierher gekommen war, gemustert. Es wurde zu dem Ende ein verstellter Angriff veranstaltet, wobei sich unter andern auch zeigte, was man von den Hunden zu erwarten habe, wenn sie gegen

die Maronen würden gebraucht werden. Der General war daher auch mit dieser Musterung sehr zufrieden und hoffte mit Gewißheit, daß die bloße Gegenwart, der Jäger und ihrer Hunde mächtig auf die Maronen wirken und sie bewegen werde, sich zu ergeben. Und den Augenblick da dies geschehen werde, wünschte er gerade jetzt so sehr als möglich zu beschleunigen, weil das Christfest nahe war. Dies ist nämlich eine Periode, wo man auch selbst in Zeiten einer vollkommenen Ruhe, die Wachsamkeit in Ansehung der Neger und die Aufmerksamkeit auf sie verdoppeln muß, weil es auch für sie Tage der Freude sind, in welchen sie gewöhnlich der Unmäßigkeit huldigen und zu Ausschweifungen sich hinreißen lassen. Eine solche Feier aber war unter den gegenwärtigen Umständen allerdings doppelt bedenklich und gefährlich. Die lange Dauer dieses Krieges nämlich hatte schon die anderen Maronenstämme und selbst die Sklaven in Verwunderung gesetzt und ihre Aufmerksamkeit auf die Kriegsbegebenheiten und Vorfälle gerichtet, die sie oft weit früher, selbst in den entferntesten Gegenden, erfuhren, als sie in der Hauptstadt bekannt wurden, ja man sprach sogar schon davon, daß ein großer Theil derselben den Vorsatz gefaßt habe, sich mit den Maronen zu vereinigen. Dazu kam noch daß die trockne Witterung bereits ihren Anfang genommen hatte und der Anfang der Aerndte vor der Thür war, indem schon das Zuckerrohr reif war und die Blätter verlor, die in diesem Zustande sehr brennbar sind. Es war daher zu befürchten, daß die Aufrührer diesen Umstand benutzen und die Plantagen in Brand stecken möchten, welches zu bewirken schon sehr wenige Menschen hinreich=

ten. Deswegen eilte General Walpole seine Truppen nebst den Jägern den Rebellen näher rücken zu lassen, um wo möglich letztere aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben und sie so zu zwingen um Frieden zu bitten. In Gemäßheit dieses Planes befahl er dem Obristen Hull, von der alten Stadt gegen Montague's Partei anzurücken und ihr Friedensbedingungen vorzuschlagen; dem Obristen Skinner aber, unter dessen Kommando auch die Jäger standen, gab er die Ordre Johnson aufzusuchen, die Jäger jedoch immer bei der Arriergarde zu lassen.

Diesem Befehl zu Folge marschirte der Obriste Hull auch wirklich gegen Montague's Partei, auf die er auch schon nach einem Marsche von ohngefähr sechs Meilen stieß, weil sie die alte Stadt verlassen hatte, um sich mit Johnson zu vereinigen. Er fand sie nämlich bei Pond-River und beide Parteien fiengen nun an auf einander zu feuern. Seiner Ordre gemäß aber, den Maronen den Frieden anzubieten, befahl der Obriste seinen Leuten, das Feuern einzustellen, und als dies geschehen war, rufte man den Feinden zu, daß der General ihnen den Frieden zu geben wünschte. Auch sie hörten nun auf zu feuern und kamen hinter ihren Felsen hervor und fragten: ob General Walpole da sey, um mit ihnen zu sprechen? Man sagte ihnen, daß dies zwar nicht der Fall sey, daß man aber nach ihm schicken wolle, daß jedoch auch der Obriste Hull Vollmacht habe, einen Frieden mit ihnen zu schließen. Jetzt begann eine lange Unterhaltung, während deren die Maronen auf-

ſerordentlich mißtrauiſch zu ſeyn ſchienen. Da dies Herr Werge von den leichten Dragonern bemerkte, gab er einen Beweis von großer Geiſtesgegenwart und überlegtem Muth, indem er ſeine Waffen ablegte, den Hügel hinabſtieg und ſich ihnen bis auf wenige Schritte näherte. Er rief ihnen zu, näher zu ihm zu kommen und keine Beſorgniſſe weiter zu haben, denn da der Krieg geendigt und der Friede geſchloſſen ſey, dürften beide Parteien nicht länger anſtehen ſich die Hände zu reichen und ihn ſo zu beſtätigen. Auf dieſe Anrede kam der Marone Fowler auf ihn zu und ergriff ſeine Hand, ja beide wechſelten ihre Hüthe und ihre Jacken mit einander. Jetzt kam auch Karl Schaw, der Anführer der Partei des alten Montague und nach ihm noch zwei andere Kapitäne herab. Indeſſen wurde doch jetzt nichts weiter bewirkt als ein Aufhören der Feindſeligkeiten. Die Maronen erklärten, daß ſie nicht auf die Truppen ſchießen wollten, wenn dieſe nicht weiter vorrücken würden, und verſicherten dem Obriſten Hull, daß auch ſie nicht weiter gegen ihn anrücken wollten. Beide Parteien blieben auch wirklich die Nacht über in ihrer Stellung.

Da man ſchon vor Einbruch derſelben einen Expreſſen an den General Walpole mit der Nachricht geſandt hatte, daß man einen Waffenſtillſtand geſchloſſen habe, ſo machte man dies den Maronen, ſo bald der Tag angebrochen war, bekannt und lud ſie ein, indeſſen einige ihrer Kapitäne an die zwiſchen beiden Parteien liegende Quelle zu ſenden, wohin dann auch eben ſo viele Offiziere von den Truppen kommen ſollten; dies geſchah und da

auch der General Walpole in Gesellschaft des Generals Reid sehr bald ankam, wurden von den Maronen-Kapitänen, bei denen sich auch der alte Montague befand, die folgenden Vorschläge gemacht, die ihnen auch von dem General Walpole bewilliget wurden.

1. Sie wollten auf ihren Knien die Vergebung des Königs erbitten.

2. Sie wären es zufrieden, nach der alten Stadt, nach Montego-Bai, oder jeden andern Ort zu gehen und sich an jedem Platze niederzulassen, den ihnen der Gouverneur oder die Versammlung anzuweisen für gut finden würde.

3. Sie wollten alle entlaufene Neger zurück geben.

Nächst diesen Artikeln, über die man am 21sten Dezember des Jahres 1795 übereinkam und die als ein Friedenstraktat betrachtet wurden, sah sich der General Walpole genöthigt, als einen geheimen Artikel, noch einen vierten zu bewilligen, durch den er ihnen eidlich versprechen mußte, daß kein Marone von der Insel außer Landes sollte transportirt werden. Nachdem diese Präliminarien abgeschlossen waren, bewilligte der General den Maronen eine bestimmte Zeit, in der sie ihre Weiber und Kinder herbei bringen sollten. Diese befanden sich in ihren entfernten Schlupfwinkeln in einer traurigen Lage, sie waren beinahe verhungert und, um ihr Elend vollständig zu machen, waren auch noch die Masern un-

ter ihnen ausgebrochen. Es giengen daher einige von den Männern in das Hauptquartier zurück, um dies anzuzeigen und zugleich um Lebensmittel für ihre Familien zu bitten, indem sie auf das Feierlichste versicherten, daß sie so bald als es ihnen die Umstände erlaubten, sämmtlich zurückkehren wollten.

Während dies vorgieng, hatte auch der Obriste Skinner mit seinen Leuten und Jägern Post-Augustus in der Absicht verlassen, den Maronen-Anführer Johnson aufzusuchen und anzugreifen, indem er, dem erhaltenen Befehle zu Folge, die Jäger immer im Nachtrab bleiben ließ. Er war ihm auch wirklich schon auf der Spur, als er durch einen von dem General abgeschickten Eilboten die Nachricht erhielt, daß man einen Waffenstillstand mit den Maronen geschlossen und die gewisse Hoffnung habe, den ganzen Krieg in Kurzem geendigt zu sehen und daß er daher sich zurückziehen solle.

So bald der Gouverneur die Nachricht von dem mit den Maronen geschlossenen Waffenstillstand bekam, übergab er dem Generalmajor Donald Campbell das Kommando über die Truppen an der Südseite und gieng nach Wemyß-Castle an der Nordseite, wo er am acht und zwanzigsten Dezember den Traktat, den General Walpole mit den Maronen geschlossen hatte, ratifizirte und den ersten Januar des Jahres 1796 zur Uebergabe und Unterwerfung der Maronen bestimmte und festsetzte. Allein, da sie noch immer von Mißtrauen und Furcht beherrscht wurden, erschienen sie nicht so bald

als man anfänglich gehofft hatte, daß sie es thun würden. Am vier und zwanzigsten Dezember, waren erst zwei, nämlich Smith und Dunbar im Hauptquartiere eingetroffen. Die Zweifel des alten Montague waren nicht so leicht zu besiegen. Er erinnerte sich, daß er sich schon einmal mit sechs und dreißig seiner Leute ausgeliefert, aber eine Behandlung erfahren habe, die ihm nicht Muth mache es zum zweiten Male zu thun. Allein sein Zögern half ihm nichts, denn die Maronen erklärten ihm gerade heraus, daß sie nun einmal entschlossen wären Frieden zu machen, er möge nun wollen oder nicht. Am acht und zwanzigsten kamen abermals verschiedene zu dem General Walpole und endlich erschien der erste Januar, als der zur allgemeinen Uebergabe bestimmte Tag, aber, zum großen Verdrusse des Generals, kein einziger Marone. Dies betrachtete man in der Folge als einen Friedensbruch, und dem Buchstaben nach, war es auch wirklich einer, ob man es gleich nicht dafür hätte erklären sollen, da, wie die Folge bewies, die Maronen bloß aus Furcht und Mißtrauen nicht gekommen waren, indem jeder von seinem Nachbar begehrte, daß er zuerst die Treue der Weißen auf die Probe setzen sollte. Hatte es einer gethan, so gieng er auch gewiß zurück um seine ganze Familie herbei zu holen. Andere konnten auch deswegen nicht kommen, weil sie ihre Familien krank angetroffen hatten, so daß es ihnen nicht möglich war, den Weg zu machen. Indessen verlängerten sie doch überhaupt den ihnen gesetzten Termin nicht über vierzehn Tage, und nur Palmer und Parkinson blieben mit einer kleinen bei ihnen befindlichen Partei drei Monate

aus. Der Gouverneur betrachtete indessen dies Betragen der Maronen als eine Fortsetzung des Aufstandes und am fünften Januar bekam daher der General Walpole den Befehl mit den Hunden wieder vorzurücken. Dieser Befehl wurde befolgt; die Truppen marschirten im Vordertreffen und die Jäger mit ihren Hunden im hinteren, aber Schrecken und Furcht flog vor ihnen her und erleichterte ihnen ihre Operationen. Am zwölften Januar empfieng General Walpole eine Botschaft von Johnson, der ihm sagen ließ, daß er mit seinen Leuten zu den Schluchten kommen werde und daß daher der General Proviant für sie in Bereitschaft halten solle. Allein dieser nahm keine Notiz davon, sondern rückte immer weiter vor. Daher kamen am vierzehnten wieder vier und zwanzig Maronen zu ihm, um sich zu ergeben, und mit ihnen wieder ein Bote von Johnson durch den dieser dem General sagen ließ, daß er den folgenden Tag sich ihm mit allen seinen Leuten ebenfalls ergeben werde, weil es ihm der Kranken wegen unmöglich sey, eher bei ihm anzulangen. An diesem Tage kamen noch neun und vierzig und den folgenden, als am fünfzehnten, erschien auch Johnson mit noch fünfzig bis sechzig Maronen. Diesen folgten noch verschiedene Haufen nach, so daß nun seit dem Vertrag sich dreihundert und sechs und zwanzig überliefert hatten und wenn diejenigen, die sich schon ergeben hatten, dazu gerechnet wurden, so befanden sich am sechzehnten Januar gerade vierhundert in der Gewalt des Lord Balcarres. Diese wurden nun mit einer Eskorte nach Montego = Bai geschickt. Der General Walpole behielt jedoch Johnson und Smith mit

ihren Familien noch im Hauptquartiere zurück, um durch ihren Beistand die noch übrigen desto geschwinder zur Uebergabe zu bewegen und sie leisteten ihm auch wirklich in dieser Rücksicht wesentliche Dienste. Am hartnäckigsten von allen bewiesen sich Palmer und Parkinson. Sie waren es nämlich, die den Maronen gerathen hatten ihre Städte abzubrennen, und auf deren Köpfe beträchtliche Preise von der Regierung waren gesetzt worden, und furchten sich daher übel behandelt zu werden. Sie flohen deshalb in die entfernteren Schluchten, die gegen Süden liegen. Man erfuhr dies von Johnson und fünf anderen Maronen, die man abgeschickt hatte, die bei jenen befindlichen Maronen zu bereden, mit ihnen in das Hauptquartier zu gehen. Es folgten ihnen auch wirklich sechs Maronen und eine Menge Weiber und Kinder. Ueberhaupt bewiesen sich Johnson und Smith bei ihrem häufigen Umherschweifen um Maronen einzubringen, welches ihnen auch fast immer glückte, höchst treu und Johnson hielt große Ordnung unter ihnen, so lang sie sich im Hauptquartiere befanden; er erlaubte ihnen nicht Rum zu trinken und bestrafte auch den kleinsten Ungehorsam, dessen sie sich schuldig machten.

Als Palmer und Parkinson in die entfernteren Schluchten geflohen waren, hatten sie zu Pond-River eine weiße Fahne zurückgelassen, und als man sie fand, wendete sich Smith sogleich zu dem General Walpole und sagte ihm: daß beide so leicht einzubringen wären, als er ihm die Hand küssen könnte! Er bat darauf den General inständigst, daß er ihm acht Ma-

ronen geben und sie von einem Truppendetaschement, jedoch ohne Hunde, begleiten lassen möge, um sie aufzusuchen, und sowohl er als Johnson versicherten wiederholt, daß sie überzeugt wären, daß nun alle Maronen bis auf den letzten Mann könnten eingebracht werden. Der General hätte gern diesen Versuch gemacht, aber Lord Balcarres versagte dem Plane seine Beistimmung, indessen wurde doch Johnson und Smith erlaubt, allein die Wälder zu durchsuchen, um so viel Maronen, als sie finden könnten, einzubringen. Die Spanischen Jäger waren auch jetzt begieriger als jemals, allein auszuziehen und die Wälder mit ihren Hunden zu durchsuchen. Sie erklärten, daß man nicht um sie besorgt zu seyn brauche, indem die Wälder dieser Insel viel mehr Nahrungsmittel enthielten, als die ihres eigenen Landes, so daß sie wohl ihr Leben in ihnen zubringen könnten. Sie machten auch wirklich auf mehrere Artikel aufmerksam, die, nach ihrer Versicherung, eben so viel gesunde Nahrungsmittel seyn sollten, ob sie gleich als solche den Maronen unbekannt wären, und besonders rechneten sie eine Pflanze dahin, welche der äußeren Gestalt nach dem Farrenkraute ähnlich ist und eine dünne lange Wurzel hat, die, wenn sie gerieben wird, der besten Caßawe (Jucca oder Manioc, Jatropha Manihot L.) gleichkömmt und von denen es einen unerschöpflichen Vorrath bei Trelawneytown gab.

Am eilften Februar kamen Johnson und Smith von einer ihrer Exkursionen zurück, von ohngefähr dreissig Maronen, die sie gefunden hatten, begleitet; Pat-

mer und Parkinson waren aber nicht darunter. Um ihrer habhaft zu werden, schickte daher der General Walpole eine Abtheilung der leichten Dragoner unter der Anführung des Lieutenants Gubbins aus, um sie aufzusuchen; er gab ihm auch einige Jäger mit ihren Hunden mit, wie auch einige Accompong-Maronen, die ihm zu Wegweisern dienen sollten. Allein nachdem diese Partei mehrere Tage fruchtlos umher geirrt war, ihre Lebensmittel aufgezehrt hatte und kein Wasser, ihren brennenden Durst zu löschen, finden konnte, sah sie sich genöthiget, aus den Wäldern wieder zurückzukehren.

Eine andere Partei aber war glücklicher. Es befand sich nämlich unter den Truppen ein gewisser Zeny, ein zu Montego-Bai wohnender Spanier, der als die Cubaischen Jäger von dort ausmarschirten, auf Ersuchen des Generals Quarrel, als Dolmetscher mit ihnen gieng und zu ihrem Kapitain gemacht wurde. Er hatte einen unternehmenden Geist und erbot sich, jene Maronenanführer aufzusuchen, wenn ihm der General die Jäger und zehn Freiwillige mitgeben wollte. Die zehn Freiwillige waren bald gefunden und außer ihnen gieng auch noch der Wundarzt Tate, der Aufseher (surveyor) Robertson und der Maronenkapitän Smith mit ihm, welcher letztere jedoch den Befehl hatte, die Partei nur eine kleine Strecke zu begleiten und dann nach dem Hauptquartiere zurück zu gehen, wohin ihm auch Robertson bald wieder nachfolgte. Nach einem höchst beschwerlichen Marsche, auf welchem diese Menschen sehr viel vom Durste litten, kamen sie

endlich in eine Gegend, in der sie Spuren von der Nähe einer Maronenstadt zu finden glaubten; Zeny ließ also hier Halt machen, um die Nacht da zu verweilen und seinen Leuten die nöthige Ruhe zu gestatten, und kaum hatten sie ihre Hütten errichtet, als sie einen Hund in ihrer Nähe bellen hörten. Sie griffen sogleich zu ihren Waffen und giengen nach der Gegend hin, aus welcher der Schall kam, da sie denn bald einen flüchtigen Neger entdeckten, der sich Mühe gab, ihnen aus dem Gesichte zu kommen, aber ein ihm nachgeschickter Spanischer Hund brachte ihn bald zum Stehen. Jetzt offenbarte es sich, daß es ein aus der Kolonie entlaufener Neger war, der, nach seiner Aussage, die Maronen vor einigen Tagen wieder verlassen hatte. Er erbot sich, die Truppen nach der Maronenstadt zu führen. Man folgte ihm, und so kam man am dritten März durch eine verlassene, ohngefähr aus hundert Hütten bestehende Stadt, die in einem weiten, von Felsen umgebenen Thale stand. Dies war Johnson's Stadt gewesen, in der er sich vor seiner Uebergabe aufhielt. Nicht weit davon wurde die Nacht zugebracht, und der Neger versicherte sie, daß sie nicht weit mehr von der Maronenstadt entfernt wären, und daß sie in der ganzen Gegend nirgend anders wo Wasser finden würden, als in der Stadt selbst. Dies war eine sehr unangenehme Nachricht; da sie alle von dem heftigsten Durste gepeiniget wurden, daß sie ihren eigenen Schweiß begierig mit dem Munde einsaugten; ja auch die Hunde waren so durstig und abgemattet, daß sie kaum noch gehen konnten. Zeny beschloß also einen Neger mit einer Friedensflagge in die Stadt zu

schicken und die Maronen zur Uebergabe auffordern zu lassen. Der Wundarzt Tate erbot sich ihn zu begleiten und als Wegweiser nahmen sie den gefangen genommenen Neger mit. Als sie ohngefähr eine Viertelmeile gegangen waren, kamen sie zu zwei brennenden Feuern; und als sie sich ihnen näherten, rufte plötzlich eine von der Seite des Waldes herkommende Maronenstimme dem Wundarzte zu: was er als ein weißer Mensch hier zu suchen habe? Der Wundarzt antwortete, daß er Aufträge an Parkinson und Palmer habe und mit diesen zu sprechen wünsche, und da man ihm hierauf erwiederte: daß er nicht weiter gehen sollte, sondern daß beide zu ihm kommen würden, wartete er ohngefähr noch fünf Minuten und verfolgte dann, da niemand erschien und auf sein Zurufen auch keine Antwort mehr erfolgte, mit seinen Gefährten den Weg nach der Maronenstadt. Nachdem sie noch zwei Meilen gegangen waren, kamen sie an einen engen Paß, bei dem sie auf einen Maronen stießen, der dem Wundarzt sagte, daß er ihm allein wohl erlauben wolle hindurch zu gehen, daß sie aber den, der ihm nachzufolgen wage, augenblicklich erschießen würden. In diesem engen Paß hatten sich ohngefähr zwanzig mit Flinten und Säbeln bewaffnete Maronen postirt. Tate gieng hindurch und gelangte so in die an dem Fuße eines Hügels stehende Stadt. Als er hinein gieng, stieß er gerade auf Parkinson, der eben Befehle ertheilte und ihn, als er ihn erblickte, fragte: Was er hier wolle? Er antwortete ihm: daß ihn Kapitain Zeny, der mit einem Detaschement der Dragoner und den Spanischen Jägern dicht vor der Stadt

stehe, herein gesandt habe, um ihm noch einmal die nämlichen Bedingungen anzubieten, die Johnson angenommen habe. Der Marone fragte ihn darauf: welche Bedingungen das wären; was aus den Maronenkapitänen geworden wäre, die man in Spanischtown verhaftet habe und in welcher Lage sich die Maronen zu Montego-Bai befänden; und als ihm Tate versicherte: daß er Johnson und mehrere andere in der alten Stadt der Maronen gesehen habe, daß es ihnen wohl gehe und daß sie wie die Truppen selbst behandelt würden, und nun hinzu setzte, daß auch selbst die verwundeten verbunden und gewartet würden, so trat ein Marone hervor, der Harding hieß, und fragte nach seinem Sohne, der mit einer Kugel war verwundet worden. Auf Tate's Versicherung: daß die Wunde beinahe geheilt sey, brach der alte Mann in große Freudensbezeugungen aus, dankte ihm und trat sogleich auf seine Seite. Dies Beispiel wirkte auf viele von den Maronen so sehr, daß sie gefälliger und höflicher wurden; ja Parkinson selbst erklärte, daß es schon längst sein und der übrigen Maronen Wunsch gewesen wäre, sich ebenfalls zu ergeben, und daß dies bis jetzt bloß darum noch nicht geschehen sey, weil sie die Bedingungen nicht mit Gewißheit hätten erfahren können, die man ihnen bewilliget habe. Tate sagte ihm darauf, daß er nur zu dem Kapitain Zeny gehen möge, der von dem Gouverneur und dem General Walpole autorisirt sey, mit ihm zu unterhandeln, indem er sich zugleich, seiner Verabredung mit Zeny gemäß, erbot,

als Geisel so lange in der Stadt zu bleiben, bis er zurückkommen werde. Parkinson führte ihn nun in seine Hütte und gieng dann fort, um mit Zeny zu unterhandeln. Indessen wurde Tate von den Maronen gut behandelt, und da sie bald erfuhren, daß Zeny und Parkinson einig geworden, erlaubten sie ihm, zu jenen zurück zu gehen und gaben ihm sogar zwei Knaben mit, die Wasser für sie mit sich nehmen mußten.

Parkinson und Zeny kamen nun darüber mit einander überein, daß Schaw, Parkinson's Neffe, mit den Dragonern und den Jägern nach dem Hauptquartiere zurückgehen und von dem Generale selbst die Bestätigung dessen, was ihnen Zeny gesagt habe, einholen solle, indem Parkinson zugleich versprach, daß er, wenn die Bedingungen wirklich so wären, als sie ihm Zeny angegeben habe, sich mit allen bei sich habenden Maronen ergeben wolle. Nachdem hierauf die Truppen und Spanier hinlänglich mit Wasser waren versehen worden, zogen sie sich, von Schaw begleitet, durch die Wälder nach dem Hauptquartiere. Hier erhielt er nun die Bestätigung dessen, was Zeny versprochen hatte und kehrte dann, von Johnson und Smith begleitet, zu Parkinson und Palmer zurück, welche auch die Bedingungen annahmen und erklärten, daß sie entschlossen wären, sich zu ergeben.

Dies geschah auch wirklich. Am ein und zwanzigsten März kam Parkinson mit seinen Leuten in dem

Hauptquartiere an und überlieferte zugleich alle bei sich habenden Waffen, und so endigten sich die Feindseligkeiten noch glücklich, ohne daß es nöthig gewesen wäre die Jäger und ihre Hunde in Thätigkeit zu setzen.

Eilftes Kapitel.

Die Regierung von Jamaika beschließt die Maronen außer Landes zu senden. — Die Maronen sind es zufrieden. — Sie werden nach Kingston gebracht, die Jäger werden wieder verabschiedet. — Die Maronen gehen nach Halifax in Neuschottland ab.

Der Friede war also auf Jamaika, zur großen Freude aller Bewohner der Insel wieder hergestellt, aber nun entstand die Frage: was nun mit den Maronen weiter anzufangen sey? Um sie zu entscheiden, berief der Gouverneur eine Versammlung der Mitglieder der Assemblee, die den mit den Maronen geschlossenen Vertrag in Berathschlagung nehmen sollte, und das Resultat derselben fiel, der Hauptsache nach, da hinaus: daß, da die Maronen ihr Wort nicht gehalten und sich nicht an dem bestimmten Tage ergeben hätten, die Regierung auch nicht verbunden sey, den geheimen Artikel des mit ihnen geschlossenen Vertrags, vermöge dessen sie nicht außerhalb der Insel sollten transportirt werden, als geltend zu erkennen und daß daher sey beschlossen worden 1) daß diejenigen Maronen, die sich zu Vaughans-

Field ergeben, und die zu Spanischtown verhafteten sechs Kapitäns transportirt werden sollten. 2) Smith, Dunbar, Williams, und noch einige andere, die am ersten Januar im Hauptquartiere erschienen, sollten mit ihren Weibern und Kindern auf der Insel bleiben dürfen. 3) Alle übrigen Maronen aber, die sich erst nach dem ersten Januar ergeben hätten, sollten ebenfalls von der Insel transportirt werden.

Diese Entscheidung war dem General Walpole höchst unangenehm, weil sie gegen das Versprechen war, das er den Maronen gegeben hatte. Er that daher alles was er vermochte, um die Versammlung zu bewegen, die Maronen auf der Insel zu behalten; aber alles war vergeblich und der Beschluß wurde vielmehr bestätiget, worauf der General höchst mißvergnügt seinen Abschied nahm.

Der Beschluß wurde nun den Maronen selbst bekannt gemacht, die sich ihm auch ohne zu murren unterwarfen, ja sogar ihre Zufriedenheit mit demselben bezeigten, indem sie überlegten, daß wenn man ihnen auch gestattet hätte zu ihren verheerten Städten zurückzukehren, eine starke militärische Bedeckung erfordert würde, um sie, da sie keine Waffen mehr hatten, gegen die Wuth der Sklaven und farbigen Menschen zu schützen: und wenn man alles wohl überlegt, so war es sowohl für die Maronen selbst als auch für die Insel besser, daß sie diese verließen. Eine aufrichtige Aussöhnung zwischen den weissen Menschen und ihnen, war nun einmal nicht zu hof-

fen; von den Sklaven würden sie beständig seyn verspottet worden, und vertrieben aus den gefährlichen Regionen ihrer Stärke, entwaffnet, unaufhörlich bewacht, ihres Ansehens und ihrer Furchtbarkeit beraubt und verhöhnt und erniedriget, würde ihr Dableiben für sie mehr eine Strafe als eine Wohlthat gewesen seyn. Es war daher gut für sie, daß ihnen ein Ort angewiesen wurde, wo sie ruhig leben konnten; sie erkannten das auch selbst und ergaben sich ruhig in ihr Schicksal. Ja, als es Johnson, Smith, Williams, Dunbar und anderen bekannt gemacht wurde, daß sie die Freiheit haben sollten mit ihren Familien auf der Insel zu bleiben, erklärten sie, daß sie entschlossen wären, das Loos der übrigen Maronen zu theilen und baten, daß man eben so für sie, wie für jene sorgen möchte. Vielleicht lag der Grund zu diesem Entschlusse auch darin, daß man jedem nur eine Frau und die mit ihr erzeugten Kinder zu behalten gestatten wollte; ehe sie ihre Weiber und Kinder verließen, wollten sie lieber die Insel verlassen.

Man hat die Maronen als die grausamsten und unmenschlichsten aller Wilden geschildert, und man kann es freilich nicht läugnen, daß sie diejenigen, die sie für ihre Feinde hielten, zu vertilgen suchten und durch ihre Handlungen Schrecken verbreiteten; aber von den Greueln die sie sollten verübt haben, sind doch auch viele erdichtet. So sagt Edwards: „selbst Kindbetterinnen „und die Säuglinge an der Brust, wurden von diesen „wilden Feinden ohne Unterschied ermordet, und man „hörte das Jammergeschrei dieser unglücklichen Opfer,

„das oft das erste Zeichen von der Nähe der Maronen „war, deutlich auf den Vorposten der Truppen." Allein dies ist nie der Fall gewesen; keine Kindbetterin und kein Kind an der Brust der Mutter, ist jemals von den Maronen ermordet, nie ist das Angstgeschrei solcher Unglücklichen auf den Vorposten der Brittischen Truppen gehört worden. — „Als sie, sagt eben jener Schriftsteller, „auf die Plantage des Doktor Brooks kamen, „brannten sie die Gebäude nieder und tödteten zwei weiße „Menschen, die sich ihnen widersetzten. Zwar ließen sie „eine weiße Frau und ihr Kind in Ruhe, aber gewiß „nicht, weil sie Mitleid für sie gefühlt hätten, sondern „wahrscheinlich, weil sie glaubten, daß sie wegen dieser „Schonung bessere Bedingungen erhalten würden." Allein, als sich dieser Vorfall ereignete, war noch an keinen Frieden zu denken; der Fall geschah bei dem Anfange des Krieges und jenes Haus war eins der ersten von denen, die niedergebrannt wurden. Johnson ließ es zu der Zeit anzünden, da er von seinen verheerten Besitzungen zurückkehrte. Aus der Geschichte des Krieges erinnert man sich noch, daß er, ehe er wußte daß seine Niederlassung zerstört sey, zum Frieden gerathen; nach der Zeit aber athmete er nichts als Rache, und wäre er jemals fähig gewesen, so schreckliche Thaten zu begehen, als man ihn beschuldigt hat, so wäre es gewiß in diesem Zeitpunkte gewesen. Aber dies war nicht der Fall, wie folgendes Beispiel beweist. Als Johnson auszog um Brooks Plantage zu verheeren, mußte er vor einem kleinen, in der Nähe derselben befindlichen Hause vorüber passiren, das einer weißen Frau, Namens Lätitia

Mahoney gehörte; sie hatte mehrere Kinder und wollte, als sie ihn erblickte, entfliehen. Aber er rief ihr zu, daß sie nicht erschrecken sondern ohne Sorge seyn sollte, und setzte, als er bei ihr war, hinzu: daß er nicht gegen Weiber und Kinder Krieg führe und daß daher weder ihr noch ihren Kindern etwas zu Leid geschehen solle. Er rieth ihr darauf, sich an einen Platz zu begeben, wo sie vor den Kugeln sicher wäre, und wies ihr und ihren Kindern selbst einen solchen an. —

Den Cubaischen Jägern wurden, weil sie länger als ihr Kontrakt besagte, geblieben waren, siebentausend Dollars (Piaster) bewilligt, auch wurde für ihre Rückkehr in ihr Vaterland gesorgt, wohin sie die Dankbarkeit und die wärmsten Wünsche aller Kolonisten mit sich zurücknahmen.

Es blieb also der Regierung von Jamaika nur noch übrig, den Ort zu bestimmen, wohin die Trelawney-Maronen sollten transportirt werden, und es wurde der Entschluß gefaßt, sie nach Nordamerika und zwar daselbst in eine Gegend zu bringen, wo sie sich so weit als möglich von dem Meere entfernt befänden, weil man befürchtete, daß sie, wenn sie ihren Aufenthalt an einer Küste bekämen, die erste Gelegenheit zu entkommen ergreifen und wieder nach Jamaika zurückkehren möchten. Der Obriste Quarrel schlug das obere Kanada, als ein zu einer solchen Niederlassung höchst schickliches Land vor; er hatte es einige Jahre vorher bereist und er glaubte, daß in demselben die Maronen für den Staat

noch am nützlichsten könnten gebraucht werden. Es stand unter der Regierung des Gouverneurs Simcoe, dem der König nach dem Frieden mit den vereinigten Staaten, den Auftrag gegeben hatte, für die Kultur der ihm gebliebenen Nordamerikanischen Länder zu sorgen und unter dessen Verwaltung in äußerst kurzer Zeit, da große kultivirte Landstriche entstanden und mehrere schöne Städte hervorgiengen, wo vorher ungeheuere Wälder und endlose Wüsten waren. In diese Gegenden nun wünschte die Regierung von Jamaika die Maronen so, wie es der General Simcoe für gut halten würde, zu verpflanzen, indem sie dafür sorgen wollte, daß sie Ländereien, Wohnungen und die nöthigen Geräthe bekämen, um so glücklich und zufrieden als möglich leben zu können, und zwar dies so lange, bis sie im Stande wären sich selbst zu erhalten.

Wäre dieser Plan wirklich ganz ausgeführt worden, so würden daraus die größten Vortheile sowohl für das Mutterland, als auch für die Maronen erwachsen seyn. Das Beispiel anderer, um sie her wohnender Pflanzer, würde sie zu einem ähnlichen Fleiße ermuntert haben; sie würden sich besser haben behandeln lassen; ihre Sitten würden verbessert worden seyn und man würde sie sehr bald als die Bewohner aller Arten von Niederlagen haben brauchen können. Sie hätten sehr gut schon im Monat Oktober, nach ihrer Abreise von Jamaika, an dem Orte ihrer Bestimmung anlangen können, so, daß sie sehr bald schon im Stande gewesen wären, Land anzubauen. Auch würde das Klima dieses Landstrichs ihnen

angemessen gewesen seyn, indem es bei weitem nicht so rauh ist, als das des unteren Kanada. Selbst das Klima von Quebek und Montreal, die bloß hundert und neunzig Meilen aus einander liegen, ist beträchtlich verschieden. Der St. Lawrencefluß, der seinen Lauf in einer nordöstlichen Richtung durch den Ontario- und Erie-See nimmt, läßt die gegen die Meerenge von Detroit zu liegenden Brittischen Besitzungen in einer Breite liegen, die ziemlich südlich ist und in einem Klima, das weit sanfter und glücklicher ist, als irgend ein anderes der Länder, durch die er bis zu seinem Eintritt, in den Meerbusen der seinen Namen führt, fließt. Auf jenen Landstrich haben die Nordostwinde, die von der Küste von Labrador und von den kalten Gegenden des Norden herwehen, und die strenge Kälte, die man zu Halifax und Quebek empfindet, keinen Einfluß. Auch darf man den Zustand der Atmosphäre desselben nicht nach dem beurtheilen, was man in dieser Rücksicht, in Provinzen, die unter derselben Breite liegen, wie die Provinz Manie ist, oder die Gegenden zwischen dem Flusse St. Croix und Boston sind, beurtheilen, denn es ist unendlich kälter an der östlichen Küste, wo der Winter länger dauert und der Sommer kaum so warm ist, als in dem Inneren des Landes. In der That ist der Winter zu Detroit entweder gar nicht, oder doch nur sehr wenig strenger als in Pensylvanien oder Maryland. Die Maronen würden also in diesem Klima sehr gut haben ausdauern können. Aber es ist überhaupt ein Vorurtheil, wenn man behauptet, daß die Neger nicht in ei-

nem kalten Klima leben könnten. Es ist bekannt, daß der Winter in den Staaten von Pensylvanien, in den Jersey's und in Neu-York sehr strenge ist, und doch leben dort sehr viele Neger ohne alle Unbequemlichkeit. In Long-Island machen die Neger, die noch dazu meistens Sklaven sind, die Hälfte der Landbebauer aus. Wenn sie also in diesen Gegenden, wo sie noch dazu der Witterung weit mehr ausgesetzt sind, als die Weißen, das rauhe Klima vertragen können, so darf man wohl schließen, daß sie überall auszudauern im Stande sind, wo weiße Menschen leben können. Auch gewöhnt sich der menschliche Körper mit der Zeit an jede Art des Klimas. So haben sich freie Negerfamilien als Pachter in Neu-Schottland niedergelassen, wo sie sich sehr wohl befinden und sich ein mäßiges Eigenthum erworben haben. Wären daher nur die Maronen nach Ober-Kanada versetzt worden, so würde es gewiß sehr zu ihrem Vortheile gewesen seyn. Aber auch das Ganze würde dabei gewonnen haben, denn wären sie auch über lang oder kurz mit ihrer Lage unzufrieden geworden, so würden sie wahrscheinlich ausgewandert seyn und sich weiter gegen Süden begeben haben, wozu sie sogar die Amerikaner selbst würden gereizt haben. Gesetzt nun, sie hätten dann ihren Weg südlich genommen, so würden sie auf dem Flusse Wabasch oder Miamis nach Kentucky oder andere an dem Ohio gelegene Gegenden gekommen seyn, wo sie Sommer genug und einen Ueberfluß an allen Bedürfnissen würden gefunden und mit der wachsenden Kultur auch an Volksmenge würden zugenommen haben, und so würde

sich der Name der Maronen in wenig Jahren unter der allgemeinen Benennung freier Neger verloren haben.

Allein, obgleich dieser Plan, die Maronen nach Ober-Kanada zu verpflanzen, allgemein gebilliget wurde, so wurde er doch von der Gesetzgebung nicht wirklich und förmlich angenommen, sondern es wurden bloß von ihr fünf und zwanzigtausend Pfund bewilliget, um ihre Versetzung in eine noch zu bestimmende Gegend wirklich bewerkstelligen zu können, und der Obriste Quarrel wurde zum Generalkommissarius in der Sache verordnet und ihm aufgetragen, sie zu begleiten, für sie zu sorgen und ihnen schickliche und zweckmäßige Kleider zu schaffen und diese seine Vorsorge auch noch dann fortzusetzen, wenn sie in einem anderen Lande ausgeschifft worden. Auch wurde er autorisirt sie in jede Gegend von Nordamerika, wo man ihm die Erlaubniß dazu geben würde, zu versetzen; ihnen die nöthigen Ländereien anzukaufen und sie mit den erforderlichen Werkzeugen zum Anbau derselben zu versehen.

Da sich gerade damals einige Transportschiffe in dem Haven befanden, die nach Europa zu gehen im Begriff waren, so wurde man mit den Kapitänen derselben einig, daß sie die Maronen nach dem festen Lande von Amerika bringen sollten; sie wurden auch wirklich eingeschifft und segelten am sechsten Junius des Jahres 1796 aus dem Haven von Port-Royal ab. Der Generalkommissarius hatte vor der Abreise von dem Gouverneur den Befehl bekommen,

zuerst nach Halifax zu segeln und dort so lange zu warten, bis er weitere Befehle erhalten würde, auch bekam er von ihm Empfehlungsschreiben an den Gouverneur von Neu-Schottland, an den Prinz Eduard, als obersten Befehlshaber der Truppen und an den Admiral Murray. Während der Ueberfahrt, die sechs Wochen dauerte, betrugen sich die Maronen sehr gut und bewiesen sich höchst willig, alles zu thun, was man von ihnen verlangte; indessen starben in dieser Zeit siebenzehn von ihnen. Da der Obriste Quarrel glaubte, daß sein Aufenthalt in dem Haven von Halifax nur sehr kurz seyn würde, so ließ er schon während der Ueberfahrt die für die Maronen bestimmten wärmeren Kleidungsstücke verfertigen. Sie wurden alle überein gemacht und nur die für die Offiziere bestimmten bekamen einige Auszeichnungen, weil er es zum Besten des ganzen Stammes für nöthig hielt, ihr Ansehen auch dadurch mit aufrecht halten zu helfen. Am ein und zwanzigsten Julius liefen die Schiffe in dem Haven von Halifax ein und der Generalkommissarius begab sich sogleich ans Land. Aber hier fand er schon einen Befehl des Prinzen Eduard, daß die Maronen am Bord der Schiffe bleiben sollten, der eine Folge von dem übeln Rufe derselben war, der ihnen schon bis hieher vorausgeeilt war. Allein nachdem der Generalkommissarius seine Briefe übergeben und den Prinzen und den Gouverneur selbst gesprochen und sie von dem guten Betragen der Maronen während der Ueberfahrt versichert hatte, wurde jener Befehl wieder zurückgenommen, ja der Prinz gieng nun

sogar mit dem Obristen Quarrel an den Bord der Schiffe, um die Maronen zu sehen, und bekannte sich ganz überrascht von dem Anblick dieser gut gebauten Menschen, indem er zugleich erklärte, daß er sie für sehr geschickt zum Militärdienste hielte. Er sprach mit einigen Kapitainen, die ihn den großen Prinzen, den Sohn des großen Königs nannten. Der Prinz wurde so sehr zu ihrem Vortheile eingenommen, daß er beschloß, sie bis zu ihrer Abreise nützlich zu Halifax zu beschäftigen, wozu sich ihm eben eine sehr schickliche Gelegenheit darbot. Man befürchtete nämlich, daß die Französische Eskadre, die Richery kommandirte, und die in diesen Gewässern kreuzte und auf der Küste von Neufundland schon Verwüstungen angerichtet hatte, vielleicht auch nach Halifax kommen möchte; da nun die Verschanzungen dieses Ortes nicht in vollkommen gutem Zustande waren, beschloß der Prinz, sich der Maronen zu bedienen, um an der größern Befestigung der Citadelle zu arbeiten, und schlug deshalb vor, die Landung derselben zu erlauben, welches auch wirklich geschah. Als den Maronen die Absichten des Prinzen bekannt gemacht wurden, erklärten sie einmüthig, daß sie für den guten Prinzen oder den guten König arbeiten und überhaupt alles thun wollten, was ihnen befohlen werden würde und zwar aus gutem Willen und ohne eine Bezahlung dafür zu verlangen. Und hierbei muß ich bemerken, daß sie ihre Ehrfurcht, die sie selbst gegen den bloßen Namen des Königs zeigten, nicht etwa erst in Neu-Schottland an den Tag legten, sondern daß

der König schon in den Gebirgen von Trelawney ihr Liebling war. Ueberhaupt haben Neger keine Begriffe von dem, was man Gleichheit nennt; selbst unter ihnen stehen einige Familien in einem größeren Ansehen als andere und kein Volk beweist eine größere Unterwürfigkeit gegen seine Oberen, als sie gegen ihre Oberhäupter beweisen. Als die Neger von St. Domingo gegen die Royalisten die Waffen ergreifen sollten, mußte man ihnen vorspiegeln, daß sich diese den Verfügungen des Königs widersetzten. — Diese Anhänglichkeit an ihren König bewiesen nun auch die Maronen noch in Neu-Schottland; sie wollten ihm ohne Sold dienen! Allein der Prinz nahm dieses Anerbieten nicht an, sondern sie bekamen den für Arbeiten der Art gewöhnlichen Lohn. Da es mitten im Sommer war, wurden ihnen in der Nähe der Stadt und der Citadelle Häuser von Bretern erbaut, oder schon fertige gemiethet, auch wurden Zelter aufgeschlagen und der Gouverneur räumte ihnen noch überdies seine in der Nähe liegenden Scheuern ein. Aber ihre Erhaltung war außerordentlich kostspielig, da alle Lebensbedürfnisse in einem hohen Preise waren und immer theurer wurden; dagegen währte es nicht lange, so betrachtete man diese gefürchteten Banditen als eine wahre Eroberung für das Land. Die kleine Baarschaft, die sie mit dahin gebracht hatten und der Lohn, den sie für ihre Arbeit bekamen, wurde von ihnen in der Stadt verthan, die ihnen überdies auch alles andere was sie brauchten, lieferte, so daß die Wiedereinschiffung derselben nun keine angenehme Nachricht mehr würde gewesen

seyn. Die Linien der Citadelle wurden sehr schnell aufgeworfen und die unter der Direktion des Prinzen Eduard errichtete Maronen-Bastei wird ein bleibendes Denkmal von dem Fleiße und der Thätigkeit des Volkes seyn, dessen Namen sie führt.

Der Gouverneur, dem ihr Betragen gefiel und der sich über die Vortheile freute, die sie dem Lande schon während ihres kurzen Aufenthaltes gebracht hatten, eilte nun, die Minister des Königs mit dem glücklichen Erfolge ihrer Landung bekannt zu machen und dem Herzog von Portland in einem besonderen Briefe zu melden, daß auch die Maronen mit ihrer Lage zufrieden wären und in dem Lande bleiben zu dürfen wünschten. Es verursachte also keine geringe Freude sowohl unter den Maronen als unter den Bewohnern der Stadt, als eine Depesche von dem Herzog von Portland ankam, durch welche dieser dem Gouverneur auftrug, die Maronen unter seinen Schutz zu nehmen und für sie zu sorgen, indem es der Wille des Königs sey, daß sie in Neu-Schottland bleiben sollten, wenn es ohne Beeinträchtigung der Kolonie geschehen könnte. Da nun auch Jamaika zur Unterstützung der Maronen fünf und zwanzigtausend Pfund zu geben versprochen hatte, unterzog sich der Gouverner der Ausführung jenes Auftrages mit Vergnügen und traf sogleich die nöthigen Verfügungen.

Um diese Zeit hatte der Generalkommissarius das Unglück in eine schwere Krankheit zu fallen, die ihn auf-

ser Stand setzte, bei dem Ankaufe der für die Maronen bestimmten Ländereien gegenwärtig zu seyn. Kaum war er aber wieder hergestellt, so eilte er, sie zu besehen. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er fand, daß es, im Ganzen genommen, ein ziemlich unfruchtbares Stück Land war, daß schon zwei verschiedene Besitzer nach einander gehabt, aber auch von ihnen wieder verlassen worden war. Zuerst hatte man es verabschiedeten Soldaten eingegeben und nach ihnen den schwarzen Loyalisten von Amerika, welches Sklaven waren, die in dem Kriege mit Großbrittannien ihren Herren entlaufen waren und nach geendigtem Kriege die Erlaubniß erhalten hatten, sich hier niederzulassen. Allein da ihnen dieser Landstrich nicht vortheilhaft genug dünkte, folgten sie der Einladung, sich in Sierra-Leona niederzulassen und schifften sich wirklich nach Afrika ein. Ein solcher Landstrich konnte dem Obristen Quarrel freilich nicht gefallen, auch war ihm die Nähe der Stadt höchst unangenehm, weil er fürchtete, daß sich die Maronen dadurch möchten verleiten lassen, Geschäfte zu übernehmen, die sie hindern könnten, ihre Ländereien gehörig zu bearbeiten und zu verbessern.

Hätte dagegen der Generalkommissarius einen anderen Plan, die Maronen betreffend, ausführen können, so würde es nicht nur für Jamaika, sondern auch für die Maronen selbst höchst vortheilhaft gewesen seyn, weil dann ihre Erhaltung erleichtert und sie in den Stand gesetzt worden wären, den Grund zu ihrem künftigen Wohlstand zu legen, und zur Ausführung die-

ses Plans war selbst die Lage von Preston sehr günstig. — Allen die Neu-Schottland kennen, ist es auch sehr gut bekannt, daß alle von der Fundy-Bai oder der Minas-Bai (Bason of Minas) nach Halifax mit Gütern gehende Fahrzeuge den gefährlichen, kostspieligen und ungewissen Weg um Cape-Sable, an der Spitze der Halbinsel, fahren müssen, wozu sie gewöhnlich zehn bis vierzehn Tage brauchen und der unendlich gefährlicher ist, als die Fahrt von Halifax nach der Themse. In der Nähe von Preston liegen mehrere kleine Seen die Verbindung mit einander und zuletzt auch mit dem Flusse Schubennaccadie, der in die Minas-Bai fällt, haben. Einer dieser Seen aber, der, weil er bei Dartmouth liegt, der Dartmouthsee genannt wird, hat mit den übrigen gar keine Verbindung und aus ihm fließt ein kleiner Fluß hervor, der nach einem Laufe von etwa einer halben Meile in einer Bucht des Havens von Halifax ausfließt. Die Entfernung dieses Sees von dem ihm am nächsten liegenden der anderen, beträgt nicht mehr als zwanzig Meßketten (chains) und die dazwischen liegende Landenge ist eben. Es hätte also zwischen beiden sehr leicht eine Verbindung können bewerkstelliget und so ein Weg für Schiffe können geöffnet werden, auf welchem alle von der Minas-Bai und von der Fundy-Bai kommende Güter in einem einzigen Tage und ohne alle Gefahr nach Halifax hätten gelangen können. Wie vortheilhaft aber diese innere Schiffahrt für das Land gewesen wäre, kann man am besten dann beurtheilen, wenn man die verschiedenen Gegenden von Neu-Schottland

mit einander vergleicht. An der Westseite nämlich, nach der Fundy-Bai und Minas-Bai zu, ist die Fruchtbarkeit des Landes sehr groß. Es giebt daselbst alle Arten von Getraide im Ueberfluß und es ist daher sehr wohlfeil, und Butter, Käse, Aepfelmost und andere dergleichen Artikel werden hier in großen Quantitäten bereitet. Ungeheure Obstgärten sieht man mit Fruchtbäumen und besonders mit Aepfelbäumen besetzt, deren Aeste sich unter ihrer Last zur Erde niederbeugen, und an keinem Orte in der Welt kann man die besten Lebensmittel wohlfeiler haben, als dort, indem das Pfund Rindfleisch nur zwei Pence Halifaxer Courant, gilt. — Wendet man sich dagegen in die Nähe der Hauptstadt und auf die an dem Meere liegende Seite der Halbinsel, so zeigt sich alles in einer sehr verschiedenen Gestalt, indem man hier nichts von Ueberflusse kennt und die Natur diese Gegenden verurtheilt hat, von traurigen Nebeln bedeckt zu seyn und einen dürftigen Boden zu haben. In der Nähe von Halifax giebt es einige Güter, auf denen man Hafer, Erdäpfel und Klee baut und vortreffliches Heu macht, allein das Land bezahlt kaum die Mühe, die man anwenden muß, um die Steine auf die Seite zu schaffen, mit denen es bedeckt ist und die Kosten der Bearbeitung. Von dem Indischen Korn oder Mais bekömmt man die Aussaat nicht wieder und Obstgärten sind unbekannt, denn auf dieser Seite wachsen keine Fruchtbäume, wenn man nicht als solche einen hier und da stehenden verbutteten Kirschen-, Pflaumen-, oder Apfelbaum will gelten lassen, die aber doch so müssen gepflanzt werden, daß sie von allen Sei-

ten gegen den Wind geschützt sind. Eine Verbindung mit den westlicheren Gegenden zu bewirken, wäre also eine sehr wichtige und wohlthätige Unternehmung, die sehr gut durch die Maronen hätte können versucht und ausgeführt werden, wenn man sich ihrer dazu hätte bedienen wollen.

Da das Gebiete von Preston von dem Gouverneur zu einer Niederlassung für die Maronen war bestimmt worden, so wurden die daselbst sich befindenden alten Häuser ausgebessert und auch noch neue erbaut, und mit dem Anfange des Oktobers befanden sie sich auch schon alle an diesem neuen Orte ihrer Bestimmung. Als sie hier von dem Gouverneur besucht wurden, bezeugten viele die höchste Zufriedenheit mit ihrer Lage, die er nun noch dadurch zu verbessern bedacht war, daß er beschloß auch für einen zweckmäßigen Unterricht zu sorgen. Er stellte daher einen Geistlichen und noch einen Lehrer bei ihnen an, die sie in der Religion, und im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten und einen ordentlichen öffentlichen Gottesdienst einrichten sollten, und setzte darzu außer gewissen Ländereien und Wohnungen eine jährliche Summe von zweihundert und fünfzig Pfund aus. Da der Winter in Neu-Schottland gewöhnlich sieben Monate dauert und es daher in dieser Zeit nur wenig zu arbeiten giebt, so konnten die Maronen sehr gut alle Sonntage die Kirche besuchen und die jüngeren mußten zur Schule kommen. Der Lehrer der letzteren wendete viele Sorgfalt auf ihren Unterricht und sie machten auch in allem, was sie gelehrt wurde, so gute Fortschritte,

als man den Umständen nach nur immer erwarten konnte, und hätte der Geistliche seinen Religionsunterricht eben so zweckmäßig einzurichten verstanden, so würde er mehr gewirkt haben, als es wirklich der Fall war. Sie wurden wirklich nicht zu Christen gemacht und bezeugten immer ihren Widerwillen, wenn die Rede davon war, daß sie ihren bisherigen Gewohnheiten entsagen müßten. Besonders konnten sie sich nicht mit der Forderung aussöhnen, daß jeder nur eine Frau behalten dürfe, und diese sich nach den Gebräuchen der Kirche müsse antrauen lassen. Als ihnen jene Forderung vorgetragen wurde, trat der Kapitän Smith hervor und sagte: „aber gnädiger „Herr, dann müssen wir ja wohl einen Eid darauf able„gen?" und als man ihm sagte, daß dies allerdings der Fall sey und zwar daß sie schwören müßten ihre Gattin zu lieben und zu unterstützen, ihr und den Kindern das Leben zu erleichtern und außer diesem angetrauten Weibe kein anderes zu haben, sondern sie alle zu verlassen, trat ein Marone, der zwei Frauen hatte, und sagte, das sey eine Mode, die sich nur für weiße Leute schicke, nicht aber für arme Maronen, und daß Gott und Christus, da sie gut wären, unmöglich fordern könnten, daß sie eins ihrer Weiber oder ihrer Kinder verlassen sollten, sondern daß er vielmehr, wenn sie es thäten, sie strafen würde. — Der Versuch sie zu bekehren, schlug also jetzt noch fehl, welches auch kein Wunder war, da man sie als eine verschiedene Völkerschaft beisammen ließ; hätte man sie einzeln, nach Familien vertheilt, so würden sie gewiß weniger hartnäckig an ihren alten Gebräuchen gehalten haben.

Während dies in Neu-Schottland vorgieng, faßte das Haus der Versammlung von Jamaika den Beschluß: daß, da man alle in Ansehung der Maronen eingegangene Verbindlichkeiten erfüllt habe, man von dem zwei und zwanzigsten Julius 1797, bis zu dem zwei und zwanzigsten Julius 1798, nur noch zehn Pfund für jeden Mann, Weib und Kind zu bezahlen entschlossen sey, weil man aus dem Schreiben des Gouverneurs von Neu-Schottland, das er in dieser Sache an den Kommissarius erlassen habe, ersehen habe, daß die Maronen von der Zeit an selbst für ihre Unterhaltung sehr gut zu sorgen im Stande seyn würden, da man ihnen Wohnungen, Haus- und Ackergeräthe und Sämereien gegeben habe und sie auch die Vortheile des Fisch- und Vogelfanges genössen.

Dieser Beschluß wurde dem Generalkommissarius zugesandt und von ihm am dritten April dem Gouverneur der Provinz mitgetheilt.

Zwölftes Kapitel.

Zustand der Maronen während des strengen Winters. — Sie bezeigen sich unzufrieden, und weigern sich zu arbeiten. — Folgen dieser Weigerung. — Der Kommissarius übergiebt die fernere Sorge für sie dem Gouverneur der Provinz. — Jamaika weigert sich noch ferner etwas für sie zu thun. — Beschluß sie nach Sierra=Leona zu senden. — Ihr gegenwärtiger Charakter.

Der Winter von 1796 bis 1797 war ungewöhnlich streng und lang und besonders drückend für die Maronen. Man hatte kaum für einen gelinden Winter genug Brennmaterialien für sie anschaffen können, diese konnten also um so weniger hinreichen, da der Winter bald eintrat und die Kälte während desselben so groß war; sie sahen sich daher genöthiget, die um ihre Weideplätze geführten Zäune zu verbrennen. *) Indessen wurden die Maronen, der strengen Kälte ohngeachtet, sehr gesund an ihrem neuen Wohnplatze, da sie vorher immer gekränkelt hatten und viele von ihnen gestorben waren, welches wahrscheinlich ihrem langen Aufenthalte auf dem Schiffe und der schnellen Veränderung der Nahrungsmittel und des Wassers mußte zugeschrieben werden. Im

*) In Neu=Schottland kommen nämlich keine lebendigen Hecken fort; man macht also Befriedigungen von umgefallenen Bäumen oder Pfählen, die in Winkeln über und neben einander gestellt werden.

December bekamen sie zwar Winterkleider und andere Vorräthe, aber dagegen waren schon ihre Erdäpfel, die ihre Hauptnahrung für den Winter ausmachen sollten, erfroren und verdorben, ob man sie gleich sorgfältig in Kellern aufbewahrt hatte, von denen man glaubte, daß kein Frost hinein dringen könne. Dies war ein ganz ungewöhnlicher Fall, aber er hatte die ganze Gegend betroffen und Halifax wurde, da der Preis des Mehles dadurch zugleich erhöht wurde, nicht nur von einem allgemeinen Mangel, sondern mit einer völligen Hungersnoth bedroht. Der Prinz Eduard sendete ihnen zwar eine beträchtliche Unterstützung aus den öffentlichen Magazinen, aber sie reichte doch noch lange nicht hin allen ihren Bedürfnissen abzuhelfen, und daher entschloß sich der Generalkommissarius selbst nach Jamaika zu gehen, um dort eine Quantität Mehl für die Kolonie zu kaufen. Diesen Zeitpunkt scheint man benutzt zu haben, bei den Maronen Unzufriedenheit mit ihrer Lage zu erwecken; denn sie beklagten sich jetzt laut über die Kälte und erklärten: daß sie nicht in diesem Lande ausdauern könnten, und man beschuldigt den, dem der Generalkommissarius die Sorge für die Kolonie während seiner Abreise aufgetragen hatte, die Maronen zu diesen Aeußerungen gereizt zu haben. General Quarrel kam nach einer Abwesenheit von einem Monate, wieder von Jamaika nach Halifax zurück, und die von ihm besorgte Quantität von Mehl und anderen Bedürfnissen half dem Mangel auf eine Zeitlang ab.

Verschiedene Bewohner von Neu-Schottland

hatten dem Kommissarius den Antrag gemacht, ihnen Maronen für eine Zeitlang als Arbeiter, die sie zu mancherlei Geschäften brauchen wollten, zu überlassen; allein ihre Wahl fiel dann immer bloß auf die brauchbarsten Mannspersonen, und Weiber und Kinder mochten sie nicht haben und die Maronen selbst lachten auch immer zu dergleichen Anträgen, indem sie erklärten, daß sie freie Menschen wären und daß sie sich auf das Versprechen des Gouverneurs verließen, daß sie in ein wärmeres Klima sollten versetzt werden. — Allein dieses Versprechen hatten sie gar nicht erhalten. Der Gouverneur hatte ihnen bloß einmal geschrieben, daß er ihre Bitten dem Könige vortragen wolle, und sie zugleich ermahnt, das Land nach ihren besten Kräften zu kultiviren und seinen Befehlen in allen Stücken nachzukommen.

So allgemein auch anfänglich die Freude über die Niederlassung der Maronen auf Neu-Schottland sowohl bei diesen selbst, als auch bei den Einwohnern des Landes gewesen war, so sehr verändert wurde die Gestalt der Dinge noch vor Ausgang des Winters. Die neuen Einsiedler waren mit ihrer Lage unzufrieden, und die übrigen Einwohner fiengen an zu fürchten, daß jene ihnen künftig sehr zur Last werden möchten, und der Beschluß, den die Versammlung von Jamaika in Ansehung der Maronen gefaßt hatte, und den der Kommissarius jetzt dem Gouverneur der Provinz bekannt machte, war eben nicht sehr geschickt angenehme Aussichten für die Zukunft zu eröffnen. Viele Einwohner und besonders mehrere Mitglieder der Versammlung von

Neu-Schottland, denen der Versuch sich der Maronen zu ihren Arbeiten zu bedienen, fehl geschlagen war, beschwerten sich jetzt laut und schickten eine Botschaft an den Gouverneur, welche verlangte, daß er sich erklären sollte, was man mit den Maronen zu thun gedenke, wenn Jamaika aufhöre, für sie zu sorgen und ob in diesem Falle die Versorgung derselben etwa gar der Provinz aufgebürdet werden solle?

Der Gouverneur übergab die Sache einer Komitté des Hauses zur Untersuchung, und diese forderte den Generalkommissarius vor sich und forderte ihm seine Erklärung darüber ab. Sie bestand in Folgendem: daß Jamaika so viel für die Maronen gethan habe, als man nur verlangen könne, indem ihnen die Insel so viel Eigenthum verschafft habe, daß man sie nicht mehr als Arme betrachten könne und daß er daher die fernere Sorge für dieselben dem Gouverneur überlasse. Dieser nun erklärte, daß er es über sich nehme, alle Besorgnisse zu heben und daß er selbst dafür gutsage, daß die Insel Jamaika auch ferner die Maronen gehörig unterstützen werde. Diese Erklärung wurde mehr als zwei Monate nach der Ueberreichung der Beschlüsse der Versammlung von Jamaika und ohngefähr einen Monat zuvor, ehe der Generalkommissarius sein Amt niederlegte, gegeben.

Da der Frost bis in den Monat Mai in der Erde blieb, so war man schon ziemlich weit in den Frühling hinein gekommen, ehe man die Maronen zur Bearbeitung ihrer Ländereien anhalten konnte, und als dies end-

lich die aufgethaute Erde erlaubte, so zeigten sie den größten Widerwillen gegen alle Arbeit und es war unverkennbar, daß man sie gegen ihre Niederlassung in Neu-Schottland gar sehr eingenommen hatte, und daß sie darum nicht arbeiteten, weil sie hofften auf diese Art die Regierung zu nöthigen, sie in ein anderes, ihrer körperlichen Konstitution angemesseneres Klima zu versetzen. Indessen waren doch nicht alle so widersetzlich, sondern viele zeigten sich sehr geneigt zur Arbeit und beschuldigten den Stellvertreter des Generalkommissarius daß es sein Werk sey, wenn sie sich zu arbeiten geweigert hätten, gegen welche Beschuldigung er sich aber vor der Versammlung von Jamaika so gut vertheidigte, daß er von ihr frei gesprochen wurde. Indessen blieb er doch nicht länger der Aufseher der Maronen, sondern dies Amt wurde dem Schullehrer derselben, der Chamberlain hieß, übertragen. Auch versetzte der General Quarrel einige Familien auf eine andere Niederlassung, die den Namen Boydville führt und ohngefähr vier Meilen über dem oberen Becken des Havens von Halifax liegt, wo sie, der Drohungen der zu Preston zurückgebliebenen ohngeachtet, sogleich anfiengen, mit der größten Thätigkeit zu arbeiten. Chamberlain hatte Befehl, denen Maronen, die nicht arbeiten wollten auch nichts zu essen zu geben — und dieses wirkte; denn schon mit Anfang des Junius waren hundert und fünfzig in Thätigkeit.

Am zwei und zwanzigsten Julius legte der General Quarrel seine Stelle als Generalkommissarius ganz nieder und überließ es nun dem Gouverneur künftig für

die Maronen zu sorgen. Dieser schrieb daher an den Gouverneur von Jamaika und forderte ihn auf, sich ihrer Sache anzunehmen und die Versammlung dahin zu vermögen, die zur ferneren Unterhaltung derselben nöthigen Summen zu bewilligen. Dieses Schreiben wurde der Versammlung auch wirklich vorgelegt, und diese übergab die Sache einer Komitté, die nach Erwägung derselben den Beschluß faßte: daß, da die Regierung von Jamaika alle ihre gegen die Maronen eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllt und nun schon die Summe von ein und vierzigtausend Pfund Sterling auf sie verwendet und auch noch für ein Jahr für jeden Maronen zehn Pfund Sterling zu zahlen verwilliget habe; sie sich nicht schuldig erkenne nun noch ferner für die Subsistenz derselben zu sorgen.

Da aber der Gouverneur von Neu-Schottland überzeugt war, daß die bewilligte Summe keinesweges zureichend war, so schrieb er noch einmal an den Gouverneur von Jamaika, und bat ihn der Versammlung vorzustellen, daß man nichts unterlassen habe, was man für die Niederlassung der Maronen habe thun können, daß sie aber noch nicht im Stande wären, ohne fremde Unterstützung sich zu erhalten und daß daher Jamaika verbunden sey, sich ihrer auch noch ferner anzunehmen, und dies um desto mehr, da, wenn man sie zur Verzweiflung triebe, sie leicht den Entschluß fassen könnten, dahin zurückzukehren, welches für die Insel höchst nachtheilig werden könnte, da sie, wie man wisse, noch immer Verbindungen unter den dortigen Negern hätten und

schloß mit der Versicherung, daß sie dem größten Theile nach, eine solche Unterstützung wohl verdienten, indem viele Familien anderen ein Beispiel von gutem Willen und Fleiß gäben.

Allein auch dies machte keinen Eindruck auf die Versammlung von Jamaika, sondern sie ertheilte vielmehr dem Gouverneur von Neu-Schottland den Bescheid: daß, da er die Versorgung der Maronen, wie aus vielen Datis erhelle, einmal über sich genommen und Jamaika alle seine Verbindlichkeiten gegen sie erfüllt habe, so sey die Versammlung der Meinung, daß man eine fernere Unterstützung der Maronen von ihr mit Recht nicht fordern könne und daß sie daher bei ihren vorigen Beschlüssen verharre.

Die Maronen selbst hatten indessen in der Meinung, daß sich General Quarrel noch in Halifax befinde, ein Schreiben erlassen, das ihm aber, da er schon abgereist war, mußte nachgeschickt werden. Sie stellten ihm in demselben ihre traurige Lage vor, und ersuchten ihn, ihre demüthige Bitte, um ihre Versetzung unter einen wärmeren Himmelsstrich, der Versammlung von Jamaika vorzutragen und derselben in ihrem Namen zu versichern, daß sie sich dann so genau als möglich behelfen und alles thun wollten, was sie vermöchten, um der Insel nicht länger zur Last zu fallen.

Was das Betragen der Maronen selbst in diesem Zeitpunkte betrifft, so gebührt ihnen das Zeugniß, daß

sie vor der Abreise des Generalkommissarius wieder angefangen hatten zu arbeiten. Allein bald nach derselben verfielen sie wieder in Müßiggang und versäumten aus Hang zu Vergnügungen die Arbeit wieder. Sie ergaben sich dem Kartenspiele, stellten Hahnengefechte an, und wanderten nach der Stadt. Der folgende Winter war beinahe eben so streng, als der vorhergehende, und es fiel während desselben eine so große Menge Schnee, als man in Neu = Schottland noch nicht gesehen hatte. So lange derselbe dauerte, wurden die Maronen genährt; es wurde für ihre Wohnungen und die Erwärmung derselben gesorgt, und sie hatten nichts zu thun, als das Kartenspiel zu treiben. Die jüngeren wurden zwar von dem Schullehrer Chamberlain unterrichtet, die älteren aber konnte man nicht bewegen, die sonntägige Predigt zu hören und sie machten daher geringe Fortschritte in ihren Kenntnissen der christlichen Lehre und das einzige, was man in dieser Rücksicht über sie gewinnen konnte, war: daß sie ihre Kinder taufen ließen. Aber weder bei ihren Verheurathungen, noch auch bei ihren Todtenbestattungen unterwarfen sie sich den Gebräuchen der Kirche. Die Sitte mehrere Weiber zu haben, und die Verbindung mit ihnen bloß durch gegenseitige Einwilligung zu sanktioniren, gaben sie schlechterdings nicht auf, und wenn ein Marone starb, wurde er mit Coromantischen Ceremonien begraben, ohne daß sie dem Geistlichen gestattet hätten, ein solches Begräbniß nach christlichen Gebräuchen zu veranstalten. Als einst ein Mitglied der Versammlung der Provinz, das in Gesellschaft des Kommissarius ausgeritten war, eine zahl=

reiche Versammlung von Maronen in einiger Entfernung singen hörte, meinte dasselbe, daß dies ein Beweis sey, daß sie sich in ihrer neuen Lage glücklich fühlten — allein als sie näher zu ihnen kamen, fanden sie, daß sie mit der Beerdigung eines ihrer Freunde beschäftiget waren.

Sie bewiesen überhaupt in dieser Zeit einen sehr unbeständigen Charakter, indem sie zuweilen anfiengen zu arbeiten und Lust zeigten, in der Provinz zu bleiben, zuweilen aber wieder ihren Wunsch, in ein wärmeres Land versetzt zu werden, laut werden ließen und in Unthätigkeit verfielen, weil sie sich einbildeten, daß dies das beste Mittel sey, die Erfüllung desselben zu beschleunigen. Ihr Aufseher Chamberlain befolgte dann immer seinen weisen Plan, denen die nicht arbeiten wollten, alle Nahrungsmittel zu versagen und hatte dann auch immer das Vergnügen zu sehen, daß der Hunger mächtiger wirkte, als der Entschluß: lieber zu verschmachten, als zu arbeiten, und daß sie anstatt zu sterben, ihre Wälder in Gärten und Ackerland verwandelten. Allein schon im Jahre 1799 weigerten sie sich von neuem zu arbeiten, weil während des Winters ihre Hoffnung nach ihren Wünschen versetzt zu werden, wieder aufs neue in ihnen erwacht war und noch ehe der Schnee völlig vergangen war, erklärten sie ziemlich einmüthig, daß sie sich nie bequemen würden, Ländereien in Neu-Schottland urbar zu machen.

Um diese Zeit langten die erwähnten Beschlüsse der

Versammlung von Jamaika, die fernere Versorgung der Maronen betreffend, in Halifax an und erfüllten die Gemüther mit Unruhe und Besorgnissen. Die angeblichen Freunde derselben, das ist diejenigen, die ihre Entfernung wünschten, unterließen jetzt nichts, was ihre Unzufriedenheit vermehren konnte. Man machte sie mit den Beschlüssen der Versammlung von Jamaika und den Folgen derselben bekannt, und da sie sich dadurch beleidigt und ihre Rechte gekränkt glaubten, brachten sie den Winter des Jahres 1799 unter Murren und Aeußerungen ihrer Unzufriedenheit zu. Sie waren also eine wahre unnütze Last für die Regierung, die noch dazu sehr kostbar war, indem ihre Erhaltung schon einen jährlichen Aufwand von zehntausend Pfund verursachte. Es war daher dringend nothwendig, in Bezug auf sie gewisse Maaßregeln zu ergreifen, und der Minister glaubte, daß es wohl am besten seyn möchte, sie nach Sierra-Leona zu verpflanzen, weil dadurch ein doppelter Zweck könnte erreicht werden. Acht Jahre früher nämlich, waren die in Neu-Schottland wohnenden königlich gesinnten Neger von Amerika bewogen worden, dieses Land zu verlassen und sich mit der Afrikanischen Kolonie zu vereinigen. Allein sie wurden hier bald unruhig und betrugen sich so gesetzwidrig, daß sie sich die strafbarsten Schritte erlaubten, und sogar Angriffe auf das Leben des Gouverneurs wagten. Man hatte zwar alles versucht, diesen Geist des Aufruhres zu unterdrücken, aber ob er gleich anfangs eingeschränkt wurde, so hatte man ihn doch nie ganz unterdrücken können, und die Ausbrüche desselben bedrohten sogar die Kolonie mit ihrem Untergan-

ge. Diese Betrachtungen mußten nothwendig von einem großen Gewichte für die Direktoren der Sierra-Leona-Kompagnie seyn, als ihnen der Antrag gemacht wurde, die Maronen aufzunehmen. Anfänglich wünschten sie zwar denselben ablehnen zu können, als er ihnen von dem Herzog von Portland gemacht wurde, weil sie es so schwer gefunden hatten, die erwähnten Neger im Zaume zu halten; allein bei näherer Erwägung der Sache fielen sie auf den Gedanken, daß wohl die Maronen gar möchten gebraucht werden können, jenen das Gleichgewicht zu halten. Diese Vorstellung wirkte, und da die Regierung der Kompagnie versprach, alle Kosten der Niederlassung derselben zu tragen, so willigte sie ein, sie aufzunehmen. Anfänglich hatte man die Absicht ihnen ihren Aufenthalt in der Nähe der Hauptstadt der Niederlassung anzuweisen, allein man fand bald, daß sich dies nicht thun ließe; indessen wurden sie wirklich im Herbste des Jahres 1800 in Halifax eingeschifft und langten schon im Oktober zu Sierra-Leona an, und unmittelbar nach ihrer Ankunft zeigte sich eine Gelegenheit, ihre Grundsätze auf die Probe zu stellen. Die erwähnten Neger nämlich, hatten einen Aufstand erregt, der nichts geringeres zur Absicht hatte, als daß sie sich der Regierung bemächtigen und sich von der Kompagnie unabhängig machen wollten. Wären die Maronen Schüler revolutionairer Emissarien oder Kämpen der Anarchie und Gleichheit gewesen, so würden sie wahrscheinlich mit jenen Menschen ihrer Farbe gemeinschaftliche Sache zur Vertilgung der weißen Tyrannen gemacht haben; aber da sie dies nicht waren, so thaten sie gerade das Gegentheil

und vereinigten sich so schnell, als möglich mit den Weissen zur Stillung des Aufstandes. Einige Insurgenten wurden getödtet, viele gefangen genommen und ihnen der Prozeß gemacht, einige wurden hingerichtet und mehrere verwiesen, und der Gouverneur und der Rath wurden durch den Beistand der Maronen in den Stand gesetzt, die Ordnung wieder herzustellen und ein System derselben einzuführen. Ja als die Kolonie von einigen eingebornen Anführern des Landes mit einem plötzlichen und unerwarteten Schlage bedroht wurde, bezeugten sich die Maronen thätig sie zurückzuschlagen und sie zu zwingen, sich aus der Nähe der Kolonie zu entfernen. Die Komitté des Hauses der Gemeinen sagt daher in ihrem Berichte vom fünf und zwanzigsten Mai 1802: „da „der Neuschottländischen Partei die Macht genommen „worden ist, hat man keine Störung der inneren Ruhe „der Niederlassung von ihr weiter zu besorgen. Der Cha„rakter der Maronen ist dagegen ein Gegenstand von „größerer Wichtigkeit geworden; denn die Zahl ihrer er„wachsenen Männer ist völlig eben so groß, als die der „erwachsenen Männer der anderen Klasse der Pflanzer.“

Es wurden zwar nach ihrer Ankunft Ländereien unter sie vertheilt, allein, ob sie gleich zu verschiedenen Zeiten ziemliche Strecken urbar gemacht und bepflanzt haben, so kann man sich doch nicht sehr auf ihre Beharrlichkeit in Geschäften der Art verlassen, und da der Verfasser den Lesern in dieser Rücksicht nichts neues von ihnen zu sagen weiß, so mag eine Schilderung ihres Charakters, wie er zu der Zeit war, als sie Jamaika verließen, die der

dortige Gouverneur entworfen hat, und eine Nachricht des Hauses der Gemeinen von ihrem gegenwärtigen Charakter dieses Kapitel und die Geschichte derselben beschließen.

„Ich habe, sagt der Gouverneur, mit den am besten Unterrichteten und Verständigsten unter ihnen, „Umgang gehabt, aber ich habe nicht finden können, daß „Bosheit oder Rache Züge ihres Charakters wären. Sie „bereuten jemals Krieg geführt zu haben und versicherten, daß sie geglaubt hätten, daß er zu ihrer Selbsterhaltung müßte geführt werden. Bei diesen Unterhaltungen sprachen sie von den Spanischen Hunden zwar „als von Gegenständen des Schreckens, aber sie versicherten auch zugleich, daß man ihnen übertriebene Beschreibungen von denselben gemacht habe, daß sie aber weder „durch sie gelitten, noch auch sie jemals gesehen hätten."

In dem Berichte der Komitté des Hauses der Gemeinen, wird ihr gegenwärtiger Charakter in folgenden Ausdrücken geschildert: „Die Neuschottländer werden „nun gar sehr von den Maronen in Furcht gehalten, „und sehen sich dahin gebracht, Beistand gegen dieselben „von den Europäern zu erbitten. Die Maronen sind „thätig und unerschrocken, nicht ängstlich für ihr Leben „besorgt, voll Vertrauen auf ihre Stärke, stolz auf den „Charakter ihres Stammes, und freuen sich ihrer Unabhängigkeit ohne eifersüchtig auf dieselbe zu seyn. Sie „nähren allgemein in ihrem Herzen den Wunsch, einst „wieder nach Jamaika zurückzukehren und können da-

„her eben so schwer durch die Aussicht auf künftigen Ge-
„winn bewogen werden, für die Verbesserung ihrer Woh-
„nungen oder ihrer Plantagen zu arbeiten. Diese Umstände
„machen sie zu einem Volke, das nicht leicht zu regieren
„und zu einem Gesellschaftszustande zu bringen ist, der
„die Civilisation von Afrika könnte befördern helfen. Die
„Abschaffung der Vielweiberei unter ihnen, hat man bis-
„her für einen zu gefährlichen Versuch gehalten, als daß
„man ihn hätte wagen können, und eben so wenig hat
„man bisher eine schickliche Gelegenheit gehabt, die Er-
„fahrung machen zu können, in wie weit sie sich wohl
„ruhig solchen Einschränkungen der bürgerlichen Gewalt
„unterwerfen möchten, die ihren Neigungen und Gewohn-
„heiten am stärksten entgegen sind. Sie haben aber auch
„wieder gute Züge in ihrem Charakter. Ob sie gleich für
„ihre Person kein Verlangen haben, irgend einen Unter-
„richt zu genießen, so macht es ihnen doch Freude ihn ih-
„ren Kindern, die sehr gute Fähigkeiten zu besitzen schei-
„nen, ertheilen zu sehen. Sie sind nicht neidisch auf
„Europäer, sondern scheinen vielmehr eine herz-
„liche Anhänglichkeit an sie zu haben, und wün-
„schen, daß sich die Zahl der weißen Kolonisten vermeh-
„ren möge. Sie haben alle eine Neigung für Geld zu
„arbeiten; viele von ihnen zeigen ein großes Verlangen
„ein Handwerk zu erlernen, und einige, die seit ihrer
„Ankunft zu Sierra-Leona wirklich dergleichen erlernt
„haben, sind weit geschicktere Arbeiter geworden, als
„man erwarten konnte. Noch allgemeiner wird diese Nei-
„gung bei ihren Kindern werden, da sie nach Grundsäz-
„zen erzogen und zu Fertigkeiten gewöhnt werden, die

„sehr von denen verschieden sind, die ihre Väter von „Jamaika mit hierher brachten."

Dreizehntes Kapitel.

Zustand von Jamaika seit den letzten zehn Jahren. — Die entlaufenen Sklaven verbreiten Unruhe über die Insel. — Einfluß der Unruhen auf St. Domingo auf den Zustand von Jamaika. — Nachrichten von dem kirchlichen Zustande der Insel. — Statistische Tabellen und Angaben.

Nach der Erzählung der wichtigsten Begebenheiten des Maronenkrieges, die in den vorhergehenden Kapiteln enthalten ist, bleibt nun dem Verfasser nur noch die Darlegung des Zustandes der Insel seit den letzten zehn Jahren übrig, die er also noch in den folgenden Kapiteln versuchen wird.

Der Aufstand der Neger in St. Domingo, der Ausbruch des Krieges zwischen Großbrittannien und Frankreich, und die Abschaffung jeder Art der Sklaverei in den Kolonien, die die Französische Regierung öffentlich proklamirte, versetzten Jamaika in eine ganz neue und große Besorgnisse erweckende Lage. Im Jahre 1795 ergieng eine Proklamation, daß sich alle auf der Insel befindliche Fremde sollten verzeichnen lassen, da es sich dann fand, daß sich bloß nicht weniger, als eintausend einhundert und neun und neunzig Franzosen auf Ja-

maika befanden. Aber es blieb selbst nicht bei dieser Anzahl, sondern es kamen beständig noch mehrere an, die die Revolution durch ihre Schrecken aus dem Vaterlande vertrieb. Man befürchtete daher Intriguen und Verschwörungen, fand aber zum Glücke bei angestellter Untersuchung, daß diese Besorgnisse vergeblich waren. Indessen nahm doch das Haus der Versammlung davon Veranlassung den Gouverneur zu ersuchen, alle Franzosen von der Insel zu entfernen und sie nach Großbritannien oder nach St Domingo zu senden. So blieb die Ruhe nach der Transportation der Maronen, auf der Insel bis zum Jahre 1798 völlig ungestört. Aber schon im Februar dieses Jahres wurde sie durch eine Bande entlaufener Neger unterbrochen, die sich in den Trelawney-Gebirgen zusammen rottirt hatten und unter der Anführung eines Negers, der sich Cuffee nannte, die angränzenden Kolonisten überfielen und sie beraubten. Ihre Anzahl vermehrte sich allmählig und damit wuchs auch ihr Vertrauen zu sich selbst, und noch vor dem Monat Junius waren sie so furchtbar geworden, daß sie Angst und Schrecken über jenen Theil der Insel verbreiteten: ja man sagte sogar schon, daß die Gefahr mit der das Land gegenwärtig bedroht werde, viel größer sey als die, die ihm ehemals die Maronen verursacht hätten. Indessen war diese Behauptung doch nur eine Frucht einer zu großen Besorgniß, die daher entstand, daß die Räuber den Pflanzern so viel näher waren, als ehemals die Maronen, denn jene konnten mit diesen weder in Ansehung ihrer Zahl noch ihrer Unternehmungen verglichen werden. Die ganze Bande nämlich die

Cuffee anführte, bestand aus drei und vierzig Mitgliedern und eine andere aus dreißig, und daß sie sich auch in Ansehung des Muthes nicht mit den Maronen messen konnten, beweist folgender Vorgang. Ein beträchtlich großer Trupp dieser Räuber überfiel einst ein Haus und versuchte es zu zerstören, und ob sich gleich nur drei weiße Menschen — von denen noch dazu der eine bald erschossen wurde — und ein treuer Neger Namens Billy, in demselben befanden, so wurden doch alle Versuche der Räuber, das Haus niederzubrennen vereitelt, und sie selbst gezwungen sich zurückzuziehen.

Indessen war doch die Erinnerung an die traurige und gefährliche Lage, in der sich die Insel in den Jahren 1795 und 1796 befunden hatte, noch zu neu und zu lebhaft bei den Bewohnern derselben, als daß sie bei diesen neueren Vorfällen hätten gleichgültig bleiben können. Besonders lebten die in der Nähe der Gebirge wohnenden Pflanzer in einer beständigen Furcht, und baten daher den Gouverneur um schleunige Hülfe. Dieser schickte auch verschiedene Streifpartien in die Wälder aus, um die Rebellen zu verfolgen und zum Gehorsam zu bringen. Da alles dies nicht sogleich gelingen wollte und im Gegentheile immer neue Klagen einliefen, so wurde der Gouverneur dadurch bewogen, die Versammlung zusammen zu berufen, um über die Mittel die Ruhe wieder herzustellen, zu berathschlagen, die auch am zwölften Junius zusammen kam. Nachdem er ihr die Lage der Dinge vorgetragen hatte, that er den Vorschlag, drei Negerkompagnien von solchen Schwarzen zu errichten auf

die man sich verlassen könne, und ihnen Weiße zu Offizieren zu geben, deren Bestimmung seyn sollte, die Wälder und Schluchten beständig zu durchsuchen, damit die Rebellen nirgends sicher wären. Er rieth dann, sich dazu der Accompong-Maronen zu bedienen, weil diese immer eine treue Anhänglichkeit an den König und das Land bewiesen hätten. Dieser Vorschlag wurde genehmigt und dem Gouverneur die Vollmacht gegeben, jene Kompagnien zu errichten. Es geschah auch wirklich, und die gute Folge davon war, daß die Rebellen in kurzer Zeit zerstreut wurden, so daß man bald gar nichts weiter von ihnen hörte, und der Gouverneur der Versammlung, als sie im folgenden Oktober zusammen kam, Glück deshalb wünschen konnte. Allein diese Ruhe dauerte doch wieder nicht lange, und zu der nämlichen Zeit, da der Gouverneur der Versammlung Glück wünschte, hatte sich ein Zufall ereignet, der Jamaika neue Besorgnisse und Unruhe bereitete. Auf St. Domingo war nämlich schon fünf Jahre lang der nur zu bekannte unglückliche Krieg geführt worden, der sich damit endigte, daß die Franzosen die Insel räumen, und die Einwohner den Schrecken und Greueln einer fürchterlichen Revolution überlassen mußten. Dies geschah im Oktober des Jahres 1798, und ohngefähr tausend Mann der Französischen Truppen wurden nach Jamaika eingeschifft; da sich darunter auch Neger-Regimenter befanden, und diesen auch bald noch mehr Emigranten von St. Domingo nachfolgten, die ebenfalls eine große Menge von Sklaven mitbrachten, so erweckte dies bei den Bewohnern von Jamaika die größten Besorgnisse, und das Haus der Ver-

sammlung fuhr so lange fort bei dem Gouverneur die dringendsten Vorstellungen dagegen zu machen, bis er sich entschloß fast alle fremde Neger aus Jamaika zu entfernen, indem ein Theil derselben nach Martinique, ein anderer Theil aber nach Trinidad gebracht wurde.

Aber bald bekam man wieder eine neue Ursache zur Unruhe, indem nämlich der mit Bewilligung Toussaint-l'Ouvertûre in St. Domingo sich aufhaltende Agent von Jamaika Douglas entdeckte, daß die Republikaner den Plan entworfen, die Fackel des Aufruhrs auch auf Jamaika anzuzünden, und daß man in dieser Absicht wirklich schon Emissarien von St. Domingo aus dahin geschickt habe, und diese Entdeckung ungesäumt der Regierung von Jamaika anzeigte. Zwei von ihm beschriebene und genau bezeichnete Spione Du Boison und Sasportas wurden auch wirklich verhaftet, und man fand unter ihren Papieren den ganzen, für die Unternehmung entworfenen Plan. Du Boison rettete dadurch sein Leben daß er alles entdeckte, seinem Gesellen aber wurde der Prozeß gemacht, und er wurde hingerichtet, und so auch diese Gefahr noch glücklich von der Insel abgewendet, und den Bewohnern derselben ihre Ruhe wieder gegeben. Indessen machte doch die unglückliche Lage der Dinge daß diese Ruhe immer wieder von neuem unterbrochen und gestört wurde, und dies geschah unter andern auch besonders durch Französische Seeräuber und Freibeuter, denen damals die Spanischen Häven in jenen Meeren offen standen, denn diese schwebten immer um die Insel herum, und brachten

dem Handel und vornehmlich dem Küstenhandel große Nachtheile: sie kannten die Küsten genau, und ihre Fahrzeuge waren so gebaut, daß sie den Englischen Kreuzern leicht entgehen konnten.

Während dieser unruhigen Periode des Krieges vergaß aber doch die gesetzgebende Gewalt nicht, die inneren Angelegenheiten der Insel in gehörige Betrachtung zu ziehen, und besonders auch die Lage des Klerus von Jamaika. Im November des Jahres 1797 überreichte die Geistlichkeit der Insel dem Hause der Versammlung eine Bittschrift um die Verbesserung ihrer Einkünfte, weil sie nicht mehr mit den gegenwärtigen Preisen der Bedürfnisse im Verhältnisse standen, indem ihre Besoldungen schon in dem Jahre 1748, also zu einer Zeit eingerichtet und festgesetzt worden, wo der Werth des Geldes noch viel größer war als gegenwärtig. Bei dieser Veranlassung kam denn auch der Gerichtsstand der dortigen Geistlichkeit zur Sprache und zur Untersuchung, bei der es sich fand, daß zufolge einer von Karl dem zweiten gegebenen Verordnung keine geistliche Obrigkeit in irgend einem Falle das Recht hatte, Geld- oder Leibesstrafen zu verhängen. Zwar hatte Georg der zweite den Bischoff von London mit diesem Rechte in Ansehung Jamaikas belehnt, allein er hatte doch jenes frühere Gesetz nicht ausdrücklich aufgehoben, und der Bischoff von London hat auch nie eine geistliche Gerichtsbarkeit auf der Insel ausgeübt, daher wurde vorgeschlagen, daß die Geistlichen in dieser Rücksicht künftig bloß unter dem Gouverneur stehen sollten. Darauf ka-

men die Besoldungen der Geistlichen zur Sprache, und es wurde dabei bemerkt daß sie sehr ungleich seyen, und daß die Art sie zu erheben, die Pfarrer (Rectors) gewissermaaßen von den Kirchenältesten oder Vorstehern abhängig mache, und endlich wurde auch noch der Mangel einer Versorgungsanstalt für die Wittwen und Waisen der Geistlichen gerügt. Es gieng daher ein Gesetz durch, vermöge dessen die Besoldung der Geistlichen erhöht, Kirchen und Pfarrwohnungen erbaut, und ein Fond zur Unterstützung der Wittwen und Waisen verstorbener Geistlichen sollte ausgemittelt werden. Durch diese Akte, die am drei und zwanzigsten Dezember des Jahres 1797 gegeben wurde, werden Mittel zur Erbauung und Unterhaltung von Kirchen uud Pfarrwohnungen angewiesen, und in Ansehung der ersteren wurde verordnet, daß sie bloß für gottesdienstliche Handlungen sollten bestimmt seyn. Den Pfarrern (Rectors) der Kirchspiele ist zur Pflicht gemacht, jeden Sonntag entweder vor oder nach dem öffentlichen Gottesdienste, eine bestimmte Zeit auf den Unterricht solcher freien farbigen Menschen oder der Negersklaven zu wenden, welche die Taufe verlangen. Ferner werden durch jene Akte alle Geistlichen oder Pfarrer der Insel auf gleiche Besoldung gesetzt, die ihnen der Generaleinnehmer vierteljährig auszahlen muß, und die sich jährlich, die Accidenzien die sie bei Begräbnissen in den Kirchen bekommen, ausgenommen, auf vierhundert und zwanzig Pfund beläuft; und endlich ist auch ein Fond für die Versorgung von Wittwen und Waisen verstorbener Pfarrer ausgemittelt worden, indem ihnen von ihrer Besoldung zehn Prozent abgezogen und als ein Ka-

pital ausgeliehen werden, dessen Interessen für jenen Zweck bestimmt sind. Zu eben der Zeit als diese Akte gesetzliche Kraft erhielt, bat auch das Haus der Versammlung in einer Adresse an den König, daß er dem Gouverneur der Insel die Gewalt ertheilen möge, Geistliche die es verdienten, suspendiren und absetzen zu können; allein dies Gesuch wurde nicht bewilligt, weil der Generaladvokat des Königs der Meinung war, daß es keine guten Folgen haben möchte, wenn die Oberaufsicht über die geistlichen Angelegenheiten einem Laien anvertraut würde, der mit der Natur und der Ausübung geistlicher Geschäfte nicht bekannt sey. Der König verordnete daher, daß drei oder mehrere der angesehensten und ehrwürdigsten Pfarrer der Insel zu Kommissarien sollten ernannt werden, um ein geistliches Gericht zu bilden, unter dem die übrigen Geistlichen stehen sollten, und dem er die Macht ertheilte die Kirchenzucht zu handhaben, und diejenigen die sich etwa vergehen möchten, zu bestrafen. Diesem Gesetze zu Folge wurden durch eine Akte vom eilften Dezember des Jahres 1800, folgende Pfarrer zu diesen Kommissarien bestellt: John Campbell, Pfarrer zu St. Andrews; Thomas Rees, Pfarrer zu Kingston; Thomas Warren, Pfarrer von St. Elisabeth; Francis Ricard, Pfarrer von St. James und R. S. Woodham, Pfarrer von St. Katharinen; auch wurden Besoldungen für einen Registrator und einen Pedell dieses geistlichen Gerichtes ausgeworfen.

In Ansehung der weltlichen Departementer, sind in den letzten zehn Jahren nur wenig Veränderungen ge-

macht worden. Die Dienstbesetzungen hängen noch immer von dem Gouverneur der Insel ab, der seitdem das Amt eines Oberanwalds (barristes chief justice) angeordnet hat. Die Kolonisten haben oft unter sich die Frage aufgeworfen, ob nicht solche Pflanzer, die eine zweckmäßige Bildung erhalten, für hinlänglich unterrichtet gehalten werden könnten, um die Gerechtigkeit in strittigen Fällen zu verwalten und diese nach ihr zu entscheiden? und sie ist immer von allen bejahend beantwortet worden. Man kann hiebei die Bemerkung machen, daß in kleinen Gemeinheiten, wo der Gesetze und der Fälle wo man über die Auslegung derselben in Zweifel ist, nur wenige sind, allerdings schon die Kenntniß der Sache auf die es ankömmt, und ein mit Rechtschaffenheit verbundener guter Verstand hinreichend seyn können, die Ordnung zu erhalten; allein wenn die Zahl der Gesetze sehr groß ist und die Fälle sich unendlich vervielfältiget haben, so ist doch gewiß zur Entwirrung der Verwickelungen und Schwierigkeiten, die eine natürliche Folge davon, und von dem Scharfsinne mancher Menschen die Grundsätze verkehrt anzuwenden sind, eine Feinheit des Urtheils erforderlich, die nur durch Studium und Uebung kann erworben werden. Wenn aber diese Bemerkung auf die Gerichtshöfe paßt, so muß sie auch auf die Billigkeitsgerichte (courts of equity) passen, vor denen, wie besonders in Jamaika der Fall ist, die meisten Prozesse verhandelt werden die große Grundstücke oder Summen betreffen. Man könnte zwar sagen, daß immer der Weg der Appellation an den König noch offen

stehe, aber man muß sich dagegen erinnern, daß dieses Rechtsmittel mit ungeheuern Kosten verknüpft ist.

Im Jahre 1801 ist zu Kingston, weil sich die Anzahl der Einwohner so sehr vermehrt hat, und die Begebenheiten unserer Tage so viel Ursache zu Besorgnissen aller Art gegeben haben, eine Korporation zur besseren Einrichtung und Verwaltung der Polizei der Stadt Kingston und des Kirchspiels derselben, errichtet und mit der ihrem Zwecke gemäßen und hinlänglichen Gewalt versehen worden.

Den gegenwärtigen statistischen Zustand von Jamaika wird der Leser aus folgenden zuverlässigen Angaben beurtheilen können.

Angabe des Tonnengehalts der Schiffe, die in den verschiedenen Häven von Jamaika von dem ersten Januar 1793 bis zum vier und zwanzigsten November 1799 eingelaufen sind.

Jahr.	Britt. Schiffe.	Fremde.	Totalsumme.
1793	109,551	2,232	111,783
1794	139,784	37,875	177,659
1795	110,856	55,695	166,551
1796	88,088	74,774	162,862
1797	88,652	35,923	124,575
1798	121,085	48,338	169,423
1799	109,319	68,886	178,205

Angabe der Summen des Betrags der Ausfuhre der vornehmsten Produkte von Jamaika in den in der Tabelle bezeichneten Jahren.

Jahr der Ausfuhr.	Zucker.			Rum.		Ingwer.		Jamaika-Pfeffer.		Baumwolle.	Kaffee.
	Hogsheads oder Oxhofte.	Tierces.	Barrels.	Puncheons.	Hogsheads.	Fässer.	Säcke.	Fässer.	Säcke.	Säcke.	Pfunde.
1793	77,575	6,722	642	34,755	879	62	8,605	420	9,108	13,029	3,983,576
1794	89,532	11,158	1,224	39,843	1,570	121	10,305	554	22,153	16,842	4,911,549
1795	88,851	9,537	1,225	37,684	1,475	426	14,861	957	20,451	17,766	6,318,812
1796	89,219	10,700	858	40,810	1,364	690	20,275	136	9,820	9,903	7,203,539
1797	78,373	9,963	753	28,014	1,463	259	29,098	328	2,935	—	7,931,621
1798	87,896	11,725	1,163	40,823	2,234	119	18,454	1,181	8,961	2,859	7,894,306
1799	101,457	13,538	1,321	37,022	1,981	221	10,358	1,766	28,273	30,693	11,745,425
1800	96,347	13,549	1,631	37,166	1,350	444	3,580	610	12,759	—	11,116,474
1801	123,251	18,704	2,692	48,879	1,514	12	239	648	14,084	—	13,401,468
1802	129,544	15,405	2,403	45,632	2,073	23	2,079	591	7,793	—	17,961,923

Angabe anderer im Jahre 1799 bloß ausgeführten Artikel.

Campescheholz und Gelbholz 13,704 Tonnen.
Mahagonyblöcke und Breter 2876.
Guajakgummi (Gum. Guajaci tativum) 62 Fässer und Büchsen.
Indianische Pfeilwurzel (Maranta L.) 24 Fässer und Büchsen.
Biberöl 236 Fässer.
Turmerick 397 Säcke.
Sparren von Lanzenholz 2,230.
Ebenholz 21 Tonnen.
Häute oder Felle 38,379.
Spatzierstöcke 822 Gebinde.
Oelnüsse 10 Fässer.
Indigo 19 Fässer.
Feiner Liqueur 23 Fässer.
Kakao 468 Fässer 9055 Säcke.
Kuhhörner 7,130.
Guajakholz (Guajac. officin.) 67 Tonnen.
Ziegenhäute 46.
Melasse 420 Fässer.
Bohlen von gelbem Sandelholz 39.
Früchte 910 Fässer (barrels.)

Angabe der von Großbrittannien und Irland von dem ersten September 1798 bis zum ersten September 1799 eingeführten Lebensbedürfnisse.

Kernmehl 826 Puncheons, 3,336 Fässer (barrels.)
Schiffbrod 2,729 Butten (butts), 1,619 Orthofte, 2,300 Fässer, 8,430 Säcke.
Gepökeltes Rindfleisch 1,199 Tierces, 13,752 Fässer, 3,298 Halbefässer.
Gepöckeltes Schweinefleisch 712 Tierces, 14,699 Fässer, 3,411 Halbefässer.
Erbsen 3,610 Fässer (casks).
Heringe 122,428 Fässer.
Butter 19,740 Viertelfässer (firkins).

Aus obigen Angaben kann man, gleichsam wie mit Einem Blicke die ungeheuern Vortheile ersehen, die der Handel und die Schiffahrt Großbrittanniens durch die Insel Jamaika erhält; und doch sind hierbei noch nicht einmal diejenigen Vortheile mit in Anschlag gebracht, die für den Handel und die Manufakturen des Mutterlandes, durch die Einfuhr aller übrigen Lebensbedürfnisse der Insel in Brittischen und Irländischen Schiffen, die unmittelbar von Großbrittannien und Irland kommen, erwachsen, und die beinahe nicht zu berechnen sind.

Angabe der Einfuhr, der Ausfuhr und des Haverey-preises von Sklaven, vom November des Jahres 1792 bis zum sechs und zwanzigsten Nov. 1799.

Jahre.	Eingeführte Sklaven.		Ausgeführte Sklaven.		Havereygeld.
	Kingston.	Montego Bai.	Kingston.	Montego Bai.	Pfund Sterling.
1792	2,171	1,189	—	—	—
1793	20,355	5,980	215	186	45 — 16 — 10
1794	13,257	227	1,330	184	46 — 9 — 9
1795	11,459	990	4,214	76	42 — 17 — 11
1796	7,967	—	2,199	121	51 — 6 — 3
1797	10,374	—	2,941	26	51 — 1 — 5
1798	9,659	1,419	655	20	58 — 11 — 8
1799	10,286	982	62	—	72 — 4 — 10

Angabe von Sklaven, Vorräthen, Morgen Landes und der Land- und Personensteuer von 1801.

Sklaven . . . . 307,094.
Vorräthe . . . . 213,137.
Morgen Landes . . . . . 2,203,640.
Landtaxe oder Steuer in Pfd. Sterl. 55,090 — 19 — 3¼.
Personensteuer . . . 203,799 — 19 — 10.

Summarischer Auszug von den Ein- und Ausfuhrregistern, die dem Hause der Versammlung von Jamaika am zehnten November 1802 von dem Havenaufseher vorgelegt worden.

Ausfuhre.

Nach Großbrittannien.

Zucker: 58,155 Oxthofte, 5,722 Tierces, 726 Fässer (barrels).
Rum: 10,943 Puncheons, 439 Oxthoft.
Ingwer: 2,221 Säcke (bags).
Jamaikapfeffer: 426 Fässer (casks).
Kaffee: 65,921 Säcke (bags).

Nach Irland.

Zucker: 2,168 Oxthoft, 442 Tierces, 958 Fässer (barrels).
Rum: 1,522 Puncheons, 198 Oxthoft.
Jamaikapfeffer: 5 Säcke (bags), 20 Fässer (casks).
Kaffee: 65,921 Säcke (bags).

Nach den Brittischen Plantagen.

Zucker: 112 Oxthoft, 3 Tierces, 273 Fässer (barrels).
Rum: 1,511 Puncheons, 158 Oxthoft.
Piment oder Jamaikapfeffer: 11 Fässer (casks).
Kaffee: 41,381 Säcke (bags).

Nach den vereinigten Staaten.

Zucker: 776 Oxthoft, 105 Tierces, 246 Fässer (barrels).
Rum: 2,980 Puncheons, 26 Oxthoft.
Ingwer: 695 Säcke (bags), 6 Fässer (casks).
Piment oder Jamaikapfeffer: 185 Säcke (bags), 17 Fässer (casks).
Kaffee: 1,083,821 Säcke.

Nach dem Spanischen festen Lande.

Rum: 564 Puncheons, 296 Oxthoft, 473 Fässer (barrels), 205 Fäßchen (kegs).

Totalsumme der Ausfuhr aus diesem Haven.

Zucker: 61,229 Oxthoft, 6,272 Tierces, 2,197 Fässer (barrels).
Rum: 17,520 Puncheons, 1,217 Oxthoft, 473 Fässer (barrels), 205 Fäßchen (kegs).
Ingwer: 723 Säcke, 22 Fässer (casks).
Piment oder Jamaikapfeffer: 2,411 Säcke, 474 Fässer (casks).

Ausfuhr von den äußeren Häven (Out-ports).

Nach Großbrittannien.

Zucker: 67,726 Oxthoft, 8,893 Tierces, 120 Fässer (barrels).
Rum: 15,985 Puncheons, 773 Oxthoft.
Ingwer: 309 Säcke, 1 Faß (casks).

Piment: 3,715 Säcke, 113 Fässer (casks).
Kaffee: 5,103,119 Pfund.

Nach den Brittischen Plantagen.

Zucker: 130 Oxthoft, 75 Tierces, 12 Fässer (barrels).
Rum: 1,393 Puncheons, 70 Oxthoft.
Melasse: 60 Fässer (casks).
Kaffee: 14,264 Pfund.

Nach den vereinigten Staaten.

Zucker: 459 Oxthof, 165 Tierces, 74 Fässer (barrels).
Rum: 10,730 Puncheons, 13 Oxthof.
Melasse: 306 Fässer (casks).
Ingwer: 1,047 Säcke (bags).
Piment: 1,667 Säcke, 4 Fässer (casks).
Kaffee: 44,945 Pfund.

Nach dem Spanischen festen Lande.

Rum: 4 Puncheons.

Das Ganze der Ausfuhre aus den äußeren Häven.

Zucker: 68,315 Oxthoft, 9,133 Tierces, 206 Fässer (barrels).
Rum: 28,112 Puncheons, 856 Oxthof.
Melasse: 366 Fässer (casks).
Ingwer: 1,356 Säcke (bags), 1 Faß (cask).
Piment: 5,382 Säcke (bags), 117 Fässer (casks).
Kaffee: 5,162,328 Pfund.

Hauptsumme der sämmtlichen Ausfuhre.

Zucker: 129,544 Oxthoft, 15,405 Tierces, 2,403 Fässer (barrels).

Rum: 45,632 Puncheons, 2,073 Oxthoft, 473 Fässer (barrels), 205 Fäßchen (kegs).

Melasse: 366 Fässer (casks).

Ingwer: 2,079 Säcke, 23 Fässer.

Piment: 7,793 Säcke, 591 Fässer.

Kaffee: 17,961,923 Pfund.

Mehr wurde im letzten Jahre ausgeführt, ohngefähr:

Zucker: 4,000 Oxthoft.

Kaffee: 4,560,455 Pfund.

Ingwer: 1,840 Säcke.

Weniger wurde ausgeführt, ohngefähr:

Rum: 3,000 Puncheons.

Piment: 6,291 Säcke, 57 Fässer.

Angabe der in der angegebenen Zeit eingeführten Pferde, Schlachtthiere u. s. w.

In dem Haven von Kingston:

Pferde: 1,207.

Maulthiere: 2,343.

Esel: 137.

Hornvieh: 2,188.

In den äußeren Häven.

Pferde: 1,163.
Maulthiere: 84.
Esel: 3.
Hornvieh: 2,431.

Totalsumme dieser Einfuhre:

Pferde: 2,370.
Maulthiere: 2,427.
Esel: 140.
Hornvieh: 4,619.

Mehr wurden im letzten Jahre eingeführt:

Hornvieh: 139 Stück.

Weniger wurden eingeführt:

Pferde: 76.
Maulthiere: 2,032.
Esel: 50.

Eingeführte Lebensmittel, Nutzholz, von den vereinigten Staaten von Amerika, in der nämlichen Periode.

In Amerikanischen Fahrzeugen:

Kraftmehl: 87,635 Fässer (barrels).
Brod: 17,083 Säcke, 9,818 Fässer, 3,834 Fäßchen (kegs).

Reis: 2,331 Tierces, 403 halbe Tierces.

Fische: 1,104 Fässer (casks), 10,952 Barels, 1,123 Fäßchen (kegs), 1,165 Büchsen (boxes).

Rindfleisch: 2,025 Barels.

Schweinefleisch: 6,931 Barels.

Butter: 2,214 Fäßchen (firkins). 10,773,897 Fuß.

Faßdauben und Bodenstücke: 14,107,584.

Schindeln: 8,837,300.

Erbsen: 2,717 Barels, 10,413 Buschels.

Korn: 174 Säcke, 108,640 Buschels.

Totalsumme der in Brittischen Fahrzeugen eingeführten Bedürfnisse.

Kraftmehl: 16,727 Fässer (Barrels).

Brod: 1,712 Säcke, 878 Fässer, 400 Fäßchen (kegs), 15 Zentner.

Reis: 1,089 Tierces, 322 halbe Tierces.

Fische: 191 Fässer (casks), 2,172 Barels, 329 Fäßchen, 87 Büchsen (boxes).

Rindfleisch: 377 Fässer.

Schweinefleisch: 1,873 Fässer (Barrels).

Butter: 178 Fäßchen (firkins).

Nutzholz: 1,430,722 Fuß.

Faßdauben und Bodenstücke 1,566,241.

Schindeln 627,050.

Erbsen: 199 Fässer (Barrels), 298 Scheffel (bushels).

Korn: 63 Fässer (casks), 14,073 Scheffel.

Totalsumme der Einfuhr von den vereinigten Staaten.

Kraftmehl: 104,362 Fässer (Barrels).

Fische: 18,795 Säcke, 10,696 Fässer (Barrels), 4,234 Fäßchen (kegs), 15 Zentner.

Reis: 3,420 Tierces, 725 halbe Tierces.

Fische: 1,295 Fässer (casks), 13,124 Barels, 1,452 Fäßchen, 1,452 Büchsen (boxes).

Rindfleisch: 2,402 Fässer.

Schweinefleisch: 8,804 Fässer.

Butter: 2,392 Fäßchen (firkins).

Nutzholz: 12,204,619 Fuß.

Faßdauben und Bodenstücke: 15,673,825.

Schindeln: 9,464,350.

Erbsen: 2,916 Fässer (Barrels), 19,714 Scheffel (bushels).

Korn: 237 Fässer (casks), 122,647 Scheffel.

Nach den vereinigten Staaten, zu der nämlichen Zeit in Amerikanischen Fahrzeugen ausgeführte Produkte.

Rum: 12,328 Puncheons, 25 Oxthoft.

Melasse: 257 Fässer (casks).

Totalsumme der Ausfuhre durch Brittische Fahrzeuge.

Zucker: 1,235 Oxthoft, 270 Tierces, 320 Fässer (Barrels).

Rum: 1,382 Puncheons, 14 Oxthoft.

Melasse: 49 Fässer (casks).

Ingwer: 1,742 Säcke, 6 Fässer (casks).

Piment: 1,852 Säcke, 21 Fässer (casks).

Kaffee: 1,128,766 Pfund.

Totalsumme der Ausfuhre nach den vereinigten Staaten.

Zucker: 1,235 Oxthoft, 270 Tierces, 320 Fässer (Barrels).

Rum: 13,710 Puncheons, 39 Oxthoft.
Melasse: 306 Fässer (casks).
Ingwer: 1,742 Säcke, 6 Fässer (casks).
Piment: 1,852 Säcke, 21 Fässer (casks).
Kaffee: 1,128,766 Pfund.

Anschlag der Mittel und Wege für 1802.

Personensteuer . . .	140,000 Pf. St.	—0	—0.
Ditto, Rückstand von 1801	18,000 — —	—0	—0.
Deficit, zwei Viertheile von 1802 u. Rückstand v. 1801	25,000 — —	—0	—0.
Landtaxe	42,000 — —	—0	—0.
Ditto, Rückstand von 1801 .	1,500 — —	—0	—0.
Abgaben auf Negern . .	50,000 — —	—0	—0.
Abgaben von Rum . .	8,000 — —	—0	—0.
Neue Abgaben . . .	7,500 — —	—0	—0.
Rückstand von Abgaben voriger Jahre . . .	20,000 — —	—0	—0.
Ueberschuß der Einnahmen .	16,000 — —	—0	—0.
Stempelabgaben . . .	38,000 — —	—0	—0.
Schulden	1,000 — —	—0	—0.
Gebühren von Privatwechseln (fees of private bills) .	200 — —	—0	—0.
Pf. Sterling	367,200 — —	—0	—0.
Kassen=Bilanz . . .	202,005 — —	—3	—4.
Pf. Sterling	569,205 — —	—3	—4.

Seelenregister der verschiedenen Maronen-Städte von 1801.

	Moore Town.	Charles Town.	Scotts Hall.	Accompong Town.
Männer . . .	53	65	13	38
Offiziere . . .	—	7	—	—
Knaben . . .	20	30	12	25
Weiber . . .	83	81	10	47
Mädchen . .	12	24	11	11
Kinder . . .	110	54	—	15
Invaliden . .	—	2	—	—
	278	263	46	136
Hauptsumme:	723			

Auszug aus den Generallisten des Militärs in den Jahren 1796 und 1797.

	1796.	—	1797.
Die ganze Summe der Kavallerie .	1259.	—	1210.
Die Surry Infanterie . . .	1864.	—	1774.
Die Middlesex Infanterie . .	2557.	—	2230.
Die Cornwall Infanterie . . .	2116.	—	2189.
Summe der Infanterie	6537.	—	6193.
Summe des sämmtlichen Militärs	7796.	—	7403.

Wirklich Dienstthuende

Kavallerie	1042. —	965.
Infanterie	5843. —	5323.
	6885. —	6288.

Die Jahre 1796 und 1797 waren diejenigen, in denen das Militär am meisten beschäftiget wurde. Im Jahre 1792 war die Zahl desselben größer, nämlich, im Ganzen 8172 und wirklich Dienstthuende Truppen: 7315. Im Jahre 1797 befanden sich unter der Infanterie 1331 farbige Menschen und 469 Neger.

Detaillirte Angabe der Baraken und der Anzahl der Soldaten, die jede enthalten sollte, sich bloß auf die regulären Truppen der Insel beschränkend.

	Hauptquartiere.	Detaschements.	Truppenzahl.	Summe.
2 Bataillons.	Up = Park = Camp .	. . . .	1200	—
		Kingston . . .	50	—
		Port Royal . .	80	1330
	Stony Hill . .	. . . .	500	500
1 Bataillon.	Charles = Town .	. . . .	300	—
		Burke's, zwischen Port Antonio und Bath . .	100	—
		Bei Marchioneal .	200	—
		Port Antonio . .	100	—
		Port Maria . .	50	750
1 Bataillon.	Trelawney = Town .	. . . .	300	—
		Guaschie = Fluß, in den schwarzen Gründen .	200	—
		Falmouth . . .	30	—
		Montego = Bai . .	30	—
		Lucea	50	—
		Fort Dundas . . .	30	—
		Savanna = la = Mar .	90	730
1 Bataillon.	Fort = Augusta . .	. . . .	500	—
		Spanisch Town . .	100	—
		Batterie der zwölf Apostel	60	—
		Fort Clarence . .	30	690
	Port = Royal (Königliche Artillerie) . .	. . . .	200	200
			Summa	4200

Vierzehntes Kapitel.

Anpflanzung einer neuen Art von Zuckerrohr. — Von der Beschaffenheit des dazu nöthigen Bodens. — Bemerkungen über die Arbeiten bei Nacht während der Aerndte. — Higgin's Verbesserungen bei der Zuckerbereitung. — Vernachlässigung des Gartenbaues. — Von dem Gewürznelkenbaum. — Der Brodfruchtbaum.

Auf die im vorigen Kapitel enthaltenen statistische Nachrichten von Jamaika mögen nun noch einige Bemerkungen über etliche der Insel wichtige Produkte und den Anbau derselben folgen. Schon aus der Geschichte von Jamaika weiß der Leser, daß das Hauptprodukt daselbst das Zuckerrohr ist, dessen Behandlung, so wie die Bereitungsart des Zuckers auch dort beschrieben worden. Hier nun ist noch übrig zu erinnern, daß es mehr als eine Art des Zuckerrohres giebt, und daß besonders das sogenannte Bourbonische, oder wie es auch heißt, Otaheitische Rohr für die Insel wichtig geworden ist, daher wohl eine kurze Nachricht von demselben hier wohl nicht am unrechten Orte stehen dürfte.

In den Jahren 1794 und 1795 nämlich, kamen mehrere Fahrzeuge von Antigua und St. Kitt's in verschiedenen Häven der Insel an, in der Absicht, auf derselben Ableger oder Schnittlinge (Joints) von einer Art von Zuckerrohr zu verkaufen, welches viel größer werden sollte, als das, was bisher auf der Insel

war gepflanzt worden, und noch vor wenig Jahren die einzige Art war, die man in den Brittischen, Französischen, Spanischen, Holländischen und anderen Zuckerkolonien kannte und bauete. Jene neue Art war zuerst nach Antigua, Guadeloupe und Martinique gebracht worden, wo sie bald allgemein gepflanzt wurde. Sie war dorthin zugleich mit noch verschiedenen anderen, ebenfalls größeren Arten, als das gewöhnliche Zuckerrohr ist, von den Ostindischen Inseln Bourbon und Mauritius gebracht worden, auf die es wahrscheinlich aus noch östlicheren Gegenden gekommen war. Vor der Ankunft jener Schiffe, war es zwar auch schon auf Jamaika gezogen worden, aber in so unbedeutender Quantität, daß es kaum der Mühe werth war, desselben zu erwähnen. Allein jetzt wurden die Spitzen des Rohres, von denen die erwähnten Schiffe eine große Menge geladen hatten, das Hundert zu fünf und zwanzig Pfund, mit der größten Begierde gekauft. Jede Spitze hatte vier bis sechs Augen, und nachdem man die besten herausgenommen hatte, verkaufte man von dem übrigen das Hundert noch immer für fünf Pfund. Man legte nun Pflanzschulen davon an und nun verdrängte die neue Pflanze die kleinere Rohrart bald allgemein. Nur in solchen Theilen der Insel behauptete diese noch ihre Rechte, wo, durch die natürliche Beschaffenheit des Bodens begünstigt, die Schößlinge, die man Ratoon's nennt, regelmäßig jährlich von neuem von selbst hervorwachsen und es also keiner neuen Anpflanzung bedarf, indem diese Ratoon's, die nach der ersten Anpflanzung in das neue urbar gemachte Land, aus der Wurzel

der ursprünglichen Pflanze wieder ausschlagen, dreißig, vierzig, auch fünfzig Jahre und zuweilen noch länger fortdauern, wie dies in dem Kirchspiele von Trelawney und in einem großen Theile des Kirchspieles von St. James der Fall ist.

Das Bourbonische Zuckerrohr unterscheidet sich von dem gewöhnlichen hauptsächlich durch seine Stärke und Höhe, indem es viermal stärker und viel höher ist. Die Rohrschößlinge, die von der Mitte des Stockes aus aufschießen, weichen vermöge ihrer Schwere nach allen Richtungen hin von der Perpendikularlinie ab, die Spitze dieser Art ist indessen verhältnißmäßig leichter, als die der gewöhnlichen Art, und der Anbau derselben ist auch mit einigen Nachtheilen verbunden. Es giebt nach der Behandlung in der Mühle weniger Brennmaterial, und die Spitzen oder Gipfel geben, da sie viel kleiner sind, als die von dem gewöhnlichen Zuckerrohr, viel weniger Futter für das Vieh: überdies sind sie sehr rauch, hart und unbeugsam und folglich nicht so leicht zu verdauen und so gesund, als die von der gewöhnlichen Rohrart, daher man da, wo man die größere Art anpflanzt, darauf bedacht seyn muß, Guineagras oder andere Grasarten anzubauen um dem Futtermangel vorzubeugen. Dagegen versichert man, daß im Durchschnitte das Bourbonische Zuckerrohr auf den Morgen wenigstens ein Drittheil Zucker mehr gebe, als die alte Rohrart, obgleich der von jener Art erhaltene Zucker um ein Achttheil oder Zehntheil spezifisch leichter ist, als der, den man von der alten Art bekömmt; auch hat es

noch die schätzbare Eigenschaft, daß sich der Saft desselben leichter abklärt und daß sich durch einen gehörigen Zusatz von weißem Kalk der schmuzige und schleimichte Schaum (scum) schneller daraus scheidet; und was den Zucker, den man davon bekömmt, betrifft, so ist er sowohl in Ansehung des Korns als auch der Farbe überhaupt vorzüglicher, als der von der gewöhnlichen Rohrart gewonnene.

Man hat in den letzteren Jahren auch noch verschiedene andere Zuckerrohrarten auf Jamaika eingeführt und angepflanzt, zum Beispiel: das Bandzuckerrohr, das grün gestreifte, das violette, das durchsichtige, das von Batavia oder das purpurfarbene, die alle ihre besonderen Vorzüge und Nachtheile haben, von denen allen aber keine einzige Art die Vorzüge des Bourbonischen Rohres besitzt. Nach dem Bourbonischen hält man das Bandzuckerrohr für das beste, und die Franzosen nennen es roth und Gold (rouge et d' or), weil es der Länge nach gelb und dunkelroth gestreift ist. Es wird so hoch als das Bourbonrohr, ist aber dünner und kann folglich dem Winde weniger widerstehen, als dieses. Die Spitzen desselben geben ein besseres Futter für das Vieh, und die es empfehlen, behaupten, daß der Saft desselben vorzüglicher sey und auch besseren Zucker gebe, als der, des Bourbonischen. — Das grüngestreifte Zuckerrohr ist eine Varietät des Bandrohres und ist von diesem nur dadurch verschieden, daß der eine Streifen desselben eine andere Farbe hat. Das violette Zuckerrohr aber wird nicht sehr geachtet, weil es, während es nach dem

Abschneiden auf dem Lande liegt, leicht aufreißet oder platzt. — Von dem durchsichtigen wird nur wenig gebaut, und auch das von Batavia, dessen Stängel und Blätter dunkel purpurroth sind, hat keine Eigenschaften, die es dem Pflanzer empfehlen könnten, es müßte denn seyn, daß es gegründet wäre, was man von ihm behauptet, nämlich daß es die Ratten allen anderen Arten vorzögen; denn wenn sich dies wirklich so verhielte, so dürfte man nur einige Pflanzen desselben unter bessere Rohrarten pflanzen, um diese zu sichern. Es wird zwar hier und da gebaut, aber weniger seines Nutzens, als der Liebhaberei wegen.

Daß jede dieser verschiedenen Rohrarten zu ihrem Anbaue auch einen verschiedenen Boden und ein verschiedenes Klima erfordern werde, ist leicht zu erachten. Das Klima der höher liegenden Theile aber, in dem Inneren der Insel, ist sehr verschieden von dem Klima der Niederungen, wie alle diejenigen aus eigener Erfahrung wissen, die die großen und trockenen Ebenen von Pedro durchreiset und das überschwemmte Kirchspiel von St. Georg, an der Nordseite der Insel, besucht haben. Das Bourbonische Zuckerrohr gedeiht in den meisten Arten des Bodens, wenn es aber, in einem Boden gepflanzt, der von Natur trocken ist, gute Aerndten geben soll, muß es von der Witterung begünstiget werden, das heißt: es muß ziemlich viel Regen bekommen, sonst wird es leicht und markig und die Rinde wird hart. Dies ist immer der Fall, wenn es auf trockenen, höher liegenden Feldern, und solchen, die dem Seewinde aus-

gesetzt sind, gebaut wird. Am besten treibt es in einem starken, strengen, mit guter Dammerde vermischten Boden, auch liebt es besonders eine grobe Kies- und Thonerde, die mit runden Feuersteinen vermischt ist, und wirklich ist auch keine Erdart mehr einer leichten Bearbeitung und Behandlung fähig, als diese. Alle Erdarten, die mit einzelnen Feuersteinen vermischt sind, sind gut, denn unter ihnen liegt gewöhnlich eine aus Kies und Thon bestehende Erdschicht, die gerade dicht genug ist, die Feuchtigkeit in einem gehörigen Verhältnisse an sich zu behalten, ohne die Wurzeln des Zuckerrohres zu hindern, sich auszubreiten und tief genug einzudringen. Das strenge Starkland des Kirchspiels von St. Mary ist dem Bourbonischen Zuckerrohr sehr vortheilhaft; indessen muß doch auch der reichliche Ertrag, den es daselbst giebt, einem großen Theile nach den starken Regen, die dort fallen, zugeschrieben werden. Das Bandrohr gedeiht allenthalben, wo das Bourbonische gedeiht, indessen behauptet man doch, daß es am besten in einem lockeren und leichten Boden fortkomme.

Da über die Art, das Land zur Anpflanzung des Zuckerrohres zuzubereiten, und über die Verfertigung des Zuckers selbst, in der vorstehenden Geschichte von Jamaika bereits das Nöthige gesagt worden, so theile ich hier meinen Lesern bloß noch einige Bemerkungen über die Arbeit der Neger auf den Zuckerplantagen und eine Verbesserung des Verfahrens bei dem Zuckersieden mit, die von einem erfahrenen Pflanzer herrührt.

Während der Aerndtezeit müssen eine große Anzahl

von Negern auch die ganze Nacht hindurch auf den Plantagen arbeiten, jedoch so, daß sie einander ablösen. Freilich kann es keinen schreiendern Mißbrauch geben, als dieser ist, und doch kann die Habsucht der Versuchung, sich desselben schuldig zu machen, nicht widerstehen. Indessen hat doch der Verfasser einen humanen Pflanzer geradezu behaupten hören, daß jener Gebrauch den Vortheil des Eigenthümers keinesweges befördere. Es ist auch in der That unverkennbar, daß die Sklaven nach einer schlaflosen Nacht nur verdrossen arbeiten, so wie man dies auch aus dem Erfolge sieht. Ja selbst die Anstrengungen der frischen Arbeiter lassen sehr bald nach, wenn sie sie in Gesellschaft derer beweisen müssen, die, weil sie der Ruhe und des Schlafes in der Nacht entbehren mußten, zu den Arbeiten des Tages ermattet, schläfrig und träge kommen. Auch wäre es billig, den Thieren die zur Ruhe bestimmte Zeit zu vergönnen. Die Zuckermühle sollte nie länger als bis Abends um zehn Uhr im Gange seyn, und in der Zuckersiederei sollte nur höchstens bis um zwölf Uhr gearbeitet werden. Auch werden in der Aerndtezeit die Arbeiten selbst während heftiger Regen nicht aufgeschoben, wie es doch eigentlich seyn sollte. Würden die zur Bereitung des Zuckers erforderlichen Werke und Geräthschaften immer in der gehörigen Ordnung erhalten, so daß sie zu allen Zeiten gebraucht werden könnten, so könnte auch außer der Aerndtezeit Zucker gemacht werden, und man wäre nicht genöthiget, zu jener Zeit die Nächte hindurch zu arbeiten; allein wenn die Aerndte vorbei ist, läßt man gewöhnlich die Geräthschaften in Unordnung gerathen.

Die Bewohner von Jamaika haben es zu keiner Zeit an Aufmunterungen auf die Verbesserung dieses ihres großen Handelszweiges zu denken fehlen lassen, und es sind auch von Vielen zu verschiedenen Zeiten Plane in dieser Absicht eingereicht worden, von denen ich aber hier nur eines, von einem würdigen Manne kommenden, erwähnen will. Doktor Higgins, ein berühmter Arzt und Chemiker nämlich, wurde im Jahre 1796 bewogen, seine Familie und seine ansehnlichen Besitzungen auf eine Zeitlang zu verlassen und nach Jamaika zu gehen, um dort seine Kenntnisse zum Vortheil der Insel anzuwenden und Verbesserungen in den Manufakturen der Haupthandelsartikel, des Zuckers und des Rums, einzurichten. In seiner dem Hause der Versammlung übergebenen Schrift über diese Gegenstände versichert er, daß er gewisse Prozesse entdeckt habe, wie der Zucker weißer, reiner und von größerem, innerem Werthe könne bereitet, der Rum angenehmer und gesünder gemacht, der Verlust der Melasse während des Ableitens verhütet, und von dem Brennmaterial könnte erspart werden. Seine Anerbietungen wurden angenommen und es wurden für jede Grafschaft Kommissarien angestellt, die die Aufsicht bei der Ausführung der vorgeschlagenen Verbesserungen führen sollten. Der Doktor blieb mehrere Jahre auf der Insel und widmete seine Talente dem Dienste derselben. Seine Verbesserungen betrafen vorzüglich die Einrichtung der kupfernen Kessel oder Pfannen und des Feuerheerdes, und hatten die Absicht, Brennmaterial zu ersparen und dennoch das Sieden des Zuckers zu beschleunigen und dabei zugleich zur

Verbesserung seiner Beschaffenheit beizutragen. Aber auch seine Trockenhäuser für den Abgang (trash) sind so gut eingerichtet, daß derselbe ungleich geschwinder kann gebraucht werden, als es vorher geschehen konnte. Seine Art, den Rum zu bereiten endlich, ist so beschaffen, daß die Güte desselben verbessert und die Quantität vermehrt wird, und dabei ist sie leicht, einfach und ökonomisch und verwahrt den Rum gegen die schädliche Beschaffenheit und den unangenehmen Geruch, den dieses Getränke zu haben pflegt, so lange es noch jung ist. Wenn der Destillateur sich bei seiner Arbeit eines guten Hydrometers mit einer Skale bedient, so kann er immer eines guten Erfolges versichert seyn; dann verliert er nichts von dem Zuckersafte, so daß ein Siebentel oder ein Achtel, das sonst davon verloren geht, erhalten wird, und vermittelst der Anwendung der von ihm empfohlnen Mittel und Handgriffe wird der Spiritus bis zu der erforderlichen Vollkommenheit rektificirt. Für diese Verbesserungen erhielt auch Doktor Higgins von dem Hause der Versammlung eine angemessene Belohnung; er bekam nämlich jährlich die Summe von eintausend und vierhundert Pfund und als er nach England zurückkehrte, noch tausend Pfund Sterlinge. Aber des Alles ohngeachtet versichert man, daß nur wenige Pflanzer diese Verbesserungen versucht und noch wenigere sie beibehalten haben, welches wahrscheinlich eine Folge der Macht der Gewohnheit ist, denn die Menschen müssen eben sowohl angetrieben als belehrt werden; wenigstens würde es schwer seyn, einen anderen Grund, als diesen, aufzufinden, warum die Pflanzer Verbesserungen ver-

nachlässigen, die einen so entschiedenen Beifall erhalten haben, und deren Urheber der verdienten Belohnung würdig erkannt worden ist.

Man hat schon oft die Frage aufgeworfen, wie es komme, daß man gegenwärtig von Jamaika nicht mehr den festen, Funken gebenden Zucker erhalte, der ehedem von dieser Insel eingeführt worden? und die beste Antwort auf diese Frage ist: weil die Pflanzer ihr Verfahren über die Kunst ihn zu machen hinaus verbessert haben. Die großen, mit Hahnen versehenen kupfernen Kessel, die mit einer Rinde von Schmutz, Schleim und noch anderen Unreinigkeiten überzogen, über dem Feuer dürftig kochen, haben den Zucker schlechter gemacht, anstatt ihn zu verbessern. In dem Kirchspiele St. Thomas glaubte man diesem Uebel dadurch abzuhelfen, daß man die Kessel abschäumte, aber es wurde doch nur zum Theil dadurch gehoben. Andere, die das Ansehn ihres Zuckers dadurch verbessert, daß sie das Rohr die gehörige Reife erlangen ließen und noch andere Umstände beachteten, schrieben doch jene Verbesserung ihren Kesseln mit Hähnen zu; allein man muß überhaupt dagegen bemerken, daß der Zucker, wenn er verfahren wird, nicht immer das schöne Aussehen behält, das er mit aus dem Raffinirhause bringt. — Es giebt aber eine Zuckerprobe, die nicht trügt, sondern sicher anzeigt, welcher Zucker auch dann noch gut seyn wird, wenn er über das Meer geschickt worden. Man lasse verschiedene Oxthofte von Zucker, der vor einem Monate bereitet worden, so wie sie in dem Raffinirhause (curing house) stehen, aus-

leeren, und untersuche den Zucker. Dabei wird man finden, daß er in einem größeren oder geringeren Grade spirituös, herbe und unangenehm schmeckt; welche Zuk=kerart nun die wenigsten dieser übeln Eigenschaften an sich hat, die wird nach der Reise oder der Versendung die beste seyn. Dieser Geschmack kann allerdings verbes=sert und der Zucker folglich vollkommner gemacht werden, so daß er während der Ueberfahrt nach Europa nicht so leicht dem Verderben ausgesetzt ist: aber man kann dies nicht bloß durch weite Kessel mit Hahnen, oder durch eine falsche Anwendung der Grundsätze von der Ver=dampfung bewirken, denn man bekömmt den Zucker nicht wie man das Salz erhält. Will man guten Zucker haben, so muß man folgenden Weg einschlagen.

Man muß nämlich dafür sorgen, daß die Flüssigkeit in der möglichst frühesten Periode des Prozesses eine Durchsichtigkeit bekomme, die der des Maderaweines gleich ist, anstatt daß man sich damit begnügt, daß sie wann sie in ein Glas geschüttet wird, aussieht, wie jun=ges unvergohrnes Bier. Dazu ist ein bestimmter Grad von Wärme, der Zusatz von etwas weißem Kalk und ge=höriges Abschaumen erforderlich. Ist dies geschehen, so muß die Flüssigkeit in dem Zustande einer vollkommenen Ruhe sich selbst überlassen werden, damit die ölichten und hefigten Theile Zeit bekommen, sich aus der reinen Flüssigkeit zu scheiden, welches zu befördern eben der Beistand des Feuers, aber auch noch der Zusatz einer dazu schicklichen Lauge erforderlich ist. Nach diesem er=sten Depurations= oder Reinigungsprozesse wird die

Flüssigkeit, wenn man sie in ein Glas füllt und eine kurze Zeit ruhig darinnen stehen läßt, eine partielle Durchsichtigkeit bekommen, indem sie noch mit ungleichen Streifen von darinnen schwebenden Substanzen vermischt ist, die eine Neigung zeigen, sich zu Boden zu setzen. Diese Erscheinung ist ein Beweis davon, daß das Gummi, der schleimigte Körper und andere hefigte Stoffe, die vorher mit der Flüssigkeit vermischt, und gleichsam in Auflösung darin enthalten waren, sich jetzt von ihr entbunden und los gemacht haben. Wenn sie nun vermöge der gegenseitigen Anziehung oder Verwandtschaft analoger Substanzen mit einander in Berührung kommen, so entsteht dadurch ein fester und inniger Zusammenhang von Theilen unter einander, und da nun durch diese verdickten Molken auch noch die feineren Theilchen der Unreinigkeiten angezogen und aufgefangen werden, so bekömmt dadurch die übrige Flüssigkeit eine vollkommene Durchsichtigkeit. Darauf folgt nun, um die Abklärung vollkommen zu machen, die letzte Periode des Prozesses, nämlich das Abziehen der Flüssigkeit, und wird diese schnell über einem starken Feuer übergezogen, so giebt sie einen guten, glänzenden und festen Zucker, der alle bisher bekannte Arten übertrifft. — Es muß jedoch hier auch bemerkt werden, daß es etwas unmögliches fordern hieße, wenn man verlangen wollte, daß der Zuckerrohrsaft die Durchsichtigkeit und Klarheit eines Krystalls oder des reinen Brunnenwassers bekommen solle; denn aller Zuckerrohrsaft enthält zwar zuckrige Salze, die der Krystallisation fähig sind, aber auch einen Rückstand, der sich durch den nämlichen Verdünstungsprozeß in Melasse

verwandeln läßt. Die Melasse (Zuckersyrup) ist, je nachdem der Zuckerrohrsaft beschaffen ist, bleicher oder dunkler, indessen mag doch auch die Wirkung des Feuers nicht wenig zu der dunkeln Farbe derselben beitragen. Die Entfärbung des Korns des Zuckers, steht mit der Entfärbung der Melasse im Verhältnisse; die Melasse wirkt bloß auf die äußere Oberfläche des Korns oder des Krystalls, der eigentlich und für sich genommen ganz weiß ist.

Auf andere Zweige der Landeskultur, die nicht mit den großen Marktartikeln der Insel in Verbindung stehen, hat man nur eine geringe Aufmerksamkeit verwendet. So ist der Geschmack für Gärtnerei unbekannt, oder zeigt sich doch nur an einzelnen Beispielen. Küchengewächse und einheimische Früchte giebt das Land ohne viele darauf verwendete Mühe; aber dasselbe so zu verschönern, daß das Auge mit Wohlgefallen darauf verweilen und in dem Gemüthe sanfte Gefühle dadurch geweckt werden könnten, das ist nicht in dem Geschmacke des Pflanzers, der gewöhnlich die Bearbeitung des Bodens dieses Landes bloß als das Mittel betrachtet, sich den Genuß der Vergnügungen eines anderen Himmelsstriches zu sichern. Indessen ist doch seit mehreren Jahren ein botanischer Garten angelegt worden, der der Insel Ehre macht. Doktor Broughton, ein auf Jamaika lebender Arzt und Botaniker von großem Rufe, drückt sich im Jahre 1796 so über denselben aus: „Als die Kolonie den „Garten in Liguanea ankaufte, enthielt er eine große „Menge nützlicher Bäume und Gesträuche, die man aus

„allen Theilen der Welt hieher zusammen gebracht hatte,
„und außerdem auch noch eine große Mannichfaltigkeit
„von Gewächsen, die bloß zur Zierde gepflanzt werden,
„und die so vertheilt waren, daß die Forderungen sowohl
„des Botanikers, als des Liebhabers des Gartenbaues
„überhaupt befriediget wurden. Seitdem aber scheint
„man diesen Garten mehr als eine Pflanzschule für aus-
„ländische Baum- und Straucharten betrachtet zu haben,
„und der Aufseher desselben hat daher seine Zeit und
„Sorgfalt vorzüglich auf die Einführung von sehr vieler-
„lei Arten solcher Gewächse von den Südseeinseln
„und anderen Theilen der Erde verwendet, um sie so
„fort zu pflanzen und zu vermehren, daß sie unter die
„Bewohner können vertheilt werden, und der Theil des
„Gartens, der für das Vergnügen und die Zierde be-
„stimmt war, ist nicht sonderlich mehr beachtet worden.
„Seit dem Jahre 1794 sind aus diesem Garten einige
„tausend Gewächse auf der Insel vertheilt worden, wel-
„che hauptsächlich in Brodfruchtbäumen, Brodbäumen,
„Zimmtbäumen, Kampherbäumen, Sassafrasbäumen,
„Sagobäumen, schwarzem Pfeffer, langem Pfeffer,
„Pfeffer von Guinea, Mangobäumen, Otaheitischen
„Aepfelbäumen, Gummi-arabicum-Bäumen (Mimosa
„nilotica), Mangustanbäumen, Olivenbäumen, Thee-
„pflanzen u. dergl. m. außer einer Anzahl weniger nutz-
barer Gewächse bestanden."

Dieser Garten verdient zwar in jeder Rücksicht als
eine wichtige Anlage betrachtet zu werden, aber am wohl-
thätigsten wird er der Insel doch durch den Anbau der

schätzbaren Produkte des Ostens, des Zimmtbaums, des Mangobaums und mehrerer anderer orientalischer Bäume. Seit den letzten zehn Jahren ist durch Mr. Buée's Aufmerksamkeit und Beharrlichkeit der Nelkenbaum von Dominika auf die Insel gebracht und mit glücklichem Erfolge angepflanzt worden. Die ersten Früchte davon sammelte er im Jahre 1795 ein. Nur zwei Bäume trugen damals, von denen er fünftehalb Pfund gereinigte Würznelken bekam, ob er gleich noch wenigstens zwei Pfund an den Bäumen hatte hängen lassen, um Mutternelken *) zur Fortpflanzung und Vermehrung des Baumes zu bekommen. Auch sammelte er noch ein halbes Pfund von der Erde auf, die vor der völligen Reife abgefallen waren, so daß diese beiden Bäume, die in diesem Jahre zum erstenmale trugen, eine Ausbeute von mehr als sieben Pfund Würznelken gaben. Den Nachrichten des Abbé Raynal zu Folge, trägt ein Gewürznägeleinbaum auf den Molukkischen Inseln jährlich ohngefähr drei Pfund Früchte; allein man hat auch dort die Gewohnheit, die Spitzen der Bäume acht bis neun Fuß tief abzuhauen, um die Früchte bequemer einsammeln zu können. In Cayenne aber, wo sie nicht abgehauen werden, werden die Bäume höher als Orangenbäume, und man versichert, daß dort jeder Baum vierzig bis fünfzig Pfund Früchte gebe. Mr. Buée schickte von seinen Gewürznägelein Proben an Sir Joseph Banks; dieser legte sie einem Kaufmanne vor, welcher

*) So nennt man die reifen zur Aussaat fähigen Beere des Nelkenbaums.

damit handelte, um sein Urtheil über die Güte derselben zu vernehmen, der ihm nach der Untersuchung derselben versicherte, daß man ihn schändlich hintergangen habe, indem man ihn Gewürznelken als ein Westindisches Produkt geschickt habe, die schlechterdings nirgend anders als in Ostindien könnten gewachsen seyn. Die nämlichen Proben wurden darauf einigen anderen vorzüglichen Gewürzhändlern zur Untersuchung vorgelegt, und auch diese waren einmüthig der Meinung, daß sie in jeder Rücksicht völlig eben so gut und brauchbar wären, als die von den Ostindischen Gewürzinseln.

Alle in dem botanischen Garten gezogene Gewächse werden im Ueberflusse auf der Insel vertheilt, und wenn ein Pflanzer eine besondere Art von Gewächsen zu haben wünscht, so darf er es nur einen Monat vorher anzeigen. Um die Kosten, die diese Einrichtung erfordert, bestreiten zu können, ist dem Garten eine gewisse Quantität von in seiner Nähe liegendem Land von der Direktion der Versammlung angewiesen und mit Kaffeebäumen bepflanzt worden, welches so viel abwirft, als zur Unterhaltung der Anstalt erforderlich ist.

Endlich wird auch der Brodfruchtbaum noch auf der Insel gezogen. Man verdankt die vollständige Bekanntschaft mit diesem nützlichen Baume auf Jamaika dem Kapitain Bligh, *) der im Jahre 1791 aus dem stillen

*) Man sehe dessen Reise in die Südsee. Die Versammlung bewilligte ihm eine Belohnung von tausend Guineen.

Meere daselbst ankam und außer vielen anderen Pflanzen auch ohngefähr sechshundert Brodfruchtbäume ans Land brachte. Da ihnen der Boden und das Klima zusagten, war es kein Wunder daß sie gediehen. Sie wurden vertheilt, anfänglich mit Eifer angepflanzt und versprachen der ganzen Insel wohlthätig zu werden. Allein als die Sache den Reiz der Neuheit verloren hatte, ließ dieser Eifer nach, und vielleicht giebt es nicht einen einzigen Pflanzer, der auf die Vermehrung des Baums mit der Absicht wäre bedacht gewesen, in demselben eine Hülfsquelle bei eintretendem Mangel zu haben. Da die Neger ihre lang gewohnten Nahrungsmittel vorziehen, hat man den Baum bloß hie und da zur Befriedigung der Neugierde angepflanzt. Nur ein einziger Kolonist, nämlich Mr. Campbell zu Saltspring in dem Kirchspiele Hannover, macht in dieser Rücksicht eine löbliche Ausnahme. Dieser hat Brodfruchtbäume mit Sorgfalt gebaut und einige tausend derselben mit so viel Einsicht vertheilt und umher angepflanzt, daß er, wenn etwa einmal Mangel an den gewöhnlichen Lebensmitteln entstehen sollte, große Vortheile davon haben wird. Auch beschämt er andere Pflanzer dadurch, daß er seine Anlagen nach den Regeln des Schönen und nach einem guten Geschmacke anordnet. Seine elegante Wohnung ist mit reizenden grünen Plätzen, Wäldchen und Gruppen von Gesträuchen umgeben, die ihr das Ansehn eines jener reizenden Landsitze geben, die Englands Boden verschönern und von dem guten Geschmacke seiner Bewohner zeugen.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß die Versamm-

lung von Jamaika den Ministern des Königs den Vorschlag gethan, drei Leuchtthürme für die Schiffe auf der Insel errichten zu lassen, und da der große Nutzen einer Einrichtung der Art nicht zu verkennen ist, so kann man wohl mit Zuversicht erwarten, daß dieser Vorschlag wirklich Gehör finden werde.

Fünfzehntes Kapitel.

Von den verschiedenen Arten von Agentschäften auf der Insel. — Vom Zustande der Sklaven. — Von den Anstalten die Neger zu Christen zu machen. — Ueber die gegenwärtige politische Lage der Insel.

Da die Besitzer mehrerer Güter und Pflanzungen auf Jamaika nicht auf der Insel leben, und wieder andere Besitzungen entweder Unmündigen u. s. w. angehören oder an Gläubiger verpfändet sind, so entsteht daraus eine besondere Klasse von Geschäftsmännern, nämlich die der Agenten, die in fremden Namen handeln und von denen die meisten eine drückende Last für die Insel sind, und um die Sache nicht stärker auszudrücken — mindestens von der Schwäche der Gesetzgebung zeugen. Diese Geschäftsmänner sind die Attorney's von Gütern, die Pfandgläubiger die das verpfändete Gut im Besitz haben, die Kanzleieinnehmer u. s. w. und sie haben es nach der bestehenden Einrichtung oft ganz in ihrer Gewalt, die eigentlichen Besitzer um ihr Eigenthum zu bringen. Der

Beweis dieser Behauptung wird sich aus dem Folgenden ergeben, obgleich damit nicht gesagt seyn soll, daß es unter dieser Klasse nicht auch rechtschaffene Männer gebe.

Unter einem Attorney eines Gutes ist ein Agent des eigentlichen Besitzers desselben zu verstehen, dessen Amt mit dem eines Verwalters (Steward) in England könnte verglichen werden, wenn sich jener von diesem nicht durch die Art dieses sein Amt zu verwalten, und durch das viel größere Ansehen, das für ihn damit verbunden ist, unterschiede; denn weil diese Kolonialverwalterschaft der sicherste Weg ist zu einem glänzenden Vermögen zu gelangen, so streben selbst Männer, die eigene Besitzungen haben und in großem Ansehen stehen, eifrig nach ihr. Es giebt aber zweierlei Attorney's, nämlich sechs Prozent- und besoldete Attorney's. Die ersteren heißen so, weil sie von allen Produkten der Güter die sie verwalten, sechs Prozent beziehen, da hingegen die letzteren von einigen nicht verschuldeten Pflanzern, die neuerlich die Entdeckung gemacht haben, daß man in Jamaika eben so gut wie in England einen Verwalter miethen kann, eine festgesetzte Besoldung bekommen, so daß die Eigenthümer jährlich einige tausend Pfund ersparen, die, anstatt ihre Agenten zu bereichern, nun in ihre eigene Börse fließen. Das Geschäfte beider Arten von Attorney's besteht darin, daß sie die Aufsicht über die Besitzungen ihrer Kommittenten auf der Insel führen und über ihre Vortheile wachen, indessen die letzteren selbst in Europa sich aufhalten.

Unter allen Uebeln nun die Jamaika drücken, und gegen die die Insel so laut um Hülfe ruft, ist eben das größte die Anstellung gewisser Attorney's für Waisen zur Verwaltung von verpfändeten Gütern, als Kuratoren, Exekutoren, Aufseher und Einnehmer unter dem Kanzleihofe: und dies hauptsächlich darum, weil allen diesen ein ungerechtes und unpolitisches Gesetz sechs Prozent von allen Einkünften der Güter, die unter ihrer Verwaltung und Direktion stehen, verwilligt. Man hat dies auch schon lange gefühlt und dem Uebel abzuhelfen gesucht, allein alle Versuche der Art wurden unglücklicherweise dadurch vereitelt, daß zu viele Glieder des Hauses der Versammlung ihr Interesse dabei fanden wenn es fortdauerte.

Daß der Vortheil der Attorney's nicht immer auch der Vortheil derjenigen ist, deren Güter sie verwalten, das ist eine unwidersprechliche Thatsache; aber diese Einrichtung hindert auch noch die Glückseligkeit der Sklaven und die Verbesserung ihres Zustandes und ihrer Lage, von der doch die Kolonisten jetzt selbst eingestehen, daß sie ein Gegenstand ihrer ernstesten Aufmerksamkeit geworden sey, und führt endlich öfters den gänzlichen Ruin des unglücklichen Pflanzers herbei, der sich weil er verschuldet ist, durch seine Lage genöthiget sieht, die Verwaltung seiner Güter einem von seinen Gläubigern, der gewöhnlich ein Großhändler (merchant) ist, angestellten Attorney zu übergeben, der dann dabei nicht vergißt für seinen eigenen Vortheil zu sorgen, und eben dies ist auch oft der Fall in Ansehung der Vormünder, der Aufseher

u. s. w. Das Gesetz, das diese Einrichtung gestattet, ist aber auch noch darin mangelhaft, daß es Belohnungen verwilliget, mit denen die dafür geleisteten Dienste in gar keinem Verhältnisse stehen und noch überdies gestattet, daß sie sich der Kurator oder Anwald von vielen Artikeln, deren Preise ihm vielleicht nicht einmal bekannt sind, selbst willkührlich bestimmen kann. So nimmt z. B. der Attorney von dem Zentner Zucker bald zwanzig bald mehr und selbst bis vierzig und fünfzig Schilling Prozent, je nachdem er mit seinem Kommittenten steht, und gewöhnlich nimmt er desto mehr, je stärker der Eigenthümer der Güter verschuldet ist. Aus der folgenden Darstellung der wahren Beschaffenheit der Sache, wird sich der Leser leicht eine Vorstellung davon machen können, wie nachtheilig diese Einrichtung für verschuldete Eigenthümer und selbst für ihre Gläubiger ist. Zuvörderst muß man bemerken, daß der Attorney nicht allemal aus den nächsten Anwohnern der unglücklichen Güter oder aus den Freunden des Eigenthümers derselben gewählt wird, sondern daß es oft ein Bewohner einer der Städte ist, den dieses Loos trifft, der vielleicht eben so wenig von der Verwaltung eines solchen Gutes versteht, als der Auskehrer der Kanzleistube, und man könnte in der That Einnehmer der Art mit der charakteristischen Benennung von Kanzleifegern bezeichnen. Diese Herren sehen nie oder doch selten die Güter, über welche sie die Direktion führen und haben auch keine andern Direktionen zu geben, als daß sie überhaupt befehlen, so viel Zucker als möglich zu machen, und ihn zu verschiffen. Alles also, was die Güter abwerfen, haben sie unter ih-

ren Händen, und in die Kanzleikasse findet den Weg auch nicht ein Dollar davon, denn da der Empfänger Kaution gemacht hat, so überredet man sich geflissentlich selbst, daß der ganze Schatz völlig eben so sicher in seinen Händen sey. Indeß nun die verschiedenen Kreditoren des Gutes den Streit um den Vorgang (priority) kämpfen, behält der Empfänger ruhig die Direktion der Verwaltung desselben, und läßt die Aerndten verschiffen und nimmt die Bezahlung dafür in seine Verwahrung. Endlich wird einem von den Schuldnern das Vorgangsrecht zuerkannt, und so ist er denn, weil er seinen Zweck erreicht hat, für eine Zeit lang beruhigt. Wenn er aber endlich sieht, daß er, während der Verwalter Schätze häuft, nichts bekömmt, so dringt er nun auf den Verkauf des Gutes, der denn auch wohl in fünf oder sechs Jahren, während welcher Zeit der Einnehmer immer fort die Einkünfte bezieht, bewilliget wird, aber darum doch nicht sogleich erfolgt, sondern wohl noch ein oder zwei Jahre verschoben wird, und wenn dann der Gläubiger von neuem darauf dringt, wird er nicht selten wieder, bis die nächste Aerndte vorüber sey, zur Geduld verwiesen. Nun wird denn endlich wirklich zum Verkauf geschritten, und der Käufer, der, wie natürlich, kein anderer als der Gläubiger, der das Vorgangsrecht hat, selbst ist, wird in den Besitz eines zu Grunde gerichteten Gutes gesetzt. Eine ähnliche Bewandniß hat es auch mit den anderen Arten von Verwaltern, und es kann nicht fehlen, daß wenn dieses System ferner besteht, und Großbrittanniens Großhändler fortfahren dasselbe zu un=

terstützen, der Wohlstand der Insel zu Grunde gerichtet werden müß.

Um so unbilliger ist es, daß die Agenten sich weigern von ihren Einnahmen einen Beitrag zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse zu geben. Als nach geendigtem Maronenkriege das Land von einer großen Schuldenlast gedrückt wurde, und nun auch noch die Entschädigung dererjenigen, die in diesem Kriege gelitten hatten, beträchtliche Summen erforderte, die, obgleich die Taxen so sehr als möglich waren erhöht worden, nicht aufgebracht werden konnten, sah sich die Regierung genöthiget Kapitalien gegen zehn Prozent Interesse aufzunehmen. Da nun diese Interessen schwer aufzubringen waren, indem die Pflanzer unmöglich noch mehr geben konnten, wurde der Vorschlag gethan, die Agenten aller Art zu nöthigen von ihren Einkünften die ihnen ihre Kommissionen abwarfen, dem Staate zehn Prozent abzugeben. Aus den Katastern des Landes erwies es sich, daß dieser Agenten hundert und neun und dreißig auf der Insel waren, und daß unter ihrer Verwaltung hundert und sechs Zuckerwerke standen, die 76,843 Orthoft und 3987 Tierces Zucker und 35,891 Puncheons Rum gaben. Diese brachten nach den damaligen Preisen, da das Orthoft Zucker vierzig Pfund, der Puncheon Rum aber fünf und zwanzig Pfund galt, nebst dem was aus andern Artikeln gelöst wurde, die Summe von 4,022,460 Pfund ein. Davon bekamen jene Agenten als Gebühren, nämlich sechs Prozent gerechnet, 241,347 Pfund und sie hätten also nach jenem Vorschlage eine

Abgabe von 24,134 Pfund zu den Staatsbedürfnissen entrichten müssen. Allein als dieser Vorschlag vor das Haus der Versammlnng gebracht und über ihn votirt wurde, wurde er mit siebenzehn Stimmen gegen dreizehn verworfen, weil die Attorney's eine entschiedene Majorität in der Versammlung behaupteten.

Zur Steuer der Wahrheit muß aber auch noch erinnert werden, daß um Betrügereien zu verhüten, wiederholte Verordnungen ergangen sind, die es den Attorney's und andern Agenten zur Pflicht machen, ihre Aerndten zu berechnen; allein aus eben jenem Grunde darf auch nicht verschwiegen werden, daß jene Verordnungen, gleich verschiedenen anderen Gesetzen der Kolonien zwar Staub in die Augen streuen und ziemlich gut klingen — daß es aber auch dies alles ist, was dadurch erreicht wird. Denn die Verbindlichkeit eine Aerndte zu berechnen, ist ja nicht auch die Verbindlichkeit eine gute Aerndte zu thun, und jenes Gesetz trägt schlechterdings nichts darzu bei, das oben beschriebene System, das auf den Untergang verschuldeter Pflanzer berechnet ist, zum Besten dieser unwirksam zu machen.

Ein anderer mit dem Wohlstande der Insel in einer engen Verbindung stehender Punkt ist der Sklavenhandel, gegen dessen Zulässigkeit sich in neueren Zeiten so viele Stimmen erhoben haben, und die im Gegentheile von den Kolonisten hartnäckig behauptet und sogar mit Gründen die sie aus dem Naturrechte und der Bibel hernahmen, vertheidiget worden ist. Um diesen Gründen vor dem

Englischen Parlamente noch mehr Gewicht und Nachdruck zu geben, berufte sich die Versammlung von Jamaika in einer an den König gerichteten Addresse vom Jahre 1797, die sie ihm überreichte, als über die Abschaffung des Sklavenhandels debattirt wurde, darauf: daß es ein altes von dem Könige selbst bestätigtes Recht der Kolonisten sey, Arbeiter aus Afrika holen zu dürfen, und daß sie oder ihre Vorfahren bloß unter der Bedingung aus England ausgewandert und sich auf der Insel niedergelassen hätten, daß sie nie in der Ausübung dieses Rechtes sollten gestört werden, und daß sie es daher auch schlechterdings nicht aufgeben könnten. — Indessen bestanden die Kolonisten nicht bloß fest auf der Behauptung dieses Rechtes, sondern sie erklärten auch zugleich, daß sie entschlossen wären alles zur Erleichterung der Negern, und besonders zur Hebung der Beschwerlichkeiten, die sie während der Reise zu dulden haben, zu thun. Ja, die Versammlung that noch mehr; um die Vermehrung der Neger auf der Insel selbst zu befördern, gab sie ein Gesetz, das auf die Einführung eines jeden Negers, der über fünf und zwanzig Jahre alt wäre, eine so große Abgabe an den König setzte, die dasselbe einem förmlichen Verbote gleich machte. Da auch das Parlament geneigt war den Sklavenhandel überhaupt, wenn auch nicht plötzlich und auf einmal, doch allmählich abzuschaffen, so wurden in dieser Rücksicht mehrere Verordnungen gegeben. Dahin gehörte besonders auch die Akte, durch welche alle diejenigen Patente zurückgenommen wurden, durch welche Ländereien an solche Personen waren gegeben worden, die sie nicht urbar gemacht hatten; denn da=

durch wurden der Ländereien, die man hätte anbauen können, weniger, man bedurfte also auch weniger Neger aus Afrika, und so hätte der Sklavenhandel sehr natürlich zuletzt ganz aufhören müssen. Allein die Kolonisten erklärten dagegen gerade zu, daß diese Maaßregel eine direkte Verletzung ihrer Rechte seyn würde, die ihnen als Brittischen Unterthanen zukämen, und daß die Bewohner von Jamaika jedes erlaubte Mittel anwenden müßten, dieselbe zu hintertreiben, indem sie hinzusetzten, daß sie vermöge ihrer Konstitution berechtiget wären, über Angelegenheiten, die ihre innere Verfassung beträfen, sich selbst Gesetze zu geben, und daß sie auch dieses Recht schon länger als ein volles Jahrhundert ausgeübt hätten, und daher das Parlament nicht befugt sey, ihnen dasselbe zu nehmen, oder sich in ihre inneren Angelegenheiten zu mischen. Da der Minister erklärt hatte, daß eine fernere Vermehrung der Negern den Weißen selbst höchst gefährlich werden könnte, stellte dagegen eine Comité des Hauses der Versammlung die Meinung auf, daß dann gerade das Gegentheil erfolgen werde, daß es dann bald nicht mehr möglich seyn werde, den Umfang der Plantagen zu erweitern, und folglich die Anzahl der Weißen auf eine beunruhigende Art werde vermindert werden u. s. w.

Ohnerachtet alles dessen, was in dem Englischen Parlamente gegen den Sklavenhandel ist gesagt worden, besteht er doch noch, und es ist in Jamaika's Zustand und Verfassung gegründet, daß er dort auch noch länger bestehen wird. So lange die Neger daselbst nicht das

Christenthum annehmen und sich bequemen in ordentlichen Ehen zu leben, wird die Zahl der auf der Insel gebornen Neger nie so stark werden, daß es der Einbringung anderer aus Afrika nicht mehr bedürfte. Wollte man sagen, daß man die Arbeiten auf den Plantagen durch freie Neger verrichten lassen könne, so würde dies allen darüber gemachten Erfahrungen widersprechen. Man hat noch kein Beispiel davon, daß sich ein freier Neger als ein Arbeiter auf einer Plantage vermiethet hätte. Selbst die Maronen thaten keine andere Arbeit, als daß sie Wälder niederhieben, und das Land reinigten und anpflanzten, wofür sie eine gewisse bestimmte Summe bekamen, und zwar thaten sie dies doch bloß wenn es ihnen beliebte, und sie eben einem Bedürfniß das sie gerade hatten, abzuhelfen wünschten; aber nie hat sich ein Marone oder freier Neger dazu bequemt, Zuckerrohr abzuschneiden, Karren zu beladen, Maulthiere zu treiben u. s. w. und von beinahe sechshundert Trelawney-Town-Maronen haben nicht mehr als vierzig oder fünfzig jemals Arbeiten für Kolonisten gethan und auch diese thaten sie nicht mit der Ordnung und Pünktlichkeit, wie sie auf einer Zuckerplantage gethan werden müssen, und von den zehntausend auf Jamaika befindlichen freien farbigen Leuten und Negern, würden gewiß nicht zehn sich versucht fühlen die erwähnten Arbeiten zu thun, und wenn sie auch damit jeden Tag einen Dollar verdienen könnten. Außer Arbeiten von der erwähnten Art aber muß ja auch jedes Gut noch Viehhüter, Wächter u. dgl. mehr haben, welches aber lauter Beschäftigungen sind, zu denen sich kein freier Mensch verstehen würde.

Der gegenwärtige Zustand der Neger auf **Jamaika** ist folgender. Sie sind die Arbeiter des Landes, und zwar hängt es eben so wenig von ihrer Willkühr ab, ob sie arbeiten wollen oder nicht, als sie von ihren unmittelbaren körperlichen Bedürfnissen dazu genöthiget werden, sondern ihre besondere individuelle Lage zwingt sie dazu; man befiehlt ihnen das Land zu bebauen, und fordert die Ausrichtung eines jeden ihnen anbefohlenen Geschäftes als eine Schuldigkeit von ihnen, die zu thun sie gezwungen sind. Die Art ihrer Arbeit richtet sich nach der Art des Landbaues zu der sie gebraucht werden, und ist der Hauptsache nach aus der kurzen Geschichte von Jamaika zu ersehen. Die Kolonialgesetze geben darüber folgende Verordnungen: Herren von Sklaven, welche Landeigenthümer sind, sind verbunden jedem einzelnen Sklaven eine gewisse Quantität Land anzuweisen und zu überlassen, die hinreichend ist, sich die nöthigen Bedürfnisse anzubauen, und ihm die dazu nöthige Zeit zu bewilligen, aber auch noch überdies zum Besten ihrer Sklaven ein Stück Land, das so groß ist, daß wenigstens auf zehn Neger ein Morgen kommt, mit Lebensmitteln und besonders Wurzelfrüchten anzupflanzen, und jeder Pflanzer, der dies nicht thut, soll in eine Strafe von fünfzig Pfund verfallen seyn. Herren von Sklaven, welche keine Ländereien besitzen, sind gehalten auf andere Art für den Unterhalt ihrer Neger zu sorgen. — Alle Eigenthümer ohne Ausnahme sind verbunden ihre kranken, alten und zur Arbeit unfähigen Neger zu behalten, und sie mit zweckmäßigen Lebensbedürfnissen zu versorgen, sie jährlich zu kleiden und sie in der christlichen Religion unter-

richten zu lassen. Wer einen Neger verstümmelt, wird um Geld und mit Gefängniß bestraft, und im Fall einer grausamen Behandlung, die sich ein Eigenthümer von Sklaven zu Schulden kommen läßt, wird ein so behandelter Sklave für frei erklärt, der Schuldige muß hundert Pfund Strafe an die Kirchspielsversammlung geben, und das Kirchspiel muß dem Neger so lange er lebt, jährlich zehn Pfund auszahlen, und die Richter und die Vorsteher des Kirchspiels haben die Pflicht auf sich, einen solchen Sklaven in Schutz zu nehmen. — Wer aus Muthwillen, mit Vorbedacht oder aus Blutdurst einen Sklaven tödtet, oder seinen Tod veranlaßt oder verursacht, soll wieder mit dem Tode bestraft werden. — Wer ohne hinlängliche Ursache einen Sklaven hart oder grausam schlägt, mißhandelt, peitscht, wund schlägt, verwundet oder einsperrt, soll mit Geld und Gefängniß bestraft werden. — Jede willkührliche Bestrafung ist dahin beschränkt, daß wenn man glaubt das begangene Verbrechen mit mehr als zehn Hieben bestrafen zu müssen, die Strafe auf der Plantage oder in der Niederlassung nicht anders als in Gegenwart des Eigenthümers oder Sachwalters, des Aufsehers, des Exekutors oder Administrators oder des Aufsehers, dem die Sorge für einen solchen Sklaven obliegt, darf vollzogen werden; auch darf dies in einem Arbeitshause oder Gefängnisse nicht anders als in Gegenwart des Aufsehers geschehen, so wie auch ein Sklave schlechterdings nicht mehr als neun und dreißig Hiebe bekommen darf, auch nicht zweimal an Einem Tage, oder nicht zum zweiten Male darf gehauen werden, bis er von den

Folgen der ersten Bestrafung wieder hergestellt ist. — Auf das Anlegen eiserner Halsbänder oder schwerer Ketten ist eine harte Strafe gesezt. — Wenn alte, kranke, oder zur Arbeit unfähige Neger von ihren Herren verlassen werden, und man diese nicht entdecken kann, so ist das Kirchspiel verbunden für sie zu sorgen. — Zu gewissen Zeiten des Jahres werden den Negern unter gewissen politischen Einschränkungen Festtage, und außer dem Sonntage alle vierzehn Tage ein Tag verwilliget, an welchem sie ihre Grundstücke bearbeiten können. — Außer der Aerndtezeit können sie nicht gezwungen werden früher als um fünf Uhr des Morgens, oder später als nach sieben Uhr des Abends auf der Plantage zu arbeiten, und dabei ist ihnen eine halbe Stunde zum Frühstücke und eine Zeit von zwei Stunden zur Mittagsmahlzeit bewilliget. — Den Kirchspielsversammlungen müssen jährlich über die Neger Geburts- und Todtenlisten eingereicht werden, und die Wundärzte sind ebenfalls angewiesen Todtenverzeichnisse von den während ihrer Kur verstorbenen Negern zu übergeben, und zwar bei Strafe von hundert Pfund. — Wenn sich aus der Vergleichung der Geburts- und Sterbefälle einer Plantage ergiebt, daß die Bevölkerung derselben zugenommen hat, so ist der Aufseher der Neger berechtiget von dem Eigenthümer für jeden Kopf, den er über die Zahl des verflossenen Jahres hat, drey Pfund zu fordern, die dem Eigenthümer dadurch wieder gutgethan werden, daß sie ihm von seinen Abgaben abgezogen werden. Jede Negerin, die sechs lebende Kinder hat, ist frei von aller harten Ar-

heit, und ihr Herr von jeder Abgabe auf sie, wenn er ihr die Mittel zu einem bequemen und hinlänglichen Unterhalte giebt. — Sklaven, welche Verbrechen begangen haben, auf die Transportation oder Todesstrafe gesetzt ist, werden von einer Jury, oder einem geschwornen Gerichte, das aus neun Geschwornen besteht, vor einem Sklavengerichte, das in dieser Absicht vor drei Richtern gehalten wird, verhört und gerichtet. Die Ausführung des Todesurtheils, das über einen Sklaven gefällt worden, muß öffentlich und auf eine feierliche Art geschehen; es giebt indeß nur eine Art der Todesstrafe für sie, nämlich das Hängen, und wenn mehrere an dem Verbrechen Theil genommen haben, wird, den Fall des Mordes und des Aufruhrs ausgenommen, nur einer von ihnen zum Tode verurtheilt. Ueber einen solchen Prozeß muß auch ein Protokoll geführt werden. Geringere Verbrechen und Vergehungen werden vor zwei Friedensrichtern summarisch behandelt, jedoch können diese nicht über fünfzig Hiebe, oder mehr als sechsmonatliche Gefangenschaft mit harter Arbeit als Strafe zuerkennen.

Aus diesen Gesetzen und Verordnungen ersieht man, daß die Regierung von Jamaika keinesweges gleichgültig gegen die Wohlfahrt der Neger ist, da jene Gesetze doch offenbar von Humanität und Menschenliebe zeugen, und man ohne den Unterschied zwischen Herren und Sklaven ganz aufzuheben, schwerlich bessere wird aufstellen können.

Indessen gestehen doch die Pflanzer selbst, daß in Bezug auf den Zustand der Sklaven noch lange nicht alles geschehen sey, was eigentlich geschehen müßte. Sie geben zu, daß es noch an einem Gerichtshofe fehlt, der ausdrücklich dazu bestimmt wäre, die Sklaven gegen die Beleidigungen harter Herren in Schutz zu nehmen; daß die Peitsche noch nicht abgeschafft ist; daß noch immer Neger Schulden wegen können verkauft werden; daß noch nicht viel zur Verbreitung der christlichen Religion unter ihnen geschehen ist, und daß man sie auch wohl noch des Sonntags arbeiten läßt; aber sie behaupten auch zugleich, daß die meisten dieser Beschuldigungen nur wenige Herren treffen, und daß sie das Gesetz deshalb verurtheile. Was die Peitsche betrifft, so haben in der That mehrere Pflanzer den Versuch gemacht sie abzuschaffen und an die Stelle derselben die sogenannten Neun-Strenge (cat o' nine tails) zu setzen; allein die Neger selbst kamen dagegen ein, und baten es lieber bei der Peitsche zu lassen, weil sie glaubten, daß bei jener Art der Strafe ihre Eingeweide litten, und ihre Weiber unfruchtbar gemacht würden; als man darauf die Sache auf die Entscheidung des ganzen Negerkorps ankommen ließ, stimmten sie allgemein für die Beibehaltung der Peitsche, die ihnen denn auch zu ihrer großen Freude bewilliget wurde.

Gerecht ist aber dagegen der Tadel, der die Schuldgesetze trifft, und die Mängel derselben rufen laut um Verbesserung und Abschaffung. So lange dieser Flecken noch das Kolonialsystem beschimpfet, so lange wird man

es auch noch mit Erfolg angreifen können, und die Gesetzgebung sollte es sich daher, um ihrer eigenen Ehre willen angelegen seyn lassen, auf Mittel zu denken, wie das Uebel ohne nachtheilige Folgen für das Ganze zu haben, könnte gehoben werden.

Eben so gerecht ist auch der den Pflanzern gemachte Vorwurf, daß sie es mit einer viel zu großen Gleichgültigkeit ansehen, daß ihre Neger keine Neigung zeigen die christliche Religion anzunehmen. Zwar giebt es allerdings unter den Gesetzen der Insel auch eines, das es allen Herren, Gebietern und Gebieterinnen und Eigenthümern von Sklaven und in deren Abwesenheit den Aufsehern derselben zur Pflicht macht, alles was sie thun können, wirklich zu thun, daß ihre Sklaven in den Grundsätzen der christlichen Religion Unterricht erhalten, daß sie fähig gemacht werden, die Taufe zu empfangen und dafür zu sorgen, daß sie dann auch wirklich getauft werden, und es ist auch den Geistlichen zur Pflicht gemacht, die Neger wirklich in der Lehre des Christenthums zu unterrichten, die diesen Unterricht verlangen — aber bis jetzt sind diese Verordnungen immer noch ohne Erfolg geblieben. Dies ließ sich auch schon aus dem Grunde nicht wohl anders erwarten, weil in der That viel zu wenig geistliche Lehrer auf der Insel angestellt sind, indem auf fünfzehnhundert Weiße nur Ein Pfarrer kömmt, und wenn man die ganze Volksmenge nimmt, das Verhältniß gar nur wie eins zu fünfzehntausend ist. Die Kirchspiele der Insel sind sehr groß und weitläuftig, und man könnte sie mit vollem Rechte Distrikte oder Grafschaften

nennen, indem ihrer auf der ganzen Insel nur zwanzig sind; soll also die Bekehrung der Neger zum Christenthume mit besserem Erfolge als bisher betrieben werden, so müssen mehrere Geistliche angestellt werden, und gleichsam als Missionarien unter den Negern leben.

Was die gegenwärtige politische Lage der Insel betrifft, so macht ihr besonders die Nachbarschaft von St. Domingo es nothwendig sehr auf ihrer Hut zu seyn, und nichts zu vernachlässigen, was zur Befestigung ihrer gegenwärtigen Verfassung dienen kann. Von inneren Feinden hingegen hat sie schwerlich wieder etwas zu fürchten, indem es nicht wahrscheinlich ist, daß jemals ein allgemeiner Aufstand der Neger Statt haben sollte. Ist auch ein Theil derselben unzufrieden mit seinen Herren, so ist dagegen wieder ein anderer Theil glücklich und den Herren ergeben, so daß man nicht zu fürchten hat, daß alle bei einem Aufstande gemeinschaftliche Sache machen sollten, und dies um so weniger, da sie es noch nie gethan haben, wie dies besonders der Maronenkrieg beweiset, sondern man vielmehr Beispiele davon hat, daß dergleichen Plane von treuen Negern sind entdeckt und verrathen worden. Aber außer dieser Anhänglichkeit der Neger an ihre Herren, die wirklich größer und allgemeiner ist, als die Gegner der Pflanzer gern zugeben möchten, giebt es auch noch andere Gründe, warum kein allgemeiner Aufstand so leicht zu befürchten ist. Dahin gehört, daß die freien farbigen Menschen und freien Neger sogleich bereit sind, jeden Aufstand unterdrücken zu helfen; daß die Sklaven nirgends her Waffen bekommen können; daß sie, wenn sie auch dergleichen hätten, sie

nicht zu brauchen verstehen, und daß sie sich meistens in den zunächst an dem Meere gelegenen Gegenden und den offenen Theilen des Landes befinden, mit dem Inneren desselben aber wenig bekannt sind. Sollte daher die Insel je wieder von inneren Feinden bedroht werden, so könnten dies keine anderen als entlaufene Negern seyn, die sich in die in dem Inneren der Insel liegenden Schluchten flüchten und von hieraus wohl andere unzufriedene Sklaven zum Aufstand reizen könnten. Aber auch dies zu verhüten, gäbe es ein leichtes Mittel, indem man ja nur weiße Menschen aufmuntern dürfte, sich tiefer in dem Inneren der Insel niederzulassen und anzubauen, wozu sich vorzüglich junge gesunde Teutsche sehr gut schicken würden, weil diese wackere Ansiedler sind. Aber auch der freien farbigen Menschen könnte man sich mit zur Beschützung des Landes bedienen, da viele von ihnen sehr verständig sind und eine gute Erziehung erhalten haben, die aber, ob sie gleich frei sind, keine von den Vortheilen und Vorzügen, die der Staat den weißen Bewohnern zugesteht, genießen. Würde man ihnen wenigstens einige davon ertheilen, so würde man gewiß desto sicherer auf ihren Beistand rechnen können. Es sind nun erst wenige Jahre verflossen, seit man ihnen das Recht zuerkannt hat, daß, wenn sie von einem weißen Menschen feindlich angegriffen werden, sie vor Gericht gegen denselben zeugen dürfen. Sie erhielten diese Vergünstigung nach geendigtem Maronenkriege, weil sie sich während desselben so gut benommen hatten, allein sie ist ihnen doch nur mit der Einschränkung ertheilt worden, daß kein anderer als der Beleidigte selbst in einem solchen

Falle gegen einen Weißen zeugen kann. Und doch ist es unbezweifelt gewiß, daß sowohl diese Menschenklasse als auch die freien Schwarzen Freunde der Regierung sind, und sie bei jeder Gelegenheit unterstützen, und es wäre daher wohl zu wünschen, daß ihnen der Staat mehrere zweckmäßige und jedem Individuum angemessene politische Privilegien und Vortheile gestatten und einige von allen Einschränkungen befreien möchte.

Beschützt von Großbrittannien und gesichert durch religiöse und politische Anordnungen und Verfügungen muß Jamaika eine Glückseligkeit genießen, wie sie nur immer der Zustand menschlicher Dinge zu genießen verstattet. Möge sie nur immer vollkommen und bleibend seyn!

Zugabe des Uebersetzers.

Wenn Dallas versichert, daß man in neueren Zeiten die Sklaven sowohl in den Kolonien, als auch schon auf der Reise dahin menschlicher als ehedem behandle, und daß diejenigen, die das Schicksal und die Lage derselben als höchst schrecklich schildern, die Sache, wenn auch in guter Absicht, übertreiben, so wird seine Versicherung auch durch die gerichtlichen Aussagen glaubwürdiger Männer in England bestätiget, die von dem Oberhause deshalb verhört worden und die Wahrheit ihrer Behauptungen beschworen haben. Da diese Aussagen vielleicht eben jetzt, da die Abschaffung des Sklavenhandels abermals von dem Englischen Parlamente verworfen worden, auch für Teutsche Leser Interesse haben möchten, und sie noch überdies zum Theil auch in näherer Beziehung mit der Geschichte von Jamaika stehen, so theilen wir ihnen dieselben hier noch mit.

Lord Macartney

erklärte und beschwur: daß nach seiner Ueberzeugung der arme Taglöhner in England viel beschwerlichere Arbeiten zu verrichten habe, als der Schwarze in Westindien und

daß die daselbst befindlichen Sklaven gehörig gekleidet und beköstiget würden und auch anständige Wohnungen hätten.

John Grant

Esqr. und ehemaliger Oberrichter auf Jamaika erklärte und beschwur, daß er ein und zwanzig Jahre auf Jamaika gelebt habe; daß die daselbst befindlichen Neger gut beköstiget und gekleidet würden, und daß sie einen solchen Ueberfluß von Lebensmitteln besäßen, daß die zwei großen Städte Spanischtown und Kingston von ihnen mit Schweinen, Federvieh und Gemüsen, die sie daselbst als ihr Eigenthum verkauften, versehen würden.

Er erklärte ferner: daß, nach seiner Ueberzeugung die Anzahl der auf Jamaika befindlichen Sklaven nicht hinreichend sey, das Land gehörig anzubauen, und daß daher immer von neuem andere müßten eingeführt werden; daß die Abschaffung des Sklavenhandels die kleineren Pflanzer bald zu Grunde richten müsse, weil sie sich dann außer Stand gesetzt sehen würden ihre Ländereien gehörig anzubauen und zu verbessern, und daß also diese Abschaffung die Kultur des Landes beeinträchtigen und zuletzt ganz vernichten, die Zahl der weißen Bewohner vermindern und die Schwarzen geneigter zum Aufstande machen werde.

Lewis Cutberth

Esqr. und Provost Marschall der Insel Jamaika hatte über zwanzig Jahre auf der Insel gewohnt, und ver-

sicherte eidlich: daß die Neger im Allgemeinen mit größter Menschlichkeit behandelt würden; daß jeder Herr von Sklaven, der es sich erlaubte diese allgemeine Regel zu verletzen, (welches jedoch sehr ungewöhnlich sey,) von allen übrigen Pflanzern verabscheut werde; daß wenn ein Aufseher, gesetzt er sey auch übrigens noch so brauchbar, unnöthige Strenge anwende, dies für einen hinlänglichen Grund gehalten werde ihn abzusetzen, und daß ihm auch nicht Ein Beispiel bekannt sey, daß den Negern jemals Arbeit über ihr Vermögen sey aufgelegt worden. Dagegen versicherte er, daß sich Sklaven wirklich Eigenthum erwerben und darüber nach Willkühr disponiren, indem sie oft die Tafel ihrer Herren mit den nöthigen Bedürfnissen um den gewöhnlichen Marktpreis versehen, ohne daß ein Beispiel davon bekannt sey, daß man von Seiten ihrer Gebieter jemals versucht habe, ihnen diese Rechte an ihrem Eigenthume zu schmälern.

Er war der Meinung: daß, wenn die Abschaffung des Sklavenhandels wirklich Statt haben sollte, die gänzliche Vernichtung der kleinen Pflanzer, welche die Miliz, die beste Vertheidigung des Landes gegen innere Unruhen sowohl als gegen Angriffe von außen bilden, die Folge davon seyn werde und daß daher künftig kein Europäer sein Leben daran wagen werde in jenen Klimaten zu arbeiten, weil er keine Aussicht auf einen entschädigenden Gewinn mehr haben werde.

Simon Taylor Esqr.

erklärte und beschwur: daß die Sklaven auf den Englischen Inseln in einem sehr behaglichen (comfortable)

Zustande lebten, indem sie bei ihrem Eigenthume geschützt würden und einen sehr beträchtlichen Viehhandel führten. Er bestätigte auch Mr. Cuthberts Meinung: die Vernichtung der Miliz durch die Aufhebung des Sklavenhandels und die für die Insel daraus erwachsende Gefahr betreffend.

Mr. Joseph Fayrar

wurde aufgefordert zu erklären, was er von dem Sklavenhandel in Afrika und von der Lage der Schwarzen daselbst wisse, und er sagte und beschwur: daß er selbst in Afrika, (um Sklaven zu kaufen,) gewesen und bis nach Aboma, ohngefähr hundert Englische Meilen von der Küste gekommen sey. Bei seiner Ankunft wurde er nach vielen vorhergegangenen wilden Zeremonien in den Pallast des Königs geführt. Da er über den Marktplatz gieng, sah er daselbst zwei menschliche Körper an den Fersen aufgehängt, und als er sich nach der Ursache davon erkundigte, sagte man ihm: daß sie für die Marktgeier bestimmt seyen, und er sah wirklich dergleichen Raubvögel von den Eingeweiden der Aufgehängten fressen. Man versicherte ihm auch, daß wenn ein solcher Körper aufgezehrt sey, immer wieder ein anderer an dessen Stelle aufgehängt werde.

Ueber den Thüren der Wohnungen des Königs und seiner Großen, waren eine ungeheure Menge von Menschenköpfen aufgesteckt, von denen Vögel fraßen. Auch die Mauer, die die Wohnung des Königs umgab, und einen Umfang von zwei Englischen Meilen hatte, war

mit Menschenköpfen verziert, die immer ohngefähr neun bis zehn Zoll aus einander standen. In der Stadt selbst sah er viele große Pfeiler von Menschenköpfen aufgerichtet, deren Körper zu verschiedenen Zeiten und vorzüglich an Festen, an denen der König Sklaven in die andere Welt zum Dienste seiner Vorfahren sendet, waren geopfert worden.

Er mußte sich deswegen lange in der Stadt verweilen, weil der König eben in den Krieg gezogen war, und während eines Krieges kein Handel getrieben wird. Er hatte überhaupt gefunden, daß überall, wo er gewesen, der Krieg dem Sklavenhandel nachtheilig sey, weil die meisten von den Gefangenen, die während seiner Anwesenheit gemacht wurden, getödtet, und ihre Köpfe dem Könige von Dahomey gesendet wurden.

Acht Monate darauf gieng Fayrar noch einmal nach Abome und kam gerade in der Periode dahin, als der König den Manen seiner Vorfahren seine gewöhnlichen Menschenopfer brachte, bei welcher Gelegenheit er sahe: daß fünfhundert Menschen, Männer, Weiber und Kinder, bei dieser Veranlassung getödtet wurden. Die Köpfe derselben wurden von den Körpern abgesondert, an den einen Schenkel des Körpers wurde dann ein Strick gebunden und der Körper damit umher geschleift, während der ihn begleitende Volkshaufe tanzte, sang und lachte. Mit dem Blute dieser unglücklichen Schlachtopfer des Aberglau-

bens und der Tyrannei wurde Erde vermischt, um davon die Wände eines Tempels zu machen den man dem verstorbenen Könige widmen wollte.

Dieser Zeuge erklärte noch, daß er durch eigene Beobachtung und durch eingezogene Erkundigungen überzeugt worden sey, daß der Sklavenhandel das Leben vieler Menschen erhalte, die sonst zur Verherrlichung ihrer Feste würden ermordet werden, und daß sogar die Sklaven, die er gekauft habe, ihm oft ihre Freude darüber bezeugt und gesagt hätten: daß es gut für sie sey, daß er sie gekauft habe, weil ihnen sonst gewiß die Köpfe würden abgeschlagen worden seyn. Ja, er hatte wirklich einstmals sieben Sklaven, die er erhandelt, aber nicht zu der bestimmten Zeit an sich genommen hatte, darüber verloren, indem sie auf Befehl des Königs getödtet wurden, weil ihn sein oberster Priester versichert hatte, daß unmittelbar ein Opfer müsse gebracht werden. Der König versprach ihm daher sieben andere.

John Barnes Esqr.

der Gouverneur in Senegal gewesen, erklärte, nachdem er geschworen hatte: daß der Sklavenhandel durch ganz Afrika allgemein herrschend sey, ja sogar zugleich mit dem gesellschaftlichen Beisammenleben in diesen Ländern entstanden zu seyn scheine; daß in dem Lande Jolof, dessen Sprache er vollkommen verstand, selbst die Benennung eines freien Mannes, bloß die

Bedeutung eines Herrn von Sklaven habe; daß wer gewisse Verbrechen begangen, zum Sklaven gemacht werde, daß mehrere ihre Freiheit oft aufgeben, um des Schutzes eines anderen theilhaftig zu werden, und noch öfterer um ernährt zu werden; daß viele wegen Zauberei verurtheilt werden, welche ein Verbrechen ist, das schon seit undenklichen Zeiten die ganze Familie des Verbrechers in die Sklaverei bringt.

Kriegsgefangene werden selten als Sklaven verkauft, sondern entweder getödtet, oder es wird ihnen gestattet sich loszukaufen. Er versichert gewiß zu wissen, daß man keinen unschuldigerweise eines Verbrechens beschuldige, um ihn zum Sklaven zu machen, und daß auch kein Fürst seine Unterthanen mit Gewalt aus ihren Familien reiße um sie zu Sklaven zu machen und als solche zu verkaufen.

Als er über den Zustand und die Lage eines Sklaven in Afrika befragt wurde, antwortete er: daß dies überhaupt der bedauernswürdigste Zustand sey in welchen ein menschliches Geschöpf gerathen könne; sie haben keine Sicherheit für ihre Person, keine Sicherheit für ihr Eigenthum, sondern sie sind ganz der Laune und der Willkühr eines Herrn unterworfen, den kein Gesetz für ihre Behandlung verantwortlich macht, und der sie, diejenigen, welche sich unmittelbar mit seiner Person beschäftigen, oder seine Kinder säugen ausgenommen, nach Gefallen tödten kann. Die eben genannten Sklaven haben

wenn sie eines Verbrechens beschuldigt werden, daß Recht zu fordern, vor ihren Mitsklaven verhört zu werden.

Auf ferneres Befragen sagte Mr. Barnes, daß er vier Monate auf den Inseln Barbados, Antigua, Jamaika und auf den Französischen Inseln Martinique und Guadeloupe gewesen sey und sich da überzeugt habe, daß auch die schlechteste Lage eines Sklaven auf diesen Inseln, dem besten Zustande eines solchen in Afrika weit vorzuziehen sey.

Er machte auch verschiedene Reisen von Afrika nach Westindien, und immer in Schiffen, welche Sklaven am Bord hatten, und versichert, daß er Zeuge davon sey, daß diese mit Humanität behandelt, gut verköstiget und wenn sie erkrankten, mit der möglichsten Sorgfalt gepflegt würden; daß sie gewöhnlich vergnügt und munter wären, und bei ihrer Ankunft in Westindien ein großes Vergnügen bezeugten so viele Menschen von ihrer Farbe und die Art ihrer Beschäftigung zu sehen.

Mr. Thomas Sharpleß

nachdem er geschworen hatte, daß er von dem Jahre 1783 an bis zu dem Jahre 1789 in Afrika gewesen, aber nie davon gehört habe, daß ein Fürst seine Unterthanen aus ihren Wohnungen reiße, um sie als Sklaven zu verkaufen.

Da er gefragt wurde: ob nicht Kriege in der Absicht

geführt würden, um sich Sklaven zu verschaffen? so antwortete er, daß Kriege gerade den Sklavenhandel hemmten, also das Gegentheil bewirkten.

Auch versicherte er, daß er nie von einem Falle gehört habe, da man sich Sklaven durch List oder Gewalt verschafft habe und er sey überzeugt, daß wer einen Versuch der Art machen wolle, werde ergriffen und selbst als Sklave verkauft werden. Uebrigens sey ihm auch nicht Ein Beispiel davon bekannt, daß je ein Sklave das Verlangen bezeugt habe, in sein Vaterland, zurückzukehren.

Anmerkung des Herausgebers.

Daß vorstehende Angaben sehr einseitig sind, ist in die Augen springend. Sklaverei ist immer ein widernatürlicher Zustand des freigebornen Menschen, und der Negerhandel ein Brandmal der Europäer. Mag es seyn, daß hie und da Negersklaven von ihren Herren gut gehalten werden, so bleibt doch immer ihr Zustand eine Herabwürdigung der Menschheit und wie offenkundig ist es nicht, daß ein großer Theil von Pflanzern ihre Sklaven unnatürlich mißhandeln! Mag auch mancher arme Taglöhner in Europa schwerere Arbeiten als ein Negersklave verrichten, so ist und bleibt er doch frei, und das Gefühl

seiner Freiheit stählt seinen Muth; er ist nicht gewaltsam seinem Vaterlande, seinen Anverwandten, allem was ihm lieb und theuer war entrissen, und im Schoße der Seinigen vergißt er am Abende leicht die Mühseligkeiten des Tages; kein Treiber steht mit blutiger Peitsche hinter ihm, und was er im Schweiße des Angesichts verdient, ist sein. Zwischen dem Stande eines Taglöhners und der Sklaverei oder Leibeigenschaft kann nie eine Parallele Statt finden.

Mag es seyn, daß hie da ein Negersklave im Dienste eines guten Herrn sein Vaterland und seine Familie vergißt, so wütet doch Verzweiflung im Busen von tausend anderen, oder der Leichtsinn macht sie lasterhaft.

Wenn der Tyrann von Dahome seine Palläste mit Menschenschädeln schmückt, wenn er zum Zeitvertreibe Sklaven opfern läßt, und dadurch seine leibeigenen Unterthanen zu dem sonst unnatürlichen Wunsche zwingt, lieber Sklaven von Fremdlingen fern von ihrem Vaterlande zu seyn, um nicht jeden Augenblick ihren Kopf der Laune ihres Wütrichs ausgesetzt zu sehen; so ist dies noch kein Beweis, daß gleiche Unmenschlichkeit in ganz Afrika herrsche; im Gegentheil sind solche Grausamkeiten nur Ausnahmen von der Regel und sind von den Europäern bloß in sehr wenigen Gegenden gefunden worden.

Daß der Negerhandel die Ursache ist, warum Negerfürsten Verbrecher und Kriegsgefangene aus Eigennutz nicht mehr so leicht hinrichten lassen, sondern lieber

verkaufen, ist nicht zu läugnen; aber eben so wahr ist es, daß der Durst nach Branntwein und die Begierde nach andern Europäischen Tändeleien die meisten schwarzen Despoten zu der schreienden Ungerechtigkeit verleitet, ihre schuldlosen Unterthanen zu verkaufen, oder friedliche Völkerschaften zu überfallen und ihre Nachbarn zu bekriegen, um Sklaven zu erhaschen, und durch sie die ihnen so unentbehrlich gewordenen Bedürfnisse einhandeln zu können. Die Berichte der unparteiischsten Reisebeschreiber wimmeln von Beispielen dieser Art. Ist es ja doch bekannt, daß Negerfürsten förmliche Sklavenjagden anstellen, wenn die Zeit herannahet, wo sie diese beliebte Handelswaare vertauschen können. — Kurz es erhellet aus den neuesten und zuverlässigsten Reisebeschreibungen, daß der ungleich größte Theil der Negern nicht nur gezwungen, sondern auch mit dem tödlichsten Gram im Herzen in die Europäische Sklaverei geht. Was ist dagegen die liebevollste Behandlung die hie und da irgend ein gutmüthiger Herr ihnen wiederfahren läßt. Auch ein goldner Bauer bleibt immer ein Gefängniß.

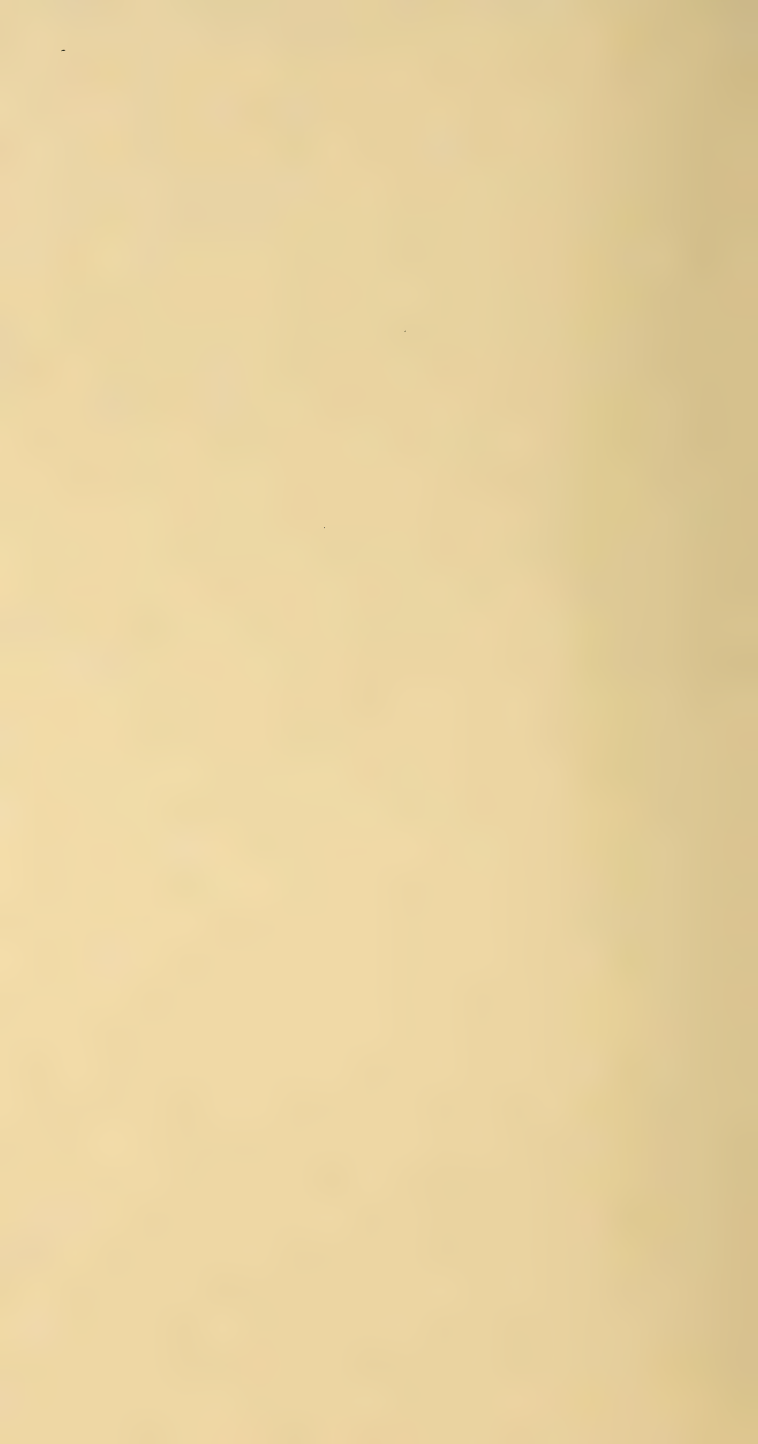
Daß aber auch die Negersklaven nicht im Allgemeinen von ihren Europäischen Herren gut behandelt werden, und daß auch in den neuesten Zeiten die Sklavenhändler zum Theil aus wahren Unmenschen bestehen, davon sind der Beweise so viele vorhanden, daß keine beschwornen Zeugnisse einzelner, wahrscheinlich parteiischer oder herzloser Menschen oder egoistischer Philosophen, welche die Negern für eine geringere Gattung als die Weißen, und daher durch einen Trugschluß für eine von der Natur

schon zur Sklaverei bestimmten Menschenrasse halten, gegen dieselben gelten können.

Die vorstehenden Aussagen bleiben daher alle bloß einseitige Angaben. Audiatur et altera pars! —



Westliche Länge von London
30′
Hormigos
Var: 6° Oestl.
Ocho Rios Bay
White River Bay
Rio Nuevo Bay
White R.
Rio Nuevo
St.
N.E. End
Long Bay
Manchioneel Harbour
St. Th
in the Vale
Town
Roen
18°
E S E X
St. John
in the East
Morant Pt.
Span
St. Dorothy
Browns
The Folly
Port Morant
Old Harbour
Portland
30′
Meilen.
30
77°
76°





CHARTE
von
JAMAICA
In Kirchspiele eingetheilt,
und mit den Poststraßen
Weimar,
Im Verlage des Geographischen Instituts
1805.
76° Westliche Länge von London
78°
77°
Maasst. von 10 Teutsch Meilen.
Maasst. von 30 Engl. Meilen.
C O R N W A L L
M I D D L E S E X
S U R R Y
Hanover
Westmoreland
St. James
Trelawny
St. Elizabeth
St. Ann
Clarendon
Vere
St. Mary
St. Thomas in the Vale
St. John
St. Dorothy
Catherine
St. Andrew
St. George
Portland
Port Royal
St. David
St. Thomas in the East
Kingston
Spanish Town
Trelawny Town
Long Bay
Hell Shire Point
Portland Point
Old Harbour



